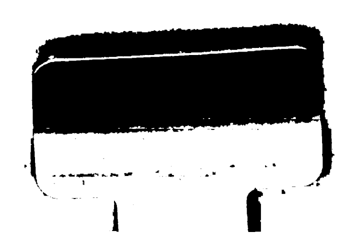

UC-NRLF
$B 272 495





Shakespeare'sche Probleme.

Neue Folge.

Troïlus und Cressida.

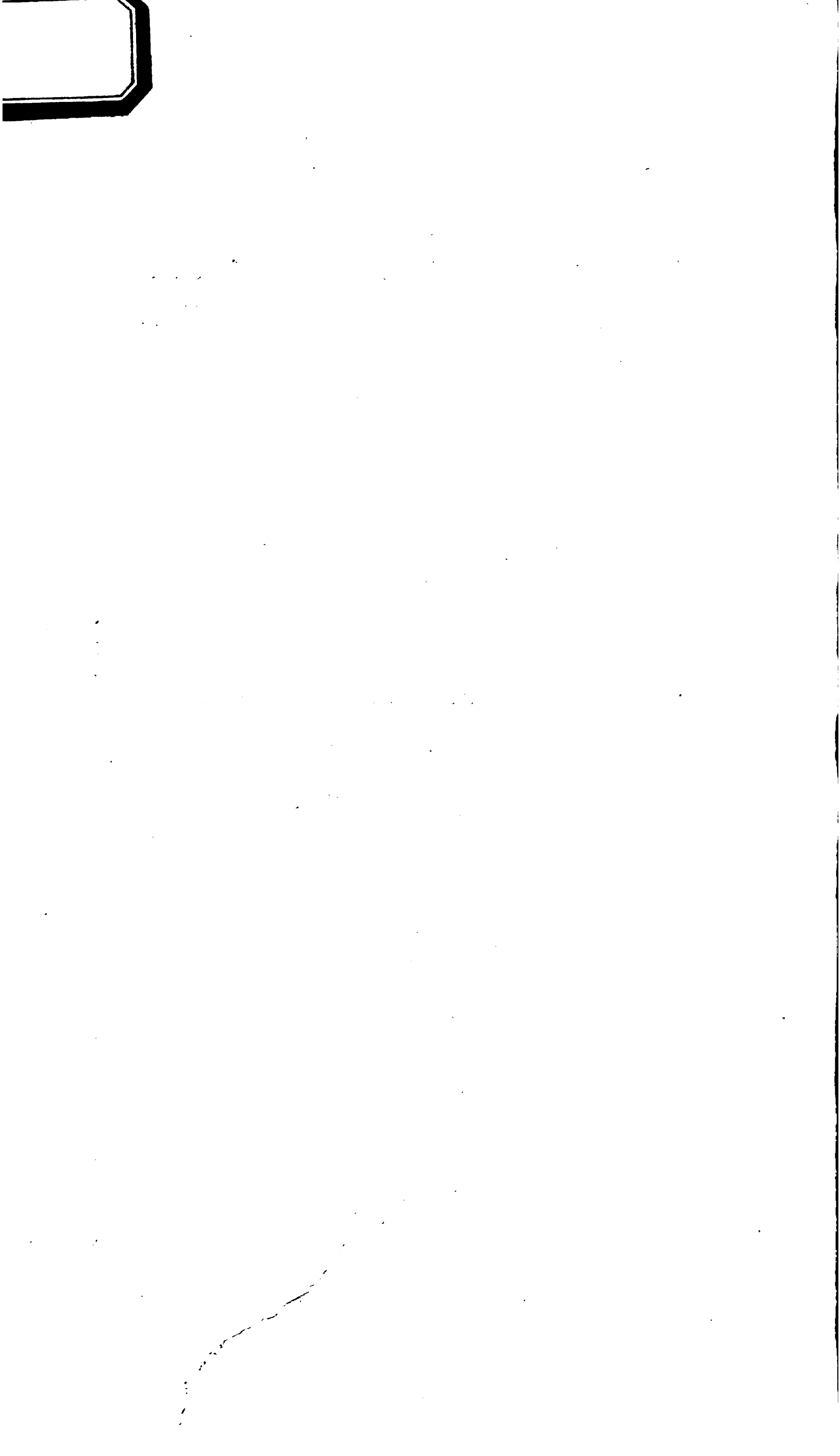
Bearbeitet und mit einem erklärenden Vorwort versehen

von

Adolf Gelber.



Wien,
Verlag von Carl Konegen.
1898.

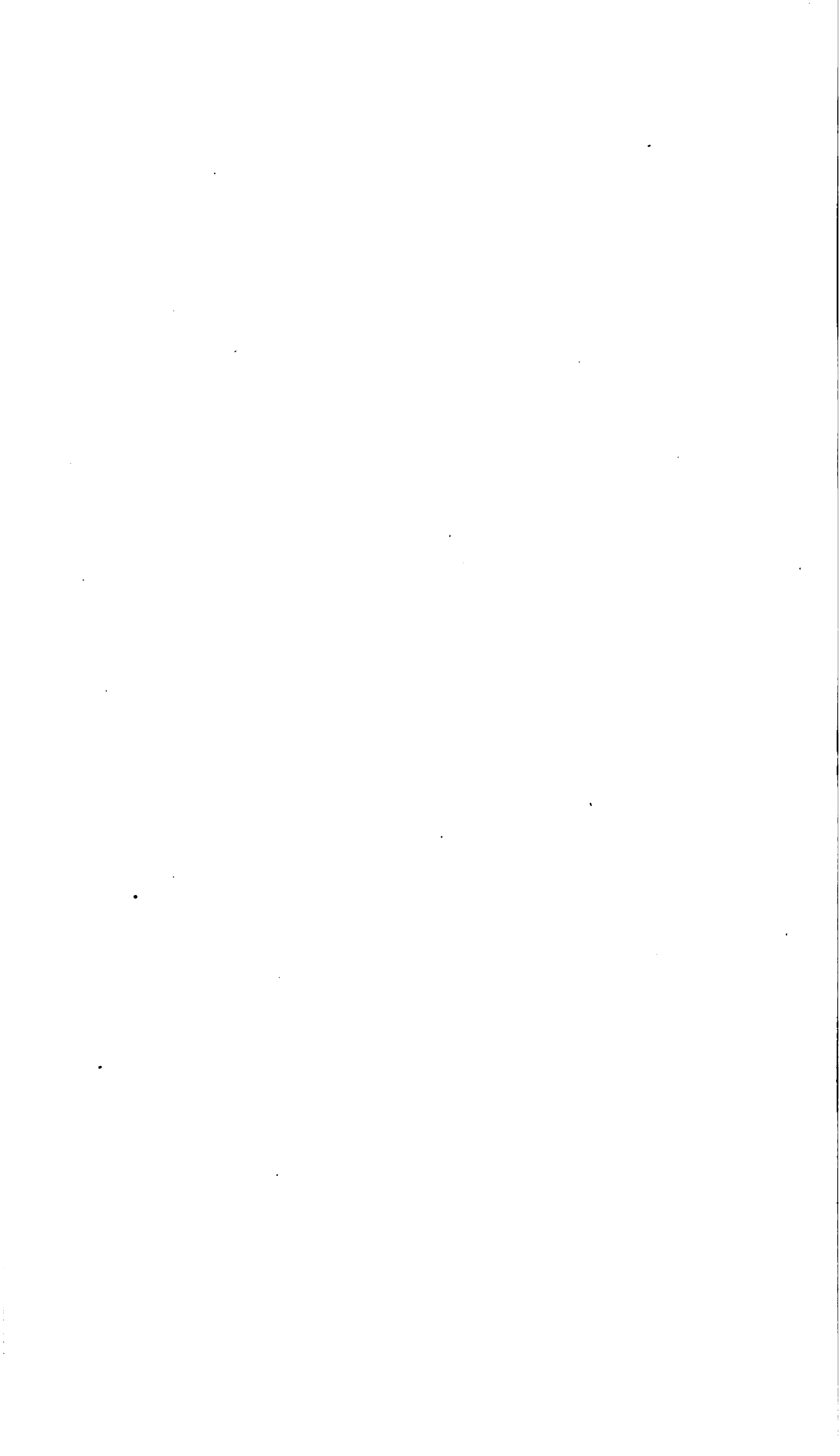


Shakespeare'sche Probleme.

Neue Folge.

Von

Adolf Gelber.



Shakespeare'sche Probleme.

Neue Folge.

Troïlus und Cressida.

Bearbeitet und mit einem erklärenden Vorwort versehen

von

Adolf Gelber.



Wien,
Verlag von Carl Konegen.
1898.

Dem

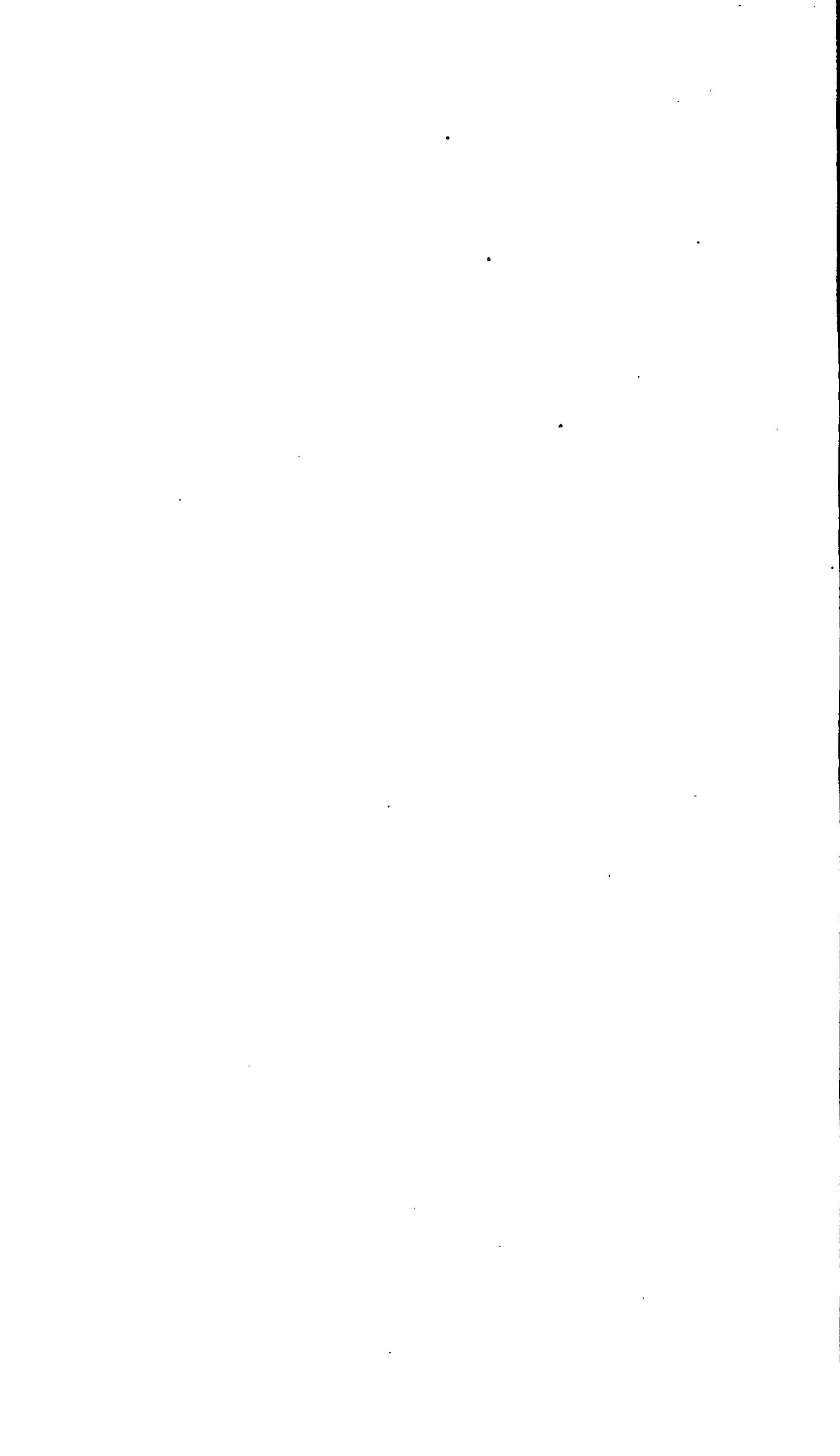
treuen Wahrer edler, künstlerischer Gesinnung,

Meister

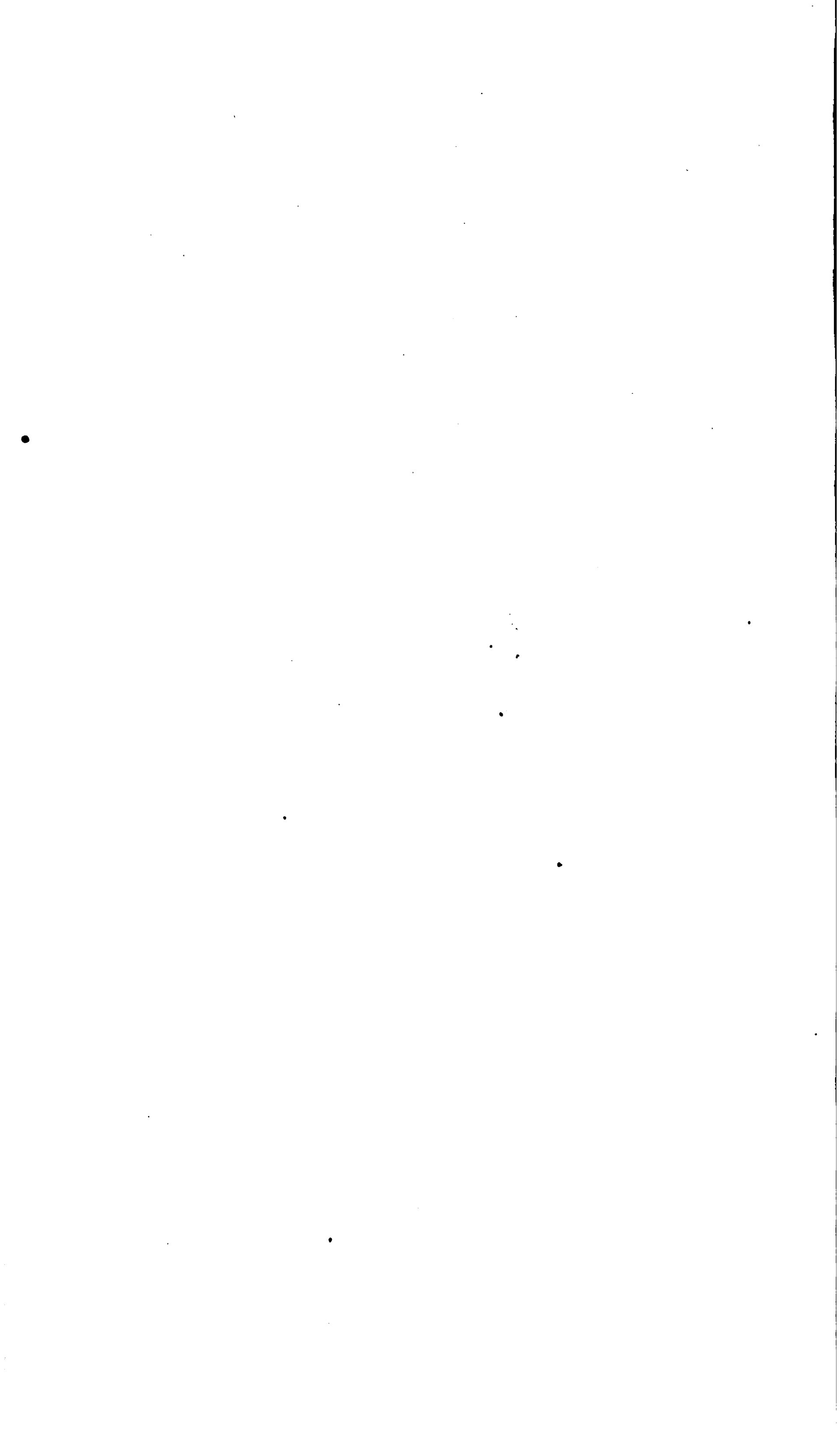
Joseph Lewinsky

in Verehrung zugeeignet

vom Verfasser.



Inhaltsverzeichnis.



Vorwort.

I. Das Ethos bei Shakespeare und Homer.

Wozu künsteln und es in erheuchelter Überobjectivität noch verhehlen? Indem ich daran schreite, dieses Buch der Öffentlichkeit zu übergeben, soll der Leser keinen Augenblick im Zweifel darüber sein, dass für mich „Troïlus und Cressida" eines der gewaltigsten Erzeugnisse der Weltliteratur ist, und dass ich kein beschämenderes Zeugnis für unsere Dramenfremdheit kenne, als eben das Schicksal dieses erhabenen Gedichtes, das noch heute, an der Schwelle des 20. Jahrhunderts, Gebildeten und Ungebildeten gleich unbekannt ist. Ja, die große Menge erinnert sich kaum seines Namens, vielen Shakespeare-Beflissenen sind ohne Vorbereitung nicht einmal die Rudimente der Handlung gegenwärtig, und alle nennen das Gedicht eine wüste Verirrung des Dichters, ein abschreckendes Denkmal seines zuweilen wilden und ungenießbaren Geistes. Alle sprechen sie so, ohne Einschränkung, von dem ersten, der bei uns über „Troïlus" schrieb, bis auf den jüngsten, denn auch in dem letzten großen Fachwerke, das uns der Büchermarkt gebracht hat, in Brandes' „Shakespeare", finden wir auseinandergesetzt, dass „Troïlus" unseren theuersten Kunstglauben roh beleidigt und uns darum immer abstoßen muss. Mit dem Ingrimm eines Puritaners, sagt Brandes, habe der Engländer den homerischen Stoff misshandelt, aus unauslöschlicher Abneigung gegen den Griechen, für den ihm das Organ fehlte, den Stoff zerschlagen und verzerrt. Nun, mich für meine Person drängte es beim Anhören solcher Todesurtheile zur immer neuen Überschau über das Wissen und die Einsichten, die der Shakespear'sche

Geist umfasste, und wenn ich mich erinnerte, wie selbst das Entlegenste ihm immer nahe war, konnte ich es nicht begreifen, dass gerade die lichteste und durchsichtigste aller Schönheiten ihm fremd und antipathisch gewesen sein soll. Und ruhig sage ich es: es ergieng diesem Werke noch schlimmer als den manchen anderen Hervorbringungen des Dichters, die, um mit Herder zu sprechen, nach Willkür entschuldigt, nach Willkür verleumdet worden sind. Von blinden Richtern auf das grausamste miss-handelt, hat es bisher niemanden gefunden, der an seine Schönheit geglaubt und es in seiner Reinheit wiederhergestellt hat. Indem ich mich nun aber nach meinen bescheidenen Kräften dieser Aufgabe unterfange, kann ich es leider nicht verhindern, dass der Leser zuweilen in dem Gestrüpp der vielen sich ergebenden Detailfragen unmuthig wird. Denn was bleibt übrig, als alles, mag es auch fürs erste unwichtig scheinen, auf das schärfste zu controlieren, da hier im versteckteſten Winkel oft der tödlichste Irrthum nistet und frisst. Denn nicht einmal in der Hamlet-Frage ist alles, vom Kleinsten bis zum Größten hinauf, in solchem Maße ein Opfer der Entstellung und der Misverständnisse geworden; kein literarisches Gebilde ward unter einer solchen Kruste wüster Irrthümer, beleidigender Leichtfertigkeiten, unsinniger Annahmen und Widersprüche begraben, wie dieses große, keinem Meisterwerke der Literatur an Gewalt nachstehende Gedicht. Und wenn der Leser es dereinst bewundern lernt, dann wird er mit mir den Stand der Geister beklagen, die das Mächtige so fürchterlich entstellten, dass zu seiner lichten Auferstehungsfeier die Arbeit eines Kritikers nothwendig ward.

Und nun noch ein Wort zur Vorbemerkung. Ich habe zu gewärtigen, dass man aus der Hand der ernsten Erwägung keinen Beweis wird annehmen wollen, denn man liebt bei uns zu Lande die Sprache des Verstandes nicht. Ja, ruft man den Kunstverstand an, der nicht bloß unsicheren Gefühlen nachgibt, sondern zu den Potenzen des Künstlers auch eine starke und verständige Logik rechnet, die erkannt werden muss

und in deren Vorhandensein eine der größten und nützlichsten Schönheiten des Werkes gelegen ist, dann wird man leichtlich zu den Tüftlern, zu den Meistern des „Reim' dich oder ich friss dich“ geworfen, obzwar ja ohne diesen, an das Zweckvolle glaubenden und selbst logisch vorgehenden Verstand Winkelmann, Lessing und Herder heute nichts wären als in vergessenen Gräbern modernde Utilitäten, und die deutsche Kritik kahl stünde, wie sie es vorher war.

Wenden wir uns nun zur Sache selbst, so begegnen wir gleich beim ersten Schritte einer Schlussfolgerung, die wohl einem Advocaten anstünde, dem jeder Grund willkommen ist, wenn er nur rasch seinen Dienst thut, die jedoch in einer, der Wahrheit zustrebenden Untersuchung sicherlich durchaus unstatthaft ist. Nämlich, wir pflegen, wie man weiß, mit frohem Staunen von der Wahrheit zu sprechen, mit der Schiller die Schweiz geschildert hat, ohne selbst dort gewesen zu sein; ebenso scheint es uns groß, aber nicht unbegreiflich, dass Goethe, ohne Kenntnis einer orientalischen Sprache, doch die tiefste Anschauung der östlichen Welt besaß. Braucht es noch anderer Beispiele? Nein, diese Dinge pflegt man unter vernünftigen Menschen nicht mehr weitläufig zu erörtern; Victor Hugo schrieb seine Morgenländischen Dichtungen, Flaubert seine Carthagische Salambo, Byron seine Hebräischen Melodien ohne vorhergegangenen Cursus des arabischen, carthagischen, hebräischen Idioms, und die Tiziane schwelgten in der Welt der Antike ohne Ausarbeitung griechischer Compositionen, auf welche ein Schulmeister sein Vorzüglich schrieb. Was brauchte es dessen? Sie begriffen den fremden Geist, auch wenn der Schrein der Sprache ihnen verschlossen war, in dem er uranfänglich lebte; denn ahnungsvoll-überlegene Geister haben es in ihrer Macht, aus Theilen das Ganze, aus Andeutungen einen großen Zusammenhang zu errathen und, auf die Natur der Dinge sehend, die Geschichte unseres Geschlechtes zu entziffern, auch wenn dieselbe in einer fremden Sprache niedergeschrieben ist.

Dies wissen wir alle genau, und darum geschieht es ja, dass wir Deutsche in unseren Schriften fast regelmäßig die mit ihrem Bücherstaub prunkenden Wagners verhöhnen und uns über die hochmüthigen Jonsons lustig machen, denen Shakespeare so wenig ist, weil er in den alten Sprachen minder bewandert war. Und ist davon die Rede, dann fragen wir, ob nicht Shakespeare jene blendenden Historien schuf, in denen mehr des italienischen Incarnates glüht, als in jedem Italiener, und ob nicht seine Caesaren römischer sind, als Jonsons Sejanus, trotzdem er das Lateinische minder verstand. Nun, und nach alledem, wie sind wir ungeheuer vergesslich, wie überkömmt uns plötzlich wieder der Bildungshochmuth, sobald es um „Troïlus und Cressida“ geht! Denn da werden wir anderen Sinnes, erinnern uns, dass wir Gymnasiasten gewesen, und rufen, dass der alles Gewesene sattsam durchdringende Blick mit einemmale matt ward, und dass Shakespeare den Homer nicht begreifen konnte, weil er das Griechische nicht verstand. Und zwar sagt man dies, als ob er von dem Griechenthum hermetisch abgeschlossen gewesen wäre; und war dem etwa wirklich der Fall? Keineswegs; er hatte Mittler mit dem hellenischen Wesen, der ganze Kreis, in dem er sich bewegte, war mit der Antike vertraut. In Raleighs und Southamptons, in Pembrokes, Jonsons und Chapmans Gesellschaft drehten sich die Gespräche noch um anderes als um Modeangelegenheiten, man zergliederte die Alten, äußerte Missfallen und Beifall, betrachtete die Vermählung von Stoff und Form, und zog aus der Vergangenheit der Kunst wie der Menschen Lehren für ihre Gegenwart. Und saß einer dabei, der aufmerksam hinhorchte, so nahm er die Vorstellung der alten schönen Welt in sich auf, ob auch sein Mund der alten Sprache unkundig war. Und diesem Kreise war Shakespeare nicht fremd; wisst ihr es nicht? In euren Shakespeare-Jahrbüchern habt ihr ja zu Hunderten Beweise hiefür gesammelt und gesichtet. Ja, namentlich mit dem für das Alterthum begeisterten Jonson stand er trotz der angeblichen Rivalität

im innigsten Verkehr, und wenn man Jonsons Urtheile über ihn liest, weiß man nicht, worüber man sich mehr wundern soll: über die Verwegenheit, welche den Ausdruck einer edlen und wohlabgewogenen Liebe dreist entstellt und für Tadel ausgibt, oder über die Leichtgläubigkeit, welche eine solche Entstellung blank acceptiert, ohne sich zu fragen, ob denn der eine große Mann auch wirklich den andern so schmählich verkleinern konnte? Und was das Verhältnis zum Homer-Übersetzer Chapman betrifft, so erzählt man uns, dass dieser vom Grafen Pembroke bevorzugt wurde — zur tiefsten Erbitterung Shakespeares. Aber wenn dies der Fall war, hatte der Dichter darum Chapmans Übersetzung nicht gelesen, und wenn er sie las, sollte er so klein und engherzig gewesen sein, den Hass gegen den Übersetzer auch auf Homer zu übertragen, so dass er also die paar Gesänge der Ilias zu keinem anderen Zwecke gelesen hätte, als um ausfindig zu machen, was sich in ihnen carikieren ließ? O Niedrigkeit, man glaubt nur mehr an dich! Von Bileam, der zu fluchen kam, lehrt man, dass sich ihm die Worte im Munde in Segen verkehrten, von dem größten Genius aber glaubt man, er habe aus Neid und Wuth gegen Chapman alles trüb und wüst gesehen, und sein Herz, das überall das Große ahnte, habe eines der wertvollsten Monumente der Menschheit aus solch einem Grunde mit Gift bespien! Nein, hier sind Unmöglichkeiten. Wenn Shakespeare rivalisiert, sucht er ein besseres Werk zu schreiben, und wenn er etwas lächerlich machen will, thut er es kurz ab, nicht in langen fünf Acten. Überhaupt aber, mit welchem Rechte behauptet man, dass er gegen Chapman so hasserfüllt war? Gibt es doch aus der Shakespeare'schen Zeit keine Zeile, kein Wort, das diese Annahme rechtfertigen würde; und frägt man, wie denn eine so ganz und gar willkürliche Vermuthung gewagt werden kann, so ist zu antworten: Freund, das ist ja das alte Mittel der Shakespeare-Literatur, so oft sie in ihren Schlüssen zu einer Unbegreiflichkeit gelangt und nun nach Erklärungen für dieselbe sucht; das ist ja ihr altes Hausmittel,

die letzte Zuflucht ihrer irregegangenen Logik, die Hypothese! Denn man fühlt es doch ganz gut, dass ein Brudergenius für den andern unmöglich so blind gewesen sein kann, und es bleibt also nichts übrig, als die vermeintliche Zerrarbeit aus einem häſslichen persönlichen Motiv zu erklären; und da es zu lächerlich wäre, zu sagen, dass Shakespeare von persönlichem Hass gegen Homer erfüllt gewesen sei, darum herbei mit der Hypothese, dass es der Übersetzer war, den er bitterlich hasste, und dem zum Tort er gleich den ganzen Homer mit verunehrte! Nun denn, wir für unsere Person können diesen Weg nicht gehen. Wir erinnern uns, dass sich in Chapmans Werken zuweilen vortreffliche Schönheiten fanden, und vielleicht ertönte mehr als einmal von Shakespeares Bühne herab die edle Majestät des sterbenden Bussy d'Ambois, oder der schöne Segensspruch, den Chapmans Heinrich IV. über seinen Sohn, den jungen Dauphin von Frankreich, sprach:

Mag deine
Geburt wie die des Halcyonen sein,
Dass am Gestad die Meerflut ruhig werde
Und immerdar des Krieges Auge schlafe,
Das von den frühern Metzeleien müd' ward,
Als toll und schuldbefleckt der Adel sich
Mit Adel würgte, als der nackte Kaufmann
Verfolgt ward, weil man Beute bei ihm suchte,
Als selbst die ärmsten Bauern schlechte Diebe
Durch ihre bleiche Magerkeit erschreckten,
Da nichts von ihnen blieb, als das Gerippe,
Mit Luft gefüllt . . .

Diesen zuweilen kraftvollen und genialen Dichter kannte Shakespeare persönlich, und als er nun die Übersetzung der ersten Gesänge der Ilias las, ist es denkbar, dass er nicht den Drang besessen haben sollte, sich über den weiteren Verlauf des großartigen Epos zu unterrichten? Und gerne spielt unsere Phantasie mit der Vorstellung, wie der große Mann zu gelegener Stunde nach Mantel und Barett griff und, den Stab in der

Hand, durch die Straßen der nebeligen Stadt zu Chapmans Wohnung hinpilgerte; oder wie Chapman ihn in seiner alten, braungetäfelten, mit kleinen Fensterchen versehenen Wohnstube aufsuchte, und in freiem Gespräch von den Schicksalen und Leiden, von den Gesinnungen und Charakteren, von dem Siegesjubel und der Todtenklage erzählte, die man aus der Ilias kennt.

Ich unterscheide mich also durchaus von der Kritik. Gervinus und Hertzberg zweifeln ja sogar, ob Shakespeare auch nur die homerische Schilderung vom Fall und der Schleifung Hektors gekannt hat, und alle klagen, dass von homerischen Handlungselementen so wenig im Drama zu finden sei. Ist dies wahr? Nimmermehr! In Überfülle nahm Shakespeare die Bausteine herüber, und zwar nicht bloß große Züge, die selbst dem flüchtigen Leser nicht entgehen, sondern Tiefverstecktes, mit dem man nur nach sorgfältigem Studium vertraut ist. So den im ersten Act so kurz erwähnten Kampf zwischen Paris und Menelaus, so, dass der letztere verwundet wird, und dass sie einander später, fünfter Act, noch einmal im unentschiedenen Kampfe begegnen. Homerisch ist die erste Besiegung Hektors durch Ajax, erster Act, zweite Scene, homerisch, dass Hektor dann schamerfüllt die Griechen fordert, homerisch dass wieder Ajax im Wege des Loses ihm entgegengestellt und dass der Kampf neuerlich als unentschieden abgebrochen wird — nicht auf Antrag des Griechen, sondern auf Hektors Antrag! Ganz homerisch ist also die daraus sich ergebende stille Conclusion, was denn bei Achilles' Wiedererscheinen im Felde geschehen wird, wenn Hektor schon dem Ajax nicht obzusiegen vermochte; und ebenso homerisch ist es, dass es in diesen Duellen nicht, wie bei Paris und Menelaus, um Helena, sondern um die Kriegsehre geht, so dass also der troïsche Führer nicht, um den Krieg zu entscheiden, seine Haut zu Markte trägt, sondern aus specifisch soldatischer Gesinnung, um nicht der Schwächere genannt zu werden, und aus bloßer Freude am Kampfe. Doch wir wollen hier noch gar nicht die innerste Seele des Stückes in

den Kreis der Betrachtung ziehen, sondern das bloß Stoffliche, die Ingredienzien, die Shakespeare der Ilias entnahm, erwähnen. Da wandern Helena und Hekuba auf das skaïsche Thor, wie bei Homer; Pandarus nennt die troïschen Führer wie Helena die griechischen bei Homer; Berathung der Griechen im ersten Acte, II. Gesang der Ilias; troïsche Berathung im zweiten Acte, VII. Gesang des homerischen Gedichtes; und wie in diesem Gesang, documentiert Diomed bei Shakespeare im vierten Acte, dass Hellas sich jetzt nicht mehr mit der Rückgewinnung Helenas begnügt — was ist ihnen noch der Schönheitstraum, das mit Blut besudelte Weib nach dem jahrelangen, furchtbaren Krieg? Jetzt begehren sie Höheres, Ilion selbst müssen sie stürzen und vernichten. Aber Achill schlägt sich nicht, und das freilich aus einem andern Grund, als in der Ilias, er ist unthätig, nicht aus Zorn gegen Agamemnon, sondern aus Liebe zu einer Troërin; und — in Paranthese — ist dies absolut häslich und unverständlich, und liegt darin eine solche Entstellung des Achillescharakters, dass man von Revolte gegen Homer sprechen muss? Hört man auf, Held zu sein, wenn man liebt, und träumte nicht auch der Held der Ilias von einem geliebten Weib und dem stillen Glück an ihrer Seite? Und wenn er bei Homer aus Zorn gegen Einen das ganze Volk im Stiche lässt und beim Unglück desselben frohlockt, ist dies herrlicher, als wenn in ihm das Gefühl nimmer entschlummert, dass sein Volk leidet, und dass seine Liebe Schuld an diesen Leiden trägt? Doch noch ist zur Erörterung dieses Punktes nicht die Zeit. Genug, sowie in der ganzen Ilias, so sind auch im Drama vom zweiten Act ab die Bemühungen der Fürsten auf die Wiedergewinnung Achills gerichtet. Einmal sagt er voll Bitterkeit:

Gleich ist des Bleibenden Los, und sein, der mit Eifer gestritten,
Gleicher Ehre genießt der feige und tapfere Krieger,
Gleich auch stirbt der Träge dahin und wer vieles gethan hat —

und im ersten Act sagt Agamemnon, wie auf diese Klage antwortend und im unverkennbaren Anklang an dieselbe:

Die Feinheit des Metalls zeigt nicht in Zeit
Des Glückes sich; da ist alles ähnlich und
Verwandt; der Held, der feige Wicht, und Narr
Und Denker, Weich und Hart, und Genius und
Die plumpe Stümperei — man hält sie gleich.

Wenn trübe das Geschick, im Wettersturm, da fegt der Unterschied mit breiter Schwinge durch alles her und bläst die Spreu hinweg — und was Gewicht und Stoff hat, liegt allein und unvermischt in starker Tugend da . . . Und weiter im Achillescomplex: wie bei Homer ist auch bei Shakespeare Patroklus der mächtigste Hebel zur Wiedergewinnung des Helden, und wie in der Ilias, ist es auch im Drama Patroklus' Tod, der zur letzten Entscheidung führt. Zweimal kämpfen Achill und Hektor in beiden Gedichten. Wie will Hektor die Waffen ablegen und sich vom Kampfe loskaufen, nur dass die Angst ihn befällt, Achill werde ihn niederschlagen sonder Scheu und Erbarmen. Und bei Shakespeare? Da hat er von Achill eure, der Kritiker, gute Meinung, und wie er sich vertrauensvoll der Wehre enthüllt, mordet ihn, und zwar „sonder Erbarmen und Scheu" der Furchtbare. Und weil man immer so namenlos erstaunt ist, dass Shakespeare ihn Opfer sein lässt eines Überfalles von hundert gegen einen: wisst ihr wirklich nicht, bei welcher Gelegenheit dem Briten dieser für blasphemisch gehaltene Einfall kam? Bei der Lectüre Homers überkam ihn der Gedanke. Denn erinnert ihr euch nicht mehr, was sich nach dem Tode Hektors begibt? Da brach frohlockend das grimmige Raubthier hervor, da offenbarte sich die griechische Menge als das, wofür sie schon Thukydides bei Besprechung des troïschen Abenteuers hielt, und Hunderte schändeten, verwundeten den Leichnam . . .

— Da umliefen ihn andere Männer Achaias,
Die ringsher anstaunten den Wuchs und die herrliche Bildung
Hektors, und auch keiner umstand ihn ohne Verwundung.
Also redete mancher, gewandt zum anderen Nachbar:
Wunder doch! Viel sanfter fürwahr ist nun zu betasten
Hektor, als da die Schiff' in lodernder Glut er verbrannte!

Also redete mancher und nahte sich, ihn zu verwunden — den hilflosen Todten, den edelsten Feind! Und Homer erzählt ja auch, wie Achill wehrlose Knaben hinschlachtet, erzählt von Greueln, bei denen der Himmel weint und Zeus Reue empfindet, weil er dem Erbarmungslosen seine Gunst geschenkt und den Sieg. Und wie ungeschickt, dass ich dies bis jetzt vergaß! Schossen nicht schon im Beginn des Kampfes hunderte von Achaiern die Pfeile ab gegen den einen Hektor? Ja, im XXII. Gesang, Vers 205—208, ist es zu lesen, und wenn Shakespeare etwas las, so suchte er in den Worten auch einen Sinn. Wir sprachen von Thukydides; mit welchen Gedanken mag wohl er diese Verse gelesen haben? Er nannte es „selbstverständlich, dass Homer die Dinge ins Größere und Schönere malt". Und gerade bei Betrachtung des troïschen Krieges schrieb er: „Ich kann nicht dem Glauben schenken, was der Poet weniger mit Rücksicht auf die Wahrheit als auf das der Einbildungskraft Schmeichelnde sang." Er war selbst Grieche, und sicherlich entfernt, den Abgott seines Volkes zu verkleinern, und man wundert sich, dass Shakespeare, der ebenfalls den großen Blick für die Realitäten des Lebens hatte, hinter dem Schleier der Worte einen anderen, den wahren Vorgang sah? Denn er wusste, dass der Dichter nach seinem freien poetischen Plan arbeitet, dass er an dem Geschehnisse Verschärfungen oder Milderungen vornimmt, dass er über demselben steht und keine Historie gibt. Und hatte nun Homer in unserem Falle geschärft oder gemildert? Welche Frage! Ist doch im Kriege das Gesetz des Krieges in Geltung, und wenn die Menschen so erbarmungslos waren, einen armen Leichnam zu misshandeln, ist es denkbar, dass sie mit Streichen und Pfeilen gezögert haben sollten, bevor Hektor todt vor ihnen lag? Nun hatten sie endlich das Wild, nun konnten sie's tödten und einen mörderischen Krieg entscheiden — und sie ließen Köcher und Pfeile ruhen, auf dass Achill allein der Besieger des Gewaltigen sei? Ich wiederhole, ist dies denkbar? Nein, dies wäre Unsinn gewesen, das hieße, den Ausgang eines unendlich

wichtigen Kampfes wiederum dem Zufall anheimgeben, und darum änderte hier Shakespeare, und zwar umso ruhiger, als es ja gerade mit eine der obersten Absichten seines Dramas war, zu zeigen, dass einzelner wie Volk zugrunde gehen muss, wenn ihm der Krieg nur ein ritterlich Spiel ist, während der eiserne Grieche siegt, weil er den Krieg in seinem ganzen furchtbaren Ernst nimmt, als den Kampf, in dem keine höfischen Regeln gelten, sondern dessen Zweck die Vernichtung des Gegners ist... Darum also änderte Shakespeare, wie er ja unleugbar noch vieles andere geändert oder in einer von Homer abweichenden Art motiviert hat. Aber die wichtigste Frage war ja für uns im Augenblick, ob er die homerischen Werke überhaupt genauer gekannt hat; verschieben wir also noch das Eingehen auf die vielen anderen Fragen und begnügen uns vorläufig mit dem Resultate, dass ihm, ob nun durch den Jonson'schen Kreis oder durch Chapman, Homer bekannt und wohlvertraut war.

Aber wenn er nun Homer kannte, so wird dadurch die Sache nur ärger, denn dann ist es noch unbegreiflicher, dass er den holden homerischen Geist missverstand? Denn wie ein nordisches Nebelziehen kommt er, das den griechischen Himmel verfinstert, und nachdem er die Heroenschönheit zerschlagen, sieht er mit den welken Augen eines Priesters auch auf die naive Moral der Ilias herab. So lehrt man uns, und dass das Große an dem Griechen das ist, dass er das Denken und die graue Sorge von der Erde nimmt und aus Böse Gut macht, der Liebe und Schönheit alles verzeiht. Darum ist seine Welt so hold, trotz Frauenraubes und sinnloser Vertheidigung des Raubes, darum erstarb in ihr auch nimmer die Heiterkeit. Und während also der Nordländer die Helena-Moral mürrisch befehdet und nach Spießbürgerart in dem Kampfe immer nur den nackten Kampf sieht, ist dem alten Sänger der Krieg um Helena so sehr ein Ausdruck höchsten Liebes- und Schönheitscultes, dass der Untergang eines Volkes dafür kein allzugroßer

Preis sein kann.... So spricht man; und fasst man sich ob solchen Wegwurfs alles gesunden Menschenverstandes an den Kopf und fragt, ob uns nicht ein Traum narre, so erhalten wir die hochmüthige Zurechtweisung, dass wir eben Homer nicht zu verstehen scheinen, und dass er göttlich naiv ist! Und noch mehr, gerade um dieser Art von Naivetät willen soll er sacrosanct sein; denn wenn wir auf die Gründe sehen, um deren willen die widerstrebenden Meinungen immer im vorhinein verachtet und verfehmt werden, so finden wir ausnahmslos nicht etwa den Hinweis darauf, dass Homer zwischen Recht und Unrecht, Vernunft und Unvernunft unterschieden hätte — nein, sondern immer nur die Verweisung auf die ihm zugemuthete Naivetät. Nun, ich leugne aber ihre Erhabenheit, und sollte sie wirklich ein Stück der homerischen Philosophie gewesen sein, so ward durch sie die Größe des Dichters nur vermindert, denn sie frisst ja alles weg, um wessen willen je ein Volk die Väter seiner Gesittung geehrt hat, und läſst nichts als die Brunst und Unterwerfung unter die Schönheit zurück. Die Tyrannei des schlimmen geilen Blutes in Paris und Helena, die Herzenskälte eines Weibes, dem ein Völkertod die Wonnen nicht stört, die Stumpfheit der Geister, die es zuließ, dass die private Sache von Männlein und Weiblein zur Länderregiererin ward, ist das erhaben? Und es ist auch nicht wahr, dass Homer sie für so erhaben hielt. Leise, doch laut genug, um von Helena gehört zu werden, sprechen die Greise dort beim Zug Helenas zum skaïschen Thore:

> Dennoch kehr', auch in solcher Gestalt, sie in Schiffen zur Heimat,
> Eh sie uns und den Söhnen hinfort noch Jammer bereitet —

und was sich so äußert, ist nur erst Opportunität. Doch getrost, nach kurzer Zeit nennt man den Treubruch, den Krieg und den Raub unverhohlen beim richtigen Namen, und schon spricht ein Antrag Antenors von dem Zwange der Sittlichkeit und des Rechts:

Auf, und die Argeierin Helena nun, und die Schätze mit jener
Geben wir Atreus' Söhnen zurück! Nun streiten wir treulos
Gegen den heiligen Bund — drum hoffe ich nimmer, dass Wohlfahrt
Unserem Volk gedeihe, bevor wir also gehandelt —
und ebenso denkt man bei Hof schon, Helena klagt über Feindseligkeiten, mit argem Vorwurf verfolgen sie die Verwandten und die Mutter des Mannes. Nur Hektor, der Großmüthige, verschont sie, doch fern von ihr gebietet auch er dem Groll und der Sorge nicht mehr, und flucht dem Räuber und Verführer vor aller Welt, und hingerissen vom Schmerze, selbst vor der alten Mutter Hekuba:

Wären die Troër nur nicht feigherzig, traun, es umhüllte
Längst dich ein steinerner Rock für das Unheil, das du gestiftet!
— — — — — — — O, dass die Erd' ihn
Lebend verschläng'! Ihn erschuf zum Verderben der Gott des Olympos!
Säh' ich jenen versinken hinab in des Aïdes Wohnung,
Dann vergäß' ich im Herzen des unerfreulichen Elends!

Und am Ende war auch Helena eine Puritanerin, denn gar viel weiß sie von Gut und Böse zu melden:

Hätte doch jenes Tags, da zuerst mich die Mutter geboren,
Ungestüm ein Orkan mich entführt auf ein ödes Gebirg' hin,
Oder hinab in die Wogen des weitaufrauschenden Meeres,
Dass mich die Woge verschläng', eh solche Thaten geschahen!

So spricht sie selber, und flucht dem Paris, flucht der Göttin, die zum schönen Manne sie hinlenkt. Der Brüder denkt sie, die „die Schand' abschreckt, die mich zeichnet" und klagt thränenüberströmt:

Um mich schändliches Weib und die Frevelthat Alexandros',
Welchen ein traurig Los Zeus sendete, dass wir hinfort auch
Bleiben umher ein Gesang der kommenden Menschengeschlechter.

So erwacht in ihr das Gewissen, und sie nennt sich die Schändliche, die Schnöde — und wir sprechen von des Dichters

schrankenlosem Schönheitscult und seiner sonnigen, naiv-indifferenten Moral!

Aber es ist nicht wahr, dass er in so gefährlicher Weise naiv war. Wenn man seine Zeit die der goldenen Sinnlichkeit und Naivetät nennt, so heißt dies, sie schlug die Augen nicht nieder, wenn die hüllenlose Schönheit erschien, und breitete keinen Schleier aus, wenn sie vom Gatten sprach, der zur Gattin, von dem Herrn, der zur Sclavin sich gesellte. Aber weiter gieng sie nicht. Wenn die graue Vorzeit von verliebten Königskindern berichtete, wo das Mädchen im Hain oder im Weidengebüsch nahe dem väterlichen Palaste dem ersten besten sich hingab, so erhob ihnen Homers schonender Sinn, um nicht in sagenverklärten Personen etwas Böses suchen zu müssen, zum Gott den geheimen Gemahl; aber für *seine* Zeit wünschte und liebte er solche Wunder nicht mehr, und rein ließ er Nausikaa aus der Versuchung hervorgehen. Mit dem Unabänderlichen rechnend, und auf den starken Zwang der Natur bedacht, entschuldigte er es, wenn der gequälte Zeus oder der auf der See und in der Fremde herumgetriebene Mann seine Liebe theilte; aber den Zaubersternen lange nachgejagt, wirft sich Odysseus am Meeresstrande in den Sand und breitet die Arme aus nach der fernen Insel, auf deren armen Gründen der beste Theil des Glückes ist, das man in der Weite gesucht. Wisst ihr nicht, was darunter gemeint ist? O, sehr naiv und offen heraus sagt es das Gedicht durch den sachverständigsten Mund des von Klytämnestra ermordeten Agamemnon:

Glücklicher Sohn des Laërtes, erfindungsreicher Odysseus!
Wahrlich, dir ward ein Weib von großer Tugend beschieden.
Welche treffliche Seele hat doch Ikarios Tochter
Penelopeia! Wie treu die Edle dem Manne der Jugend,
Ihrem Odysseus blieb! O nimmer verschwindet der Nachruhm
Ihrer Tugend: die Götter verewigen unter den Menschen
Durch den schönsten Gesang die treue Penelopeia!

Und dort, gegen den Schluss des Gedichtes hin, wo, wie am Lebensabschlusse alles Verborgene sich löst und mit den

Charakteren der Menschen die letzten Absichten des Dichters offenbar werden, dort richtet sich ein letztesmal der Blick auf die Treue und Untreue des Weibes und der Seher singt von dem Ehebett des Odysseus. Welch ein Symbol! Kein tieferes schuf je ein Genius! Kein Blumengeranke ist hier, in welchem Hera für einen Augenblick den Gatten einfieng, sondern in der Erde wurzelt ein Ölbaum, und in dem rings aufgeführten festen Gemach ruht das Bett auf dem zubehauenen Baumstamm, keinem fremden Auge je sichtbar, Heiliges in heiliger Erde und auf heiligem Stamm. Und da nun Penelope das Lager hinauszutragen befiehlt, ist Odysseus empört und spricht ein wundervoll Wort aus:

Wer hat mein Bett denn anders gesetzt? ....
... Kein sterblicher Mann, und strotzt' er in Kräften der Jugend,
Konnt' es hinwegarbeiten! Ein wunderbares Geheimnis
War an dem künstlichen Bett, und ich selber baut' es, kein andrer!

Und nun will man es hinaustragen? Das nicht von der Stelle zu Rückende hat sich also geändert?

Ich weiß nicht,
Frau, ob es noch so ist, wie vormals, oder ob jemand
Schon den Fuß von der Wurzel gehauen und das Bette versetzt hat!

Da, in der Todesstunde ihres Unglücks, erleuchtet ihre sittliche Kraft in hinreißender Schönheit — o, wie hütete sie das Geheimnis, bis sie nun klar erkennt, dass Odysseus vor ihr steht und kein andrer. Und indes sie an seiner Brust weinend von sich und von Helena spricht, schluchzt er auf und nennt sie sein treues, heißgeliebtes Weib ...

Und wie denn anders? Es kam vor, dass die Richter die Hetäre freisprachen, als sie ihren herrlichen Leib entblößte — aber dies kam nur einmal vor. Dann gab es eine Zeit, wo der Grieche seine Neigung in einer uns noch unverständlicheren Weise verausgabte, aber dies war lange Jahrhunderte

nach Homer der Fall, und auch in dieser Zeit entschlummerte weder die Schätzung der Reinheit noch die Forderung der Zugehörigkeit des Weibes zum Mann. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Verlangen nach der Dauer des Besitzes eines der allgemeinsten und ursprünglichsten Gefühle, ja, so allgemein und ursprünglich, wie das Verlangen nach dem Weibe selbst ist; und wohl hätten die Griechen einen Philosophen belächelt, der ihnen ganz ernsthaft gesagt hätte: Kümmere dich um die innere Beschaffenheit nicht, — gerade um jenen Theil unseres Wesens kümmere dich nicht, in welchem allein du die Bürgschaft finden kannst, daſs das Gewonnene dir über den kargen Augenblick des ersten Genusses hinaus verbleibt. Nein! eine solche Sinnlichkeit predigte auch Homer nicht, und anders sprach er von der trauten Liebesfeier reiner Seelen, anders vom Bacchanal. Nur wir, die wir die Welt vor und nach ihm kennen, nennen ihn sinnlich; seinem Volke fiel bei ihm als Erstes seine tiefe und reine Ethik auf. Es war ein armes, und für das geistige Leben noch unentdecktes Volk, das vor ihm auf der griechischen Scholle schlummerte, und in der übrigen, der östlichen Welt, gab es nur einen Spiritualismus, der mit erhitzter Phantasie nach einer fremdartigen und erschreckenden Unkörperlichkeit oder nach Riesenmaßen suchte und in sie allen Wert legte; und was war da der arme Mensch mit seiner einfachen Gestalt und dem natürlichen Ausmaß seiner Gaben, wo den verzückten Sinnen die Götter mit den Sperberköpfen, die indischen Miſsgebilde, die vielgeaugten Fabelgestalten und seltsame Ungeheuerlichkeiten als die Summe aller Vollendung erschienen? Da stand das Menschliche zutiefst in der Ordnung der Geschöpfe, und da es keinen Augenreiz mehr bot und man es verachten lernte, bannte man die stärkste Befriedigung, zu der sein Anblick hinleitet, als Beleidigung der Scham unter Schleier, in die Nacht. Und fragen wir nun, wie in einer so beschaffenen Welt Homers erstes Auftreten gewirkt haben mochte — dann steht, uns selber unbewuſst, das Bild der Zeit vor unseren Augen, wo das uns nähere und

vertrautere Mittelalter eben vorübergerauscht war und die Antike aus ihrem Grabe wieder erstand. Denn das Mittelalter, war es nicht ebenfalls erdenfremd und weltabgezogen, und in seinen mystischen Verzückungen allem Natürlichen Feind? Und als an seinem Ausgange endlich das homerische Licht hereinbrach, da war die Liebe zur Erde das erste, was der durstige Sinn im alten Sänger gewahrte, da hatte man zu lange unter der Seelenretterei gelitten, um sich gleich wieder um ein anderes, ums homerische Ethos zu kümmern: in der Schätzung des Daseins und des uns durch die bangen Jahrhunderte genommenen Sinnenrechtes sah man die Revolution. Und sowie denn das Mittelalter daseinsfeind gewesen war, so wurde die durch das Wiedererscheinen der Antike fascinierte Welt schönheitsfroh und daseinstrunken — und der erschütterte Zelotismus schrie dabei, dass Homer sich im Cultus der Sinnlichkeit erschöpfe, und erhob, die erste Wirkung für die Ursache nehmend, die Anklage, die Antike habe das Ethos ganz fortgeschwemmt. Merkt man das Quiproquo? Die Antike hatte das fürchterliche Ethos des Mittelalters gestürzt, und der rigoristische Geist beschuldigte sie des Götzendienstes der Sinne und sprach schlechthin von Ethos. Wir deutsche Scholasten aber, die wir die Dinge immer nach fremden Buchmeinungen beurtheilen, wir übernahmen diesen Glauben an die sittliche Unempfindlichkeit Homers und der Antike aus unseren Folianten, und bloß das eine gaben wir aus unserem eigenen starken und freien Geiste hinzu, dass wir verhimmelten, was jene verpönten: wir erklärten es für unantastbar, und erhabene Naivetät nannten wir jetzt das Kind. Nun, aber das Griechenthum kannte seinen Sänger anders. Denn unbeeinflusst von den mystischen Gesichten des Ostens war auf hellenischem Grunde ein Naturvolk aufgewachsen, das, priesterlos und ungelehrt, lange in seiner goldenen Naivetät verblieb. In nichts verbildet, schämte es sich der Schönheit nicht und wusste sie froh zu genießen, und in eine zugleich schöne und nicht leicht zu erobernde Natur

nach Homer der Fall, und auch in dieser Zeit entschlummerte weder die Schätzung der Reinheit noch die Forderung der Zugehörigkeit des Weibes zum Mann. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Verlangen nach der Dauer des Besitzes eines der allgemeinsten und ursprünglichsten Gefühle, ja, so allgemein und ursprünglich, wie das Verlangen nach dem Weibe selbst ist; und wohl hätten die Griechen einen Philosophen belächelt, der ihnen ganz ernsthaft gesagt hätte: Kümmere dich um die innere Beschaffenheit nicht, — gerade um jenen Theil unseres Wesens kümmere dich nicht, in welchem allein du die Bürgschaft finden kannst, dass das Gewonnene dir über den kargen Augenblick des ersten Genusses hinaus verbleibt. Nein! eine solche Sinnlichkeit predigte auch Homer nicht, und anders sprach er von der trauten Liebesfeier reiner Seelen, anders vom Bacchanal. Nur wir, die wir die Welt vor und nach ihm kennen, nennen ihn sinnlich; seinem Volke fiel bei ihm als Erstes seine tiefe und reine Ethik auf. Es war ein armes, und für das geistige Leben noch unentdecktes Volk, das vor ihm auf der griechischen Scholle schlummerte, und in der übrigen, der östlichen Welt, gab es nur einen Spiritualismus, der mit erhitzter Phantasie nach einer fremdartigen und erschreckenden Unkörperlichkeit oder nach Riesenmaßen suchte und in sie allen Wert legte; und was war da der arme Mensch mit seiner einfachen Gestalt und dem natürlichen Ausmaß seiner Gaben, wo den verzückten Sinnen die Götter mit den Sperberköpfen, die indischen Missgebilde, die vielgeaugten Fabelgestalten und seltsame Ungeheuerlichkeiten als die Summe aller Vollendung erschienen? Da stand das Menschliche zutiefst in der Ordnung der Geschöpfe, und da es keinen Augenreiz mehr bot und man es verachten lernte, bannte man die stärkste Befriedigung, zu der sein Anblick hinleitet, als Beleidigung der Scham unter Schleier, in die Nacht. Und fragen wir nun, wie in einer so beschaffenen Welt Homers erstes Auftreten gewirkt haben mochte — dann steht, uns selber unbewusst, das Bild der Zeit vor unseren Augen, wo das uns nähere und

vertrautere Mittelalter eben vorübergerauscht war und die Antike aus ihrem Grabe wieder erstand. Denn das Mittelalter, war es nicht ebenfalls erdenfremd und weltabgezogen, und in seinen mystischen Verzückungen allem Natürlichen Feind? Und als an seinem Ausgange endlich das homerische Licht hereinbrach, da war die Liebe zur Erde das erste, was der durstige Sinn im alten Sänger gewahrte, da hatte man zu lange unter der Seelenretterei gelitten, um sich gleich wieder um ein anderes, ums homerische Ethos zu kümmern: in der Schätzung des Daseins und des uns durch die bangen Jahrhunderte genommenen Sinnenrechtes sah man die Revolution. Und sowie denn das Mittelalter daseinsfeind gewesen war, so wurde die durch das Wiedererscheinen der Antike fascinierte Welt schönheitsfroh und daseinstrunken — und der erschütterte Zelotismus schrie dabei, dass Homer sich im Cultus der Sinnlichkeit erschöpfe, und erhob, die erste Wirkung für die Ursache nehmend, die Anklage, die Antike habe das Ethos ganz fortgeschwemmt. Merkt man das Quiproquo? Die Antike hatte das fürchterliche Ethos des Mittelalters gestürzt, und der rigoristische Geist beschuldigte sie des Götzendienstes der Sinne und sprach schlechthin von Ethos. Wir deutsche Scholasten aber, die wir die Dinge immer nach fremden Buchmeinungen beurtheilen, wir übernahmen diesen Glauben an die sittliche Unempfindlichkeit Homers und der Antike aus unseren Folianten, und bloß das eine gaben wir aus unserem eigenen starken und freien Geiste hinzu, dass wir verhimmelten, was jene verpönten: wir erklärten es für unantastbar, und erhabene Naivetät nannten wir jetzt das Kind. Nun, aber das Griechenthum kannte seinen Sänger anders. Denn unbeeinflusst von den mystischen Gesichten des Ostens war auf hellenischem Grunde ein Naturvolk aufgewachsen, das, priesterlos und ungelehrt, lange in seiner goldenen Naivetät verblieb. In nichts verbildet, schämte es sich der Schönheit nicht und wusste sie froh zu genießen, und in eine zugleich schöne und nicht leicht zu erobernde Natur

gestellt, mufste es auch von dem Muthe seiner Seele und der Kraft seines Geistes leben; und bei dieser Erziehung, die die Natur selbst ihm gab, wie war es anders möglich, als dafs es auch nach der inneren Vortrefflichkeit der Menschen und Dinge fragen lernte, da diese innere Beschaffenheit so wichtig im Daseinskampfe war? Und als dann Homer kam, entstand ein seltenes Geben und Zurückgeben. Aus der Fülle seiner Gesundheit gab ihm das Volksthum das Sinnenrecht und die Freude an der Schönheit, die Freude an der Natur, am Maß, an dem Menschlichen in jedem Betrachte; und er, ein fürstlicher Schuldner, schmückte und vermehrte das Übernommene ins Ungeheure, er durchgeistigte es und gab dem Volke das, was es am meisten liebte, die Kaleia und Agathia, zu Leitsternen erhoben, zurück. So ward er zum gnadenvollen Schrein, in dem der Grieche seine Ideale, die Schönheit mit dem tiefsten Ethos im Verein, wohlgeborgen wufste, und wenn der Poet von der fürstlichen Athene, von der leidensvollen Thetis, von Andromachen, die an dem bangen Sinnen ihres Gatten theilnimmt, oder von dem glänzenden korfiotischen Weib sprach, so hatte jeder die Empfindung, dafs ein Stück seines eigenen Goldes zum schimmernden Juwel genommen worden sei. Jeder wufste: Ein Zwillingspaar lebte die Kalokagathia im griechischen Herzen, und für die Frau ganz so wie für den Mann giltig, lebte die Idee auch im homerischen Haupt. Jeder wufste: Die beiden Epen waren massenhafte Gegenüberstellungen der Schuld und der Reinheit, und namentlich in der Odyssee war rechts und links von Helena und Penelopen eine ungeheure Frauengallerie aufgerichtet — alle Erscheinungsformen der Güte und die ganze Stufenleiter von der verborgenen bis zur wachen Begierde, von dem Wankelmuth bis zu dem blutig anschwellenden Mond. Und wir? Wir schwammen in dem schwächlichen ästhetischen Wohlgefallen an homerischer Ruhe und homerischen Epithetis herum, und die großen und nützlichen Wahrheiten, die seine Kunst uns gab, sprachen zu uns vergebens, weil er seine Figuren durch die Art, wie sie sind,

sich von selber loben oder tadeln ließ, und weil er es für überflüssig hielt, gleich einem Methodistenprediger psalmodierend herumzugehen und seine eigene Meinung noch besonders mit dem dicken Kleister der Phrase an das so klar und durchsichtig gestaltete Werk zu kleben. Umsonst schuf er seinen zürnenden Apoll, der die Griechen mit Unheil trifft, weil ihr Führer sich selbst mit Paris Schuld bedeckt und die Tochter des Chryses raubt — unsere Erklärer riefen: „Ja, Billigung des Raubes!“ Umsonst bricht noch schrecklicheres Elend herein, weil der schnöde und selbstsüchtige Führer auch das an Achills Seite schlafende Weib nimmt — die Erklärer jauchzen: „Behalte nur naiv, was nicht dein!“ Und wenn Vulcan die ertappte Ehebrecherin verstößt und die Götter ihr ihr Gelächter nachsenden, das die Strafe der Himmlischen ist, die in ihrem milden Himmel den Todtschlag nicht kennen und alles nach Maß behandeln, statt sich nach Menschenart für eine Ungetreue durch Jahre zu zerfleischen, dann sprechen wir entzückt von dem nichtswollend-heiteren Himmel, der über Griechenland lacht, und von der Götterlust, die zu jener Zeit geherrscht haben muss, wo es zur höchsten Gesittung Himmels und der Erden gehörte, nicht mürrisch zu sein, wenn dem geilen Blute zuliebe Culturen und Reiche in Stücke giengen! So wurden die beiden Epen verstanden, so all die ernsten und lieblichen Analogien, die in jedem Zug und Hauch von der tiefen, sittlichen Absicht ihres Schöpfers Kunde geben! Und da nun Generation auf Generation vergangen ist, ohne dass diese falschen und beleidigenden Berichte über das homerische Ethos auf Widerspruch gestoßen sind, was Wunder, dass ein jüngeres und freieres Geschlecht, des Dichters unkundig, sich endlich ganz von ihm abwenden will, weil es die Erhabenheit einer Moral nicht begreift, die der Vernunft so hohngesprochen und den Menschenwert so zerbrochen hat, dass auch die Pompadours und Dubarrys nichts mehr hinderte, den Völkern im Namen der Schönheit das Mark aus den Beinen zu saugen. Darum ist es an der Zeit, unsere Meinungen wie über Shakespeare, so auch über Homer

zu revidieren. Es lebte in ihm ein Gott, der mit Trauer auf die Greuel und Folgen der ihm zugemutheten Naivetät herabsah; statt Kampfes herrscht Friede und Übereinstimmung zwischen den beiden heiligsten Geistern der Dichtkunst; und auf die sterbende Zeit zurückblickend, müssen wir sagen, dass sie wohl Liebe, aber nicht Verständnis für die großen Documente der menschlichen Gesittung besaß.

Und nun eine letzte Frage: Shakespeare kannte aus der Chapman'schen Übersetzung nur die Ilias — und warum hat nun Homer in diesem Gedichte die Frage der Frauenreinheit nicht auf den ersten Plan gestellt? Ich antworte, darum, weil ja eben die Ilias wesentlich vom Manne handelt, während die Kalokagathia des Weibes Thema des anderen Epos ist. Zweitens aber gehört die Ilias ja nicht zu den gereimten Chroniken, wo ein gelehrter Versifex von Anfang bis Ende die Reihe der Dinge abläuft, um loco proprio auch die Helena-Frage durchzumoralisieren. Die Ilias, das ist ein Gesang aus der Zeit, wo die romantische Genügsamkeit schon verflogen war, die von den Troern nichts als die Rückgabe des Raubes begehrte, wo der schöne Brocken von Frau kein Ersatz mehr war für das Maß der Verluste, und das ganze Volk bereits aufjauchzte, als der ungeheuer nüchterne Diomed nach dem ganzen Troja schrie.

Dass mir keiner das Gut Alexandros nehme, ja selbst nicht
Helena! Wohl ja erkennt, auch wer unmündigen Geistes,
Dass nunmehr den Troern das Ziel des Verderbens
daherdroht!

Und wo der Grieche stand, da war auch sein Dichter, weitab vom ersten Quell, wo der Strom bereits mündungsnah war. Denn bei aller Unparteilichkeit ist die Ilias doch ein reisiges, von einem Griechen gesungenes Freudenlied über den Triumph seines Volkes, und auf die endliche Krönung solanger Mühen zurückblickend, was braucht da Homer katexochen die Schmählichkeit der Kriegsursache zu erörtern? Ja mehr, der

Geist der Nation sah vielleicht mit Befriedigung auf diese Entführungsgeschichte herab, die die glückliche Ursache war, dass Hellas zum erstenmal seine Kräfte sammelte, seine Stoßkraft fand und von der Zersplitterung in Räuber- und Piratenhorden zu einem einheitlichen Streben in geschlossenen Massen übergieng. Nicht der Sieger, sondern der Besiegte steht unter dem psychologischen Zwange, der ersten Quelle der Ereignisse zu gedenken; nicht der Grieche, sondern der Troer hatte den Antrieb zu fragen, ob Helenas Flucht und der Krieg verzeihlich war, und ob es nicht vielmehr ein schrecklicher Großmachtseigensinn war, um dieses Weibes willen den Vernichtungskampf nicht zu vermeiden. Darum also stellt Homer die Helena-Frage in der Ilias nicht auf den ersten Plan. Allein fehlt sie darin? Wir haben es ja früher bereits des Ausführlichen gesehen, dass der Dichter zu groß ist, um es zu überhören, wenn das Gewissen schuldiger Völker erwacht und der Klageruf von Mund zu Mund geht: o hätten wir anders gehandelt! Und dazu Helenas Bild! Oben auf dem Thore weint sie noch

Um mich schändliches Weib und die Frevelthat Alexandros —

aber die Regung geht vorüber, und bald siegt wieder in ihr die Lust. Mit der Hand, mit der sie den Paris liebkost, schürte sie den Krieg, und konnte es doch ändern. Freiwillig geflohen, konnte sie freiwillig zurück — und sie blieb; sie wusste, welch Sehnen dem erschöpften Volke auf dem Herzen brannte und wusste, dass man sie nicht länger halten wollte, — und sie blieb. Denn kein Gefühl gründete in ihr tief; sie hatte die Fähigkeit, zu vergessen und fröhlich zu sein. Als sie sich nach Hektors Tode ausgeweint hatte und das hölzerne Pferd in die Stadt hereingeschleppt ward, da gieng sie um dasselbe herum, klopfte mit dem Finger an die Wände und rief schelmisch die griechischen Fürsten mit Namen, indem sie die Stimmen ihrer Frauen imitierte. Und Menelaus, der Tropf, erzählt dies lachend dem Sohne des besten Weibes, und Helena ist dabei, wirft ein Mittel gegen Kummer und

schlimme Erinnerung in den Wein und will selbst etwas Fröhliches erzählen — und wisst ihr, womit sie beginnt?

Als sie mich dorthin fern vom Vaterlande geführet,
Von der Tochter getrennt, dem Eh'bett und dem Gemahle —

Damit beginnt sie, mit der Erinnerung an den Jammer, den sie gestiftet, mit der Erinnerung an den eigenen Scandal! Sind dies Zufälligkeiten? Ist dies eine Offenbachiade? Wusste Homer wirklich nicht die reine von der besudelten Schönheit zu unterscheiden? Und wohlgemerkt, Homer war ja voller Weltverstand! Treue allein, er weiß, was sie wertet, wenn ihr jeder andere innere Reiz fehlt, — seht doch auf das Dasein des von der treuen und tugendhaften Hera ewig zermarterten Zeus! Und ein ungetreues Weib — was liegt daran? Darum allein steht sie noch nicht bei Hölle und Teufel, und man merkt wohl auch den Unterschied zwischen dem herrlichen Ares und dem häslichen Vulcanus, zwischen dem Tropf Menelaus und dem in der Liebe immer unbändigen troïschen Mann. Eine Treulose — was liegt daran? Beschäme sie, weis' ihr die Thür! Allein wenn sie nicht bloß die Treulose, sondern die Entsetzliche ist; wenn selbst Achill an der Leiche des Freundes über die Entsetzliche aufschreit; wenn Odysseus in der Unterwelt den schrecklichen Weibern des Atridenhauses Wehe ruft und dabei zum Namen der Mörderin Klytämnestra den der lächelnden Helena hinzugesellt: wo ist dann die Gleichgiltigkeit Homers in Betreff der Psyche des Weibes? Zwei Seelen enthält der Hades, die schwarz wie der Tod sind: die eine verkaufte, die andere ermordete ihren Mann. Helena war von beiden verschieden: nicht so niedrig, wie die feile Euryphyle, nicht so ungeheuerlich, wie Agamemnons Weib. Aber größer war das Unheil, das sie mit ihrer Fühllosigkeit und Schwäche anstiftete, denn Homer läst sie Tausende schlagen, wo Klytämnestra nur Hunderte schlug.

II. Der Troïlus-Stoff.

Nun müssen wir uns erinnern, dass das Capitel von dem Werte der Schönheit sowie heute, so auch in der Shakespeare'schen Zeit ein vieldiscutiertes war. Lange hatte die Literatur des Mittelalters nur Lieder zum Frauenpreise gesungen, und die Welt sich an Liebeshöfen und Rosenspielen berauscht, die der verdüsterten Erde ein Bild paradiesischer Freuden vortäuschten — bis der skeptische romanische Geist, der Süßigkeiten und der ewigen Himmelsbläue müde, auch auf Motive zu achten begann, in denen das Weib minder schön und engelrein erschien. Muss man die zahlreichen Schriften aufzählen, die von dieser Tendenz gesättigt waren? Man erinnere sich an Boccaccio, der mit seinem nüchternen Lachen die Schwärmerei verhöhnte und eine Reihe von Gestalten und Schicksalen schuf, deren jede und jedes dem romantischen Singsang widersprach. Mit einem Worte, es war ein ähnlicher Process, wie er sich in den letzten Jahrzehnten unter unseren Augen abspielte; die Reaction griff um sich und erfasste bald auch die Franzosen und Engländer, und so entstand nach der Literatur von der Nur-Reinheit des Weibes eine Reihe von poetischen oder auch steifbeinig gereimten Protesten, eine Literatur, deren Thema die weibliche Untreue war. Und zwar wurden die Motive hiefür aus verschiedenen Quellen geholt. Boccaccio schöpfte meist aus dem Volksleben, andere aus den Hofaventuren, wieder andere suchten in dem en vogue befindlichen troïschen Sagenkreis nach Beispielen der Untreue herum. Denn in ihm war Befriedigung für die Neigung aller Arten, hier fand man Helden für den Helden, Spruchweisheit für den Weisen,

Vorbilder für den Moralisten, und der Ritter, der eine Dame entführte, hatte hier eine Vergleichung mit Helenas Flucht. War aber einer von der Skepsis seiner Zeit erfüllt, dann nahm er, um neu zu sein und um nicht wieder den Helena-Stoff aufwärmen zu müssen, das Thema von der Dame, die einem Jüngling Treue schwört, und sich, kaum ins fremde Lager eingekehrt, einem anderen ergibt. Und was war da also die Troïlus-Sage? Ein Romanstoff, in dem nichts sonst der Beachtung wert dünkte, als das Moment von der raschen Wandelbarkeit der Frau. Hektor, Paris, Helena und das übrige Troja waren nur Staffage — um den gläubig seufzenden Jüngling und die verrätherische Cressida gieng es allein. Und so wenig war den Erzählern an dem troïschen Trauerspiel gelegen, dass sie sogar den Vorgang des Todes des Troïlus arg überhastet erzählten und sich nicht die Mühe nahmen, einen Causalnexus herzustellen zwischen der Causa Troïlus und der troïschen Action. Und zwar war dies durchgreifend bei allen der Fall, angefangen von Dictys, dem Sagenhaften, und dem vielgeschmähten Dares, bis auf Benoit de St. Maure, Guido de Colonna, Boccaccio, Chaucer und Lydgate. In der elisabethinischen Periode wurde dann noch ein Drama „Troïlus und Cressida" gegeben, das seitdem verloren gegangen und dessen Inhalt nicht auf uns gekommen ist; da aber Chettle und Decker die Verfasser waren, so lässt sich vermuthen, dass es dem Stück ebenfalls an einer strengen Verkettung mit dem großen troïschen Trauerspiel gefehlt haben wird. Da kam Shakespeare, und sein feurig Auge gewahrte sofort zwei Gegenbilder: das eine Paris und Troïlus, von denen der eine glücklich und der andere unglücklich — und das andere Helena und Cressida, von denen die erstere um den Preis eines Welt-unterganges festgehalten wurde, indes Cressida, als Hellas nach ihr verlangte, sofort ausgeliefert ward. Warum? War Helena mehr wert? Troïlus sagte „nein", und wäre es auf ihn angekommen, so hätte man auch von Cressida nicht gelassen, weil dem jungen Herzen sein Abgott höher steht als jede

andere. Und war da also nicht eine Idee, die tragische Quelle des troïschen Kriegs? Denn auch die Welt war jung, die da den Krieg um Helena begann, und einzelne wie Volk huldigten so sehr der Schönheit der Frau, dass man für sie besinnungslos Ströme Blutes dahingab. Im Banne der Augen, der Sinne, huldigte man dem Äußern des Weibes, unbekümmert um die innere Schönheit, den inneren Wert. Man war darum unbekümmert, wie Troja, trotzdem man den faulen Kern sah, den die schöne Schale einschloss, oder man fragte darnach aus Unerfahrenheit nicht, wie Troïlus, bevor er erfuhr, was Schönheit ist, wenn es ihr an Treue gebricht. Dort Missachtung der Tugend, hier blindes Vertrauen, dass das Schöne in sich auch die Tugend einschließe — ja, hier war eine Idee, das tragische Gesetz junger Herzen und junger Völker, verfolgbar bis zu den letzten Quellen und äußersten Entwicklungen. Nur dass Ein Element fehlte: das gegenseitige Sichbedingen der Geschicke des jungen Prinzen und des ganzen Volkes. Was also thun? Auf, Dichter, benütze deine Gaben! Sieh dir den Stoff noch einmal an, ob nicht ein solcher Nexus hergestellt werden kann!

Aber das Studium der Quellen blieb unergiebig; der Jüngste und Unbedeutendste, fand der Prinz bei Homer kaum irgendwo am Ende eine Erwähnung und stand so abseits von dem großen Vorgang, dass er nur in dem Mückenschwarm mitzählte, der in der Stunde des Unterganges mit vergieng. Und die Nachhomerischen, was konnten sie an ihm für ein Interesse nehmen? Er war nur zu einer Exclamation gut, wenn man erzählte, dass der grause Schlächter Achill auch ihn, den Benjamin, nicht verschonte; auf dem Figurenschmuck von Vasen und Töpfen erhöhten ihn dann die hellenischen Bildner zum treuen Bruder, der die Schwester Polyxena gegen den Peliden vertheidigt, und in den Romanen des Mittelalters war er eben das betrogene junge Kind. Was also thun, um sein Geschick der trojanischen Handlung fest zu vermählen?

Nun, am Stoffe ändern und die Fuge ersehen, wo sich das eine dem andern einfügen ließ. Oder war dies nicht erlaubt? Durfte ein späterer Dichter nicht, was selbst der griechische ruhig und als sein gutes Recht übte? Denn es ist z. B. die Klytämnestra, die bei Äschylus mit eigener Hand den Gatten tödtet und dann aufjauchzt, nicht mehr die homerische, die von Ägisth nur mühevoll verführt ward und die am Schlusse den schrecklichen Mord auch ganz dem Verführer überließ. Und auch von anderen, ja von unzähligen Dichtern haben wir Werke angenommen, in denen helle Willkür in Bezug auf die überlieferte oder gar historisch beglaubigte Charakterzeichnung, Motivierung und Action herrschte; wir beugten uns vor dem freien Verfügungsrecht, das dem Poeten über den Stoff zukommt, selbst wenn er Charaktere umbildete, Rettungen vornahm oder Kronen herabriss, entgegen den uns vertraut gewordenen Vorstellungen. Dieses Recht ist gegenüber jeder Quelle Recht — ist Shakespeare allein davon ausgeschlossen, Homer allein heilig? Und so darf auch Shakespeare schauen, ob sich der Troïlus-Stoff mit dem homerischen enger gatten lässt. Natürlich, eines darf er nicht, oder wir werden ihn auszischen; wer die notorischen Typen des Schauderhaften ungeschickt zu reinen Engeln aufputzt oder wer ohne Noth Idealbilder antastet, an denen wir liebevoll gehangen, der empört uns unklugerweise in unseren Gefühlen und vertreibt uns von seinem Werk. Z. B. — doch was suchen wir nach Beispielen? Soll doch Shakespeare gerade in „Troïlus und Cressida“ solch eine wüste und unbegreifliche Verhöhnung der uns theueren griechischen Heroenwelt vorgenommen haben. Aber dieser Punkt kann uns erst später beschäftigen; hier geht es vorläufig nur um den Troïlus-Stoff, und ist auch daran schon etwas Beleidigendes, wenn ihm in der homerischen Handlung ein Platz angewiesen wird? Nimmermehr! Sondern Shakespeare setzt sogar ohne Umsturz und mit viel Schonung dort ein, wo Homer eine Lücke offen ließ. Nämlich, nach Helenas Raube bewog Paris sein Volk, sich lieber für den

Krieg, als für die Gutmachung des Unrechts zu entscheiden, und nun beseufzen alle die Folgen und wären froh, der Helena und des Krieges wieder ledig zu sein. Da erfahren sie (Il. III. Kampfbedingungen zwischen Menelaus und Paris), dass auch die Griechen mit der Rückgabe der Helena sich begnügen würden, und machen doch keinen Versuch zur Kriegsbeendigung. — Und hier ist der Punkt, wo Homer nicht alles erklärt. Er sagt, weil Hektor ruhmsüchtig ist. Aber Hektor ist doch auch der Redliche und Weitvorausschauende, in dem die Forderung der Vernunft so laut spricht. Und wie kommt es nun, dass in ihm, der dem Paris fluchte und die Zukunft deutlich sah, wie kommt es, dass in ihm gleichwohl die Ruhmsucht obsiegte? Hier nun, eben hier, wo Homer schweigt, setzt Shakespeare ein und schafft in der Person des Troïlus einen Hauptschuldigen. Noch einmal soll Helena von den Griechen zurückgefordert, ihre Rückgabe noch einmal von Troja verweigert werden, und der jüngste der Brüder soll es sein, der beim großen Hektor den verhängnisvollen Entschluss erzwingt.

Doch warum, aus welchem Grunde? Er, dessen Herz von Cressida voll ist, begeistert sich ja für alles andere eher, als für Helena! Doch getrost, wer die mittelalterlichen Quellen liest, ist um ein Motiv nicht verlegen: nämlich Cressidas Vater ist bei den Griechen, und die Tochter wird zu ihm zurückkehren, wenn der Friede zustande kommt und Helena zurückgegeben wird. So ist die Friedensfrage mit der Herzenssache des Prinzen verknüpft; Krieg muss es sein, damit er die Geliebte behalte; wird der Friede rasch geschlossen, ist's um sein ersehntes Glück geschehen. Und zwar absolut; denn noch hat er sich ihr nicht erklärt, nicht Wort, noch Kuss gewechselt, und was sollte sie also in Troja halten, wenn plötzlich der Friede ins Land kommt? So schafft Shakespeare einfache und unwiderstehliche Motive; und um also nicht die Geliebte sicher zu verlieren, arbeitet Troïlus seinem Bruder Paris in die Hände und betreibt die Fortsetzung des Kriegs. Natürlich entsteht

hier die Frage, ob er aus schnödem Egoismus so handelt, und wir können hier nur sagen, es wird sich zeigen, was in ihm bewuſst und was unbewuſst war. Doch soviel steht fest: Wie der Krieg um Helena begann, so soll er um Cressidas willen fortgesetzt werden — nach der ersten die zweite Schönheit als Hauptmotor im troïschen Spiel.

Mit welchem Zauberwort soll nun aber der Verliebte den Bruder und die Troer bewegen; soll er sagen: „Ich liebe sie und sie ist ebenfalls schön?“ Unmöglich! Man würde ihn auslachen; welch ein Unsinn, den Kampf für ein Weib zu verlangen, bevor er sich ihrer Gegenliebe versichert hat und bevor er noch weiß, ob ihr das Ganze recht ist.... Und dann käme hiedurch in die Handlung ein bereits früher berührtes befremdendes Element: die ganz irraisonable Antastung von unerschütterlich in uns lebenden Vorstellungen. Wir meinen hier, wie nicht erst dargelegt zu werden braucht, die Vorstellung von dem einig-einzigen Range Helenas in der Schönheitswelt, eine Vorstellung, die uns so sehr in Fleisch und Blut übergangen ist, daſs wir uns Helena nicht anders, denn als eine zweite Venus, als das unerreichte irdische Schönheitsideal denken. Was könnte dies nun für eine Absicht sein, wenn man für die Schönheit einer anderen dieselben Opfer wie für die ihrigen fordert? Das hieße ihr eine Rivalin geben — und Pandarus, sowie Troïlus thun dies ja eigentlich auch. Aber wenn der erstere, der kupplerische Geselle, seine Nichte mit Helena vergleicht, so schadet es nichts, weil seine Worte für zum Geschäfte gehörige Übertreibungen erscheinen, und ebenso begreiflich ist es, wenn der Prinz in seinem geheimen Überschwang das Mädchen seiner Liebe über alles erhebt. Wenn er dies aber offen und vor aller Welt mit der Sprache der Leidenschaft und unter Vorbringung von Gründen thäte, dann entstünde der Verdacht, ob er nicht doch die persönliche Meinung des Dichters enunciere, und es schiene, daſs Shakespeare abermals ein homerisches Idealbild herabwürdigen und der Helena

sogar ihren Schönheitsrang bestreiten will. Und wie thöricht, weil gänzlich überflüssig, wäre dies, da er den Unwert ihres Innern zeigen kann, auch wenn er sie schön und überschön sein lässt! Und was thut nun Shakespeare? O, keine Sorge! Die Einig-Einzige bleibt unangetastet, und keines der streitenden Völker vernimmt von einer mit ihr rivalisierenden Erscheinung, denn Troïlus verräth sein Geheimnis nicht, und Cressida selbst ahnt nicht, welch eine Rolle im allgemeinen Geschicke sie spielt. Nein, sondern im entscheidenden Augenblick nennt der Prinz nicht ihren, sondern Helenas Namen. „Sie ist vollkommen schön!“ ruft er, „sie ist das Ideal nicht bloß nach meiner, sondern nach der allgemeinen Meinung, und weil ihre Schönheit so vollkommen ist, darum in den Tod für sie, ohne Rücksicht auf ihre innere Art! . . .“

Und nun werfen wir mitten im Zurichten des Blocks einen Blick auf das bisher Erreichte, um die leisen Einschnitte zu erkennen, die die Hand des Meisters gemacht hat, und die da andeuten, welche Gliederung er dem Körper geben will. Zwei Hauptsituationen sind da: dass Troïlus liebt, noch bevor er die Geliebte auch nur gesprochen hat, und dass er jetzt schon, noch bevor er Gelegenheit hatte, sie zu erproben, um ihrerwillen die Fortsetzung des Krieges will. Und da der Dichter von diesen Situationen ausgeht, so lässt sich errathen, welche dritte, vierte und fünfte Situation er herbeiführen will. Denn dann sieht seine Phantasie weiterhin den Liebenden im Genusse des Glückes schwelgen; sieht, dass dieses Glück flüchtig ist und dass schon die Trennung daherdroht; und sieht schließlich, dass Cressida sich mit schnöder Hast einem anderen hingibt, und dass es also klägliche Verblendung war, sie, ohne andere Gewähr als ihr schönes Äußere, aller Opfer wert zu halten und um ihrerwillen den weiteren Krieg zu veranlassen, der den Untergang Hektors bringt. Und nun werfe man zur Vergleichung den Blick auf die Eintheilung der Tragödie:

Erster Act: Noch hat Troïlus mit Cressida nicht gesprochen.

hier die Frage, ob er aus schnödem Egoismus so handelt, und wir können hier nur sagen, es wird sich zeigen, was in ihm bewusst und was unbewusst war. Doch soviel steht fest: Wie der Krieg um Helena begann, so soll er um Cressidas willen fortgesetzt werden — nach der ersten die zweite Schönheit als Hauptmotor im troïschen Spiel.

Mit welchem Zauberwort soll nun aber der Verliebte den Bruder und die Troer bewegen; soll er sagen: „Ich liebe sie und sie ist ebenfalls schön?" Unmöglich! Man würde ihn auslachen; welch ein Unsinn, den Kampf für ein Weib zu verlangen, bevor er sich ihrer Gegenliebe versichert hat und bevor er noch weiß, ob ihr das Ganze recht ist.... Und dann käme hiedurch in die Handlung ein bereits früher berührtes befremdendes Element: die ganz irraisonable Antastung von unerschütterlich in uns lebenden Vorstellungen. Wir meinen hier, wie nicht erst dargelegt zu werden braucht, die Vorstellung von dem einig-einzigen Range Helenas in der Schönheitswelt, eine Vorstellung, die uns so sehr in Fleisch und Blut übergangen ist, dass wir uns Helena nicht anders, denn als eine zweite Venus, als das unerreichte irdische Schönheitsideal denken. Was könnte dies nun für eine Absicht sein, wenn man für die Schönheit einer anderen dieselben Opfer wie für die ihrigen fordert? Das hieße ihr eine Rivalin geben — und Pandarus, sowie Troïlus thun dies ja eigentlich auch. Aber wenn der erstere, der kupplerische Geselle, seine Nichte mit Helena vergleicht, so schadet es nichts, weil seine Worte für zum Geschäfte gehörige Übertreibungen erscheinen, und ebenso begreiflich ist es, wenn der Prinz in seinem geheimen Überschwang das Mädchen seiner Liebe über alles erhebt. Wenn er dies aber offen und vor aller Welt mit der Sprache der Leidenschaft und unter Vorbringung von Gründen thäte, dann entstünde der Verdacht, ob er nicht doch die persönliche Meinung des Dichters enunciere, und es schiene, dass Shakespeare abermals ein homerisches Idealbild herabwürdigen und der Helena

sogar ihren Schönheitsrang bestreiten will. Und wie thöricht, weil gänzlich überflüssig, wäre dies, da er den Unwert ihres Innern zeigen kann, auch wenn er sie schön und überschön sein läßt! Und was thut nun Shakespeare? O, keine Sorge! Die Einig-Einzige bleibt unangetastet, und keines der streitenden Völker vernimmt von einer mit ihr rivalisierenden Erscheinung, denn Troïlus verräth sein Geheimnis nicht, und Cressida selbst ahnt nicht, welch eine Rolle im allgemeinen Geschicke sie spielt. Nein, sondern im entscheidenden Augenblick nennt der Prinz nicht ihren, sondern Helenas Namen. „Sie ist vollkommen schön!“ ruft er, „sie ist das Ideal nicht bloß nach meiner, sondern nach der allgemeinen Meinung, und weil ihre Schönheit so vollkommen ist, darum in den Tod für sie, ohne Rücksicht auf ihre innere Art! . . .“

Und nun werfen wir mitten im Zurichten des Blocks einen Blick auf das bisher Erreichte, um die leisen Einschnitte zu erkennen, die die Hand des Meisters gemacht hat, und die da andeuten, welche Gliederung er dem Körper geben will. Zwei Hauptsituationen sind da: daſs Troïlus liebt, noch bevor er die Geliebte auch nur gesprochen hat, und daſs er jetzt schon, noch bevor er Gelegenheit hatte, sie zu erproben, um ihrerwillen die Fortsetzung des Krieges will. Und da der Dichter von diesen Situationen ausgeht, so läſst sich errathen, welche dritte, vierte und fünfte Situation er herbeiführen will. Denn dann sieht seine Phantasie weiterhin den Liebenden im Genusse des Glückes schwelgen; sieht, daſs dieses Glück flüchtig ist und daſs schon die Trennung daherdroht; und sieht schließlich, daſs Cressida sich mit schnöder Hast einem anderen hingibt, und daſs es also klägliche Verblendung war, sie, ohne andere Gewähr als ihr schönes Äußere, aller Opfer wert zu halten und um ihrerwillen den weiteren Krieg zu veranlassen, der den Untergang Hektors bringt. Und nun werfe man zur Vergleichung den Blick auf die Eintheilung der Tragödie:

Erster Act: Noch hat Troïlus mit Cressida nicht gesprochen.

Zweiter Act: Trotzdem, damit sie in Troja bleibe, opfert er den Frieden.

Dritter Act: Und nun wird sie sein und er dünkt sich glücklich, und schon schicken die Griechen sich an, sie zurückzufordern.

Vierter Act: Schon holt man sie, gleich nach der Brautnacht, und der fühllose Paris findet es in Ordnung. Aber es kommt noch ärger, denn:

Fünfter Act: Cressida bricht die Treue, und Troïlus erkennt, dass das Äußere ohne den inneren Adel wertlos. Ja, es wird ihm klar, dass die Schönheit ohne die Treue nichts ist, dass sie nur eine schöne Schale mit eklem Inhalt, und wie sehr im Rechte sein großer Bruder war, als er gegen die Fortführung des Kampfes um eines schönen Weibes willen sprach. Denn auf Hektors Widerstand hatte der Knabe gestoßen, als er beweisen wollte, dass die Griechin trotz des Geschehenen des Blutvergießens wert sei. Damals fühlte Hektor, dass man allzuviel nach der Kaleia und zu wenig nach der Agathia frage, nach Art heißblütiger Jünglinge, denen zur Abschätzung von Menschen das ruhige Urtheil fehlt. Und was heißt das, ruhig urtheilen? Es heißt, nicht bloß Einzelnes, sondern das Ganze einer Sache auf die Wage legen; Troja hingegen sah nicht auf das ganze Weib, sondern auf ihre Schönheit, die ein Theil von ihr war. Nach diesem „Stück von ihr", dem Besonderen hatte das Begehren und Gelüsten gezogen, um der berückenden Hülle willen das innerlich entwertende nicht gesehen. Das heißt, eine Vorliebe, eine Sonderneigung hatte gesiegt, und blind für die Summe, nur Theile und Splitter bevorzugt; Richter war der auf das Einzelne, auf das Äußere gerichtete Wille gewesen, wo einzig von dem, durch keine Begierden und Separatgelüste getäuschten Urtheil eine getreue und besonnene Schätzung zu erwarten war. Und was ist nun, frägt Hektor, ein Wille, den der Theil berauscht, wo das Ganze vernichtet? Ist er nicht wie von einer Krankheit überkommen?

Leider ja! Der Anblick der Schönheit wirkt auf ihn wie eine contagiöse Berührung; und während wir sonst hassen, was uns krank macht, liebt dieser vergiftete und toll gewordene Wille die schreckliche Krankheitserregerin und verlangt nach so offenkundigen Mahnungen nach nichts anderem als nach ihr. Nach ihr und nur nach ihr! Ihr unterwirft er sich freudig, für sie bringt er Opfer, für sie begeht er fürchterliche Versündigungen, an uns selbst und an allem, was uns theuer sein soll . . . So spricht denn Hektor, redlich, wie er ist und tiefsittlich, er, der Verständige und Wohlerfahrene: „Sie ist nicht wert, was sie schon gekostet hat!"

So spricht er. Aber freilich, die deutschen Leser wissen es nicht; niemand sagte es ihnen und sie lernten das Gedicht nur aus den vorhandenen Übertragungen kennen, die unter allen schlechten Übersetzungen aus dem Englischen wohl die erbärmlichsten sind. Denn sie haben dieses krystallinische Gebilde in wüstes Geröll verwandelt, die Säulen und Bögen, in denen der Weltgeist athmete, zerbrochen und in Trümmer geschlagen, und Verse voller Wohlklang, Gedanken voller Majestät unkenntlich, zu einem Kauderwelsch gemacht. Und am meisten wurde von dieser Barbarei die zweite Scene des zweiten Actes heimgesucht; denn wer ahnt, dass hier Jugend und Alter, Blut und Urtheil, Form und Inhalt, Schein und Wahrheit miteinander kämpfen, wenn man unsere Übersetzungen liest? Gibt es doch vielleicht kaum einen, der diesen Act je anders, als mit Überspringung ganzer Versreihen, die ihm wüst und hirnverbrannt schienen, las. Und doch ist der Dichter hier am größten. Wie es im Gebirge stille Seen gibt, unter deren Spiegel ungeheure Tiefen schlummern, so blickt der Dichter hier zu den Quellen des Einzelschicksals und des Einzelcharakters, wie zu den Ursachen des Völker- und Zeitengeschicks hinab. Und er ist dabei so einfach! Er sieht den kranken Willen, sieht die ungesunde Begierde, und stellt nur noch die eine Frage, durch welche Pforten das die Seele ver-

giftende Element eingedrungen ist? Kennt ihr sie nicht? Es sind die Augen, die Sinne: der grobe, körperliche Augensinn ist's, durch dessen Wahrnehmung das Blut jäh in Wallung geräth und einen Willen zeitigt, noch bevor zur Überlegung Zeit war; und es entstehen dann die jähen und willkürlichen Schätzungen der nur am Äußern entzündeten Begierde, bar des Verstandes, der in das Innere der Dinge eindringt und sie prüft. Mit einem Wort, es herrschen die Sinne... Aber noch bevor Hektor es sagt, ruft, statt zusammenzubrechen, Troïlus sieghaft, flammend und triumphierend, er ruft — tragische Ironie! — selbst voller Feuer die Herrschaft der Sinne und ihren Vorrang vor dem Urtheil aus.

Doch man verstehe wohl! spräche er mir nichts dir nichts: weg mit der Überlegung, wir wollen nur der unüberlegten Begierde folgen, dann wäre dies im höchsten Maße unsinnig. Aber so machen sich die Dinge nicht. Troïlus sucht für den Unverstand verständige Gründe, damit der Unsinn als das Unvermeidliche und Beste erscheine, und den Weg dazu bahnt ihm Hektor selbst. Denn Hektor spricht nicht gleich ganz klar, bei Shakespeare ebensowenig, wie beim griechischen Sänger. Immer schließt ihm ein eigener rücksichtsvoller Sinn den Mund, wenn es heißt, einem Urtheil den letzten scharfen Ausdruck zu geben, und besonders wenn es Helena gilt, hält seine Ritterlichkeit schonend zurück. Da kann nun die Beschränktheit leicht missverstehen, die Sophistik verdrehen und modeln — und eben dieser Fall stellt sich gegenwärtig ein. Hätte Hektor geradeaus gesagt, dass ein Weib nicht nur schön, sondern auch treu sein muss, und hätte er hinzugefügt: Helena ist wertlos und innerlich faul, dann hätte jeder zugestimmt, weil verstanden, und für Troïlus gab es dann keine Antwort mehr. Aber Hektor sprach anders, er hielt das Deutlichste für unnöthig; statt von dem Werte des Äußeren im Gegensatz zum Werte des ganzen Menschen zu sprechen, sprach er von der Neigung, die nach einem Theile urtheilt, wo sie nach dem

Ganzen urtheilen soll. Und da missversteht man nun, und auch Troïlus missversteht, als ob es dem Bruder nur um die Schönheit gienge, und als ob er gesagt hätte, nicht alles an Helena, sondern nur einzelnes sei an ihr schön. Und da ist freilich die Antwort leicht, ja mehr, sie füllt sich mit einem blendenden Sarkasmus; denn was heißt das, ruft Troïlus, mein Wille sei toll und krank? Ich soll also nicht mehr wollen, was ich will, soll mich nach einem anderen Lenker meiner Thaten und Entschließungen umsehn? Sehr wohl. Aber die Quelle von Wille und Wahl ist die Wahrnehmung des Auges, und das Auge spricht demnach eigentlich das letzte Urtheil und gibt die Entschließung ein. Und ist der Wille krank, so ist doch das Auge gesund, und meine Augen, meine gesunden Sinne sind darum meine Führer. Und sie sagen, es ist nicht wahr, dass an Helena bloß einzelnes schön ist; sie sagen, sie ist vollkommen schön. Und dass nicht ein willkürliches und parteiisches Wollen und Gelüsten aus mir spricht, geht daraus hervor, dass ja die ganze Welt über sie ebenso urtheilt wie ich und sie allen die ideale Schönheit ist. Weg also mit den Splitterrichtern, nur den Sinnen muss man vertrauen und folgen! Gibt es ein schneidenderes Einbekenntnis der Sinnlichkeit?

Aber damit ist der Kampf nicht zu Ende. Hektor kann taktische Fehler begehen, doch ihn verwirrt nicht die Sophistik; das wäre nicht der ernste und sittlich starke homerische Held, wenn Shakespeare ihn gar so leicht durch ein Quiproquo überrumpeln ließe. Und hohen Urtheils wie er ist, und wohlerfahren, ruft er darum dem jungen Manne zu, wohin sein Sinnencultus führt. Denn in diesem Denken ist alles auf den Kopf gestellt, das Blut herrscht, das Urtheil ist Sclave, und der Mensch begreift nicht mehr die Forderung der Sittlichkeit und des Rechts — und beiläufig bemerkt, ist hier der Punkt, wo der Sinn der Citierung des Aristoteles im Drama klar wird. Wie viel besser wäre es gewesen, sich nicht über den

durch seinen Willen der Überlegenere ist und jeden Widerspruch beugt. Denn bis auf Paris war Troïlus der einzige für den Krieg, Hektor und die anderen ersehnten den Frieden — da bezwang sie Troïlus; und wenn nun Trojas Stütze fallen wird, wer ist Schuld daran? Und so ist es denn auch Troïlus, aus dem Shakespeare die große tragische Gestalt macht: er führt ins Leben ihn hinein und bürdet auf ihn die Schuld. In wessen Namen wird der Krieg fortgeführt? Im Namen der Schönheit und des Ruhmes, der beiden Ideale, die die Jugend immer hegt; und nun soll der Jüngling den Wert dieser Ideale durchkosten, und was er an andern gesündigt, das büßt er am eigenen Leib. Er hat den Kampf um ein Weib gerecht genannt, bloß weil es schön ist, und nun erfährt er, was es wert ist, wenn es innerlich faul; er hat auf den Krieg im Namen jenes Ruhmes, der Selbstzweck ist, gedrungen, und erfährt, was er wert ist, dieser nackte soldatische Ruhm. Cressida verräth dich, Thor — das ist die bloße Schönheit! Achill fällt mit Übermacht über Hektor her und tödtet ihn — das ist der Ruhm!...

III. Construction des griechischen Stoffs.

Dies also ist der troïsche Theil des Dramas, und nun wendet sich der Dichter zu der Construction des griechischen Stoffs, von dem die Kritik der Ansicht ist, dass er aus dem Drama auszuschließen gewesen wäre. Denn sie klagt bekanntlich über die Doppelhandlung unseres Stücks, und zwar über die Doppelhandlung schlechtweg, was ja nur heißen kann, dass ihr in einem Drama mehr als eine Handlung schädlich erscheint und dass sie nach Schließung eines Kreises jede weitere Handlung eo ipso verwerfen möchte. Nun liegt es auf der Hand, dass sie hierin mit sich selbst in Widerspruch geräth, denn sie hat — vide Maß für Maß, Kaufmann von Venedig, König Lear, Anzengrubers Viertes Gebot — gegen andere Dramen trotz ihrer Doppel- und dreifachen Handlungen nie Einwände erhoben; und wenn ihr just in unserem Stücke die Häufung der Stoffe missfällt, so werden ihr wohl nur die Gründe ihres Missfallens nicht ganz klar sein, und etwas anderes als die Doppelhandlung als solche wird Schuld daran tragen. Diese Gründe sind aber nicht schwer zu errathen. Dort, wo die Kritik sich befriedigt fühlt, sind die Doppelhandlungen durch das innere Band einer gemeinsamen Idee zusammengehalten; wie sie nebeneinander hergehen, sich kreuzen und sich wieder entfernen, so fliehen sie zur endgiltigen Vermählung doch wieder aufeinander zu, und singen, zwei Stimmen, nur einen Ton, die eine klar leuchtende Idee, Erfahrungsgesetz oder Sittenforderung. Und indem der Dichter dieses sein Leitmotiv in Folie, Hauptthema und Contrasthandlung in verschiedene Lichter stellt, drückt er damit aus, dass die

Idee, an die er mit der Kraft eines religiösen Gefühles glaubt, trotz der Vielheit der Fälle und trotz ihrer Verschiedenartigkeit doch überall mit der gleichen Kraft und Majestät walte. Was ist es also, wenn der Dichter zu solchem Ende seine Doppelhandlungen knüpft? Es ist eine Art ernster und anmuthsvoller Casuistik, wo vor unseren Augen eine ganze Lebensscala von den Niederungen bis zur Höhe hinauf sichtbar wird, und über alle Sprossen wandelt das eine große Lebensgesetz, in den geistigen Nächten furchtbar, oben im Lichte erhebend und verklärend. Und wenn wir dies sehen, sollte es uns missfallen? Unmöglich, und umso unmöglicher, als die vielen Handlungsströme auch ein Bild von der Mannigfaltigkeit des Lebens geben und der Dichter selbst darum des Reichthums der Natur mit theilhaftig zu sein scheint. Das heißt also, wenn der Dichter im Troïlus-Stoff zeigt, dass äußere Schönheit und nackte Schwerterkraft verderbliche Ideale, und dass Elend folgt, sobald die Jugend über das Alter, die Sinnlichkeit über den Verstand, Blut und Begierden über die Pflicht den Sieg davontragen, dann wird dadurch allein schon der vorauseilenden Combination der Weg gezeigt, was von einer zweiten Handlung zu erwarten. Damit uns nicht eine Monotonie angähne und damit der Eindruck der Lebensmannigfaltigkeit nicht fehle, wird dann der Dichter, wenn er Phantasie und Modellierungskunst hat, die kommenden Ähnlichkeiten und Contraste verschleiern; allein durch die Schleier hindurch wird doch deutlich sein, dass er gegenüber den falschen die echten Ideale aufrichten und die Unterwerfung der Sinne unter den Verstand, des Blutes unter das Urtheil, der Begierden unter die Pflicht fordern will, das heißt, die Verehrung nicht der äußeren, sondern der sittlichen Schönheit des Weibes, und den Cult der sittlichen Mannesthat, statt der Vergötterung des streitbaren Muthes als Selbstzweck. Liefe demnach solch eine Parallelhandlung neben der ersten, so würde — natürlich eine künstlerische Ausführung vorausgesetzt — gewiss keine Klage über die Doppelhandlung laut werden, während umgekehrt nur ein Gerüste abenteuer-

reicher Fabeln starrt, wenn zwischen der Achilles-Handlung und dem Hauptpunkt keine Beziehung besteht. Denn dann ist es nicht die größere sittliche Kraft, die endlich siegt, sondern es erschlägt eben nur ein Mann den andern; und nicht führt Odysseus' Weisheit das Regiment, nicht wird Achills Jugend der Pflicht unterthan, nicht fällt Troja, weil dort alle vernünftige Ordnung auf den Kopf gestellt ist; sondern es kommt das Geschick in einer gänzlich jähen und gewillkürten Gestalt, in welcher die Seele Homers, und nicht die Seele des Dramas lebt, das Shakespeare eigentlich geplant hat, und welche er nur darum bei dem Griechen entlehnt, weil er aus seinem Stoff heraus kein anderes Werkzeug weiß, um den Hektor zu tödten. Mit einem Worte, nicht dem dramatischen Zwang, sondern der Noth des Dichters gehorchend steht dieser Achill auf der Bühne; führt er aber aus diesem Grunde den letzten Streich, was unterscheidet ihn dann noch von einem Deus ex machina? Ja, er ist einer der ärgerlichsten dieser Sorte; denn andere trauen sich nur einen Augenblick verschämt vor unsere Augen, während hier durch lange fünf Acte auch noch die Maschine ausgestellt wird, die ihn endlich mit Donnergepolter herausschießt. So beschaffen, wäre also die Doppelhandlung wirklich tadelnswert; zusammenhanglose Apparate in Gang bringen, Figuren mechanisch nebeneinander stellen, Krystallisationspunkte schuldig bleiben, denen die verschiedenen Atome anschießen müßten, das ist Dilettantenarbeit — und Shakespeare sollte sie geleistet haben, er, der das Gefühl für solche Ungehörigkeiten hatte, und Kunst und Möglichkeit und Mittel besaß, den in Achill verkörperten Nothbehelf, wenn er ihn schon nicht entbehren konnte, so doch abzukürzen? Nein, so arbeitete Shakespeare nicht, nicht in seinen Anfängen, und noch weniger in der Zeit seiner reifsten Größe, und darum müssen wir uns fragen, ob er auch genau gelesen und verstanden ward. Wenn er die griechische Sache so weit ausspann, so sah er in ihr gewiss ein Gegenbild der troïschen Handlung. Und welches ist dieses Bild? Es steht

klar und einfach hingeschrieben in dem Stück, und nur die Kritik gieng mit ihrer Neigung, alles, was nicht lärmend ausposaunt wird, zu missachten, blind und verständnislos daran vorbei. Wir sehen in Troïlus den Anbeter der Schönheit, in Hektor denjenigen des Ruhmes; und nun folgt zur Erfüllung des tragischen Dreiklangs ein neuer gewaltiger Ton. Denn auch Achilles liebt. Und während Troïlus in Wonnen schwelgt und Hektor dem Trugbild weiter nachjagt, geschieht der erste und kolossale Versuch der Losreißung Achills von seiner Liebe und seine Wiedergewinnung für die Ehre, die in der Erfüllung der Pflicht gegenüber der Allgemeinheit besteht. Ja, der Dichter verläſst hier wieder den homerischen Stoff und nimmt den Achill der späteren Sage, statt des zürnenden Heros, den er in der Ilias fand. Aber nicht aus Willkür, sondern um der Einheit willen, die sich nun wunderbar gestaltet, entschied sich Shakespeare so. Denn nun hat er einen Achill, der aus Liebe zu einem Weibe ruht, und zugleich ist er voll der Liebe zum Ruhme, den er nun selbst durch seine Unthätigkeit gefährdet hat. So toben also Liebe und Ruhm, die beiden Zeitideale, in ihm widereinander; und wenn es gelingt, ihn von der Liebe loszureißen, welcher Seite gehört dann der Sieg?

Damit ist aber auch von selbst Motiv und Handlung des Achilles-Theils gegeben: Thema — Losreißung Achills von seiner Liebe; Mittel hiezu — daſs er seinen Ruhm arg bedroht sieht. Doch wodurch? Durch Worte? Worte genügten, um den troïschen Helden zu erschüttern — ist Achill von derselben Art, daſs ein Hauch ihn zum Wanken bringt? Und sieh da von selber der Antrieb, den größten Griechen und den größten Troër zu contrastieren — nein, einen Achill schreckt man nicht durch Anzweiflungen seines Muths! Niemandem könnte es einfallen, und wenn auch, Achill hat ein Selbstvertrauen, das dem Troër mangelt; in der Ilias überquillt er davon, hier, in der geänderten Situation, braucht er überhaupt nicht der

Herold seines Wertes zu sein. Er hat andere Mittel, die lächelnde Ruhe, womit er sich der thersiteïschen Kritik preisgibt, das Unvermögen zu glauben, dass jemand ernstlich mit ihm rivalisiere, die wohlwollende Kameradschaft, die er bis zur Krise dem Ajax hält. Dies liegt ja nothwendig im achilleïschen Charakter, und darum also auch die sein Sicherheitsgefühl offenbarende Scene am Schlusse des zweiten Actes, wo man ihm wie bei Homer ins Zelt folgt, und ihn vergebens bedroht und bestürmt. Wie die Bitten, so prallen auch die Bedrohungen seines Ruhmes von ihm ab, und es bedarf mithin eines anderen, stärkeren Hebels, um ihn aufzuscheuchen — und kennt ihr das Mittel nicht? Es steht bei Shakespeare. Dich rührt nichts, und dein Ruhm scheint dir unantastbar? Nun wohl, du sollst dich täuschen, denn größer als du ist, wer den Hektor besiegt. Und wir haben solch einen Mann — und da wir ihn fanden, bist du uns nichts mehr; nicht eines Grußes würdigt man dich weiter, und das Heer, dessen Liebling du warst, jubelt einem anderen zu. Und siehst du nun, wie du erbleichst? Dein Zorn lodert auf; doch halt, dich sollen auch die Selbstanklagen zerfleischen, denn lass es dir sagen: Man weiß alles, Achill! Meinst du, Nestor hätte umsonst in Troja geweilt? O, dort erfuhr er dein Geheimnis! Achill liebt eine Tochter des Feindes, und an Verrath spinnend, lässt er, um ihr nicht weh zu thun, sein Volk zugrunde geh'n.

Beiläufig bemerkt, ist es eine der erschütterndsten Scenen der dramatischen Literatur, in welcher sich das Geheimnis dieser Liebe lüftet, und schon die tiefe und mächtige Überraschung, welche sie erzeugt, rechtfertigt es, dass der Dichter es so lange verbirgt. Und das Stück hat ja davon noch anderen Gewinn. Denn theilt der Dichter uns die Lösung erst nach langer Wegstrecke mit, so muss er auch dafür sorgen, dass uns das Räthsel bis dahin in starker Spannung erhalte, damit es uns beschäftige und wir ihm anhaltend nachspüren — denn je leidenschaftlicher uns etwas interessiert, desto tiefer und stärker wird auch die Wirkung

der endlichen Lösung sein. Und da uns nun fortwährend Verdammungen des Achilles umtönen, so wird unser Interesse naturgemäß wachsen, wenn uns der Dichter zum Widerspruch gegen die Anklagen aufzustacheln versteht; und das stillste und beste Mittel hiezu ist, uns die Persönlichkeit des Achill so anmuthend zu zeigen, dass wir, so stumm er ist, für den ringsum Angegriffenen Sympathie empfinden, so dass wir aus der Tiefe unserer Sympathie daran zu zweifeln beginnen, ob er wirklich frivol und unmenschlich sei. Darum Situationen, wo wir sein beruhigtes und gerechtfertigtes Selbstvertrauen sehen, darum schonendes Wesen gegenüber dem späteren Rivalen, geistvolles Lachen, blendender Witz und in allem Witz niemals Lästerung eines anderen. Und merkt man nicht die Folge? Wenn wir dies alles sehen, so können wir nicht mehr glauben, dass Shakespeare ihn carikieren wollte; wie wäre dies möglich, da doch seine ganze Art als Gegentheil einer Caricatur erscheint! Und hören wir die Urtheile der Griechen, so vermögen wir wiederum nur dem Zeugnis unserer Augen zu glauben, die ja etwas anderes sehen, als die Äußerungen einer solchen Verwerflichkeit. Ist aber unsere Empfindung so weit, dann lasst uns in Ruhe mit eurem Kummer ob der Verzerrung des Heldenbildes durch Shakespeare, denn deutlich tritt dann die Frage vor uns hin, ob die Griechen sich nicht irren und dem Achill unrecht thun. Und noch mehr. Wunderbare Rotation, wunderbares Werden und Sichbefruchten der Empfindungen! Aus der Sympathie geboren, verstärkt jetzt das Gefühl, dass ein Unrecht vorliegen müsse, die Sympathie, und bringt uns den Angefeindeten noch näher, so dass die schlimme Nachrede, statt zu verdunkeln, den Eindruck der Persönlichkeit, die zu ihr in einem solchen Widerspruch steht, noch erhöht. Und der Zuschauer sagt sich: „Ich sehe, dass Achills Waffen rosten — aber aus einem unmenschlichen Grunde? Das glaube ich nicht.“ Und welch Gefühl dann, wenn man erfährt, dass dieser gewaltige und schöne Pelide wirklich nicht bloß der Mann ist, der im Zorne junge Knaben schlachtet, sondern ein Heros,

dem nichts Menschliches fremd ist, auch die Liebe nicht. Und wollt ihr schließlich noch wissen, wie es zu dem Schlachtengott passt, eine Troërin zu lieben, so verweist der Dichter auf die Sage, wo Achill die Penthesilea liebte, dann auf die Sage, wo er Polyxena liebte, und vor allem auf die allermenschlichste Empfindung. Denn das ist ja eine tragische Liebe, und leidet denn Achill nicht auch unsäglich durch sie?

Die Geheimhaltung ist also von Vortheil, sie führt zu wunderbaren Schönheiten der Erfindung; sie ist aber auch psychologisch eine Nothwendigkeit, denn wer posaunt eine solche Liebe offen aus. Soll Achill es thun, der stolze Achill, dem überhaupt das Girren fremd ist, und der mehr als alle Kritiker die Scham und das Unglück empfindet, in einem solchen Verhältnis zu sein? Oder sollten die paar Troër geschwätzig sein, denen wohl das Geheimnis bekannt ist und die es ängstlich hüten müssen, weil eine Verbindung ihrer Königstochter mit Achill für sie der halbe Sieg ist? In der Natur der Sache selbst liegt also die Nöthigung zum tiefsten Schweigen hüben wie drüben; und daraus ergibt sich, dass die Griechen Achills Passivität sehen, doch sie absolut nicht begreifen — und was muss sie also der Dichter angesichts dessen empfinden lassen? Wahrlich, nur bei dem gegenwärtigen Stande der deutschen Shakespeare-Kritik ist es möglich, dass eine solche Frage erst gestellt werden muss! Den Griechen ist ja das alles unerklärlich; ohne sichtbare Ursache und Vorkommnis blieb Achill eines Tages dem Felde fern. Und nun bluten sie aus tausend Wunden, ohne dass es ihn rührte, und man kann ihm kein Wort der Aufklärung erzwingen; bestürmt man ihn, so erwidert er kurz: „Ich will nicht, ich gehe nicht in den Kampf.“ Und das alles geradeaus, ohne Vorwände, ohne Ausflucht; er schützt keine Träume oder Göttersprüche vor und bleibt immer nur bei dem: „Ich thue nicht mit!“ Und die Folge ist wachsende Zuversicht der Troër und im eigenen Lager verderblicher Ungeist; denn gewöhnt, alles an Achill zu bewundern, spotten

die Myrmidonen: „Ohne ihn und uns seid ihr nichts.“ So betrachten sie die allgemeine Noth mit Hohn, sind von Wonne erfüllt, da sich ihre Unentbehrlichkeit bekundet; und was bleibt also den Griechen übrig, als den Geist, der aus den Dienern spricht, auch in dem Herrn zu vermuthen, und ihn für einen tollen Condottiere zu halten, der in seiner wahnwitzigen Überhebung einmal zeigen will, dass es ohne ihn nicht geht? Mit einem Worte, es ist dies das Ergebnis der Situation, und zwar das nothwendige und einzig mögliche Ergebnis, so dass es Unsinn wäre, die Griechen anders urtheilen zu lassen. Denn es ist ja nicht, wie in der Ilias. Dort sahen alle das dem Achill zugefügte Unrecht und konnten ihm darum anhängen, trotz des Leides, das durch seine Unversöhnlichkeit dem ganzen Heere zugefügt ward. Hier aber hat ihn niemand verletzt, er ward vergöttert und auf den Händen getragen; und nun er so jäh und unbegreiflich sein Volk im Stiche lässt, sollte es in der Laune sein, nach Professorenart über seine Heldenherrlichkeit entzückt zu thun? Nein, es bleibt nichts, rauchendes Blut ringsum, müssen sie ihn, uneingeweiht, der Unmenschlichkeit anklagen, — und da erzählen uns die Commentatoren, dass Shakespeare ihn entwürdigt und verzerrt! Und wie das Volk, so die Fürsten; sie wissen ja nicht, was mit Achilles vorgeht, sie müssen bittersten Groll empfinden, und mitten im Groll noch empört es sie, dass der plumpe Ajax den Achill zum Närrner macht. Wo sind sie nun also, diese Tölpel und Intriguanten von Fürsten? In Shakespeares Drama sind sie nicht vorhanden, und voll herübergerettet hat er die großen Gestalten aus dem homerischen Gedicht.

Ja, ich sage es ruhig, dies that er. Hier ist der eherne Diomedes der Ilias, hier Patroklus, die sanfteste und großherzigste Erscheinung der todbringenden Zeit. Und Agamemnon gar ist größer und lichter; er hat nicht, wie in der Ilias, an einem Gewaltact festzuhalten, und erscheint darum auch nicht gegen die allgemeine Noth verhärtet; er ist ehrenhafter, als

der gallige und habsüchtige Pascha der Ilias, würdevoller und königlicher, als der Mann, den man dort einen feigen und schamlosen Hund benennt. Und was den Ulyss betrifft, wo lag für den Dichter der Anreiz, ihn zum Intriguanten zu gestalten und ihn maulwurfsgleich das Ansehen des Achill untergraben zu lassen? Was hatte er von einer solchen Figurage? Den „Protest“ und immer nur den Protest gegen Homer! Ließ er aber Ulyss den Guten und Großen sein, der den Achilles zur Pflicht zurückzwingt, welch ein Zusammenschluss der beiden Handlungstheile dann — Ebenmaß der da und dort waltenden Beziehungen — und die aus diesem Parallelismus hervorleuchtende Idee! Denn nun seht her, wie in Troja die Jugend führt, in Hellas das Alter, dort Troïlus, hier Odysseus — und nicht durch das Mannumwerfende, die Centner, siegt das Volk des Laërtiaden, sondern weil bei ihm die größere Weisheit und die sittlichere Kraft ist. Und es erscheint dann auch der Krieg nicht als der bloße Widerstreit leicht zu verschiebender physischer Kräfte, sondern der Dichter sucht die die Physis beherrschende Beschaffenheit der Geister, um sich zu vergewissern, dass jenes Volk siegen muss, das die größere moralische Kraft hat.

Und siehe, bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass Shakespeares Ulysses thatsächlich nicht von dem homerischen Vorbilde abweicht, und dass wir ihn nur, von einem ersten Eindrucke getäuscht, missverstanden — und mit ihm die Absicht Shakespeares. Aber wir selbst waren an der Täuschung schuld, indem wir vergaßen, dass der Dichter, das Beispiel des Lebens nachahmend, die Wahrheit oft nur langsam aufrollt, so dass seine Personen nicht gleich nach dem ersten Schritt zu beurtheilen sind. Ja, sehr schief urtheilt Ulyss anfangs über den Peliden; ja, er sucht ihn zu hemmen und Ansehen und Ruhm ihm zu verkleinern. Aber konnte und durfte er anders? Er kannte ja nicht den wahren Grund seiner Unthätigkeit und hielt empörende Eitelkeit für die Triebfeder seines Verhaltens

Anachronismus aufzuregen und lieber dem Gedanken nachzusinnen, der tragisch und gewaltig ist. Denn ach, sagt Hektor sich selbst, Sitte und Recht, Moralphilosophie willst du predigen, während doch die Jugend unfähig ist, das alles zu begreifen, weil die Natur in ihr übermächtig ist und das tobende Blut alle Einsicht übertäubt. Ja, sie ist so schön, die Lehre, nicht bloß nach dem körperlichen Reiz, sondern auch nach der Seele zu verlangen, und wie leicht wäre es auch, nicht mit dem groben Augensinn, sondern auch mit Vernunft zu richten. Wie leicht gienge das, wie würde dann auch das Innere dir offenbar! Du müsstest nur, wenn dir etwas gefällt, warten, ob auch das Innere standhält; und doppelt freudig dürfte man dann die Hand nach dem geliebten Gegenstande ausstrecken, wenn es sich zeigt, dass das Ganze, Kern und Schale, der Liebe wert. Nur etwas warten, nur nicht gleich *wollen*, sondern überlegen: gibt es etwas Leichteres? Und doch, wer bringt dies der Jugend bei? Es pocht die Begierde und sträubt sich gegen die Vertagung eines Wunsches, das Verlangen, das eben nicht vom Urtheil geleitet sein *will*. Und dieses Sehnen und sofortige Wollen, dieses Zuwenig des Verstandes, dieses erschreckende Allzuviel der sinnlichen Leidenschaft sollte in Troja siegreich sein?

Also geschlagen auf der ganzen Linie! Andromachens Gatte ist nicht zu erschüttern, und mit Helena kehrt auch Troïlus' Geliebte zu den Griechen zurück. Allein, was ist das? Troïlus spricht noch einmal; nur wenig ist es, was er vorbringt, aber er tritt ganz nahe an den gewaltigen Hektor heran. Und er, der Junge und bisher Unbeachtete, spricht so, dass alle erbleichen, und dass Hektor wie von einem Schwerte getroffen auffährt — und ihr wisst nicht, was Troïlus spricht? Leset, ja lest nur die Ilias. Da Palamedes zur Flucht räth, warum geräth dort Hektor in solche Empörung; da er Achill herannahen sieht und ihm die Kniee schier vor Angst brechen, warum bleibt er doch noch, und flüchtet nicht? Und als ihm

der Gedanke kommt, dem Schrecklichen Frieden anzubieten und den Krieg zu beendigen, da verjagt er den Gedanken wieder, und nennt sich feige und weibisch, einen verworfenen Sclaven von Gesinnung und Art ... Warum dies alles? Der Grund ist, weil ihm, dem Soldaten, in erster Linie doch der Schlachtenruhm Religion ist und das Leben nichts wertet, wenn jemand sollte sagen können, er habe nachgegeben und gebangt. Nein, lieber sterben, als in den Schein muthlosen Zurückweichens gerathen — so ruft es in ihm im homerischen Gedicht. Und gerade in diesem Mittelpunkte seines Wesens, in der Ruhmliebe und Angst vor Anzweiflung faßt ihn auch der Engländer, indem er in ihm die eifersüchtige Angst aufrütteln läßt. Denn jählings ruft Troïlus messerscharf, dicht an ihn herantretend und gleich einem Rachegott ihn anherrschend: Also feiges Verleugnen des Muths! ... Und Hektor erschrickt und unterwirft sich; und der Ruhm ist also für ihn nur das, was andere über uns sagen, und er gibt nach, wenn er das Wort nicht hört, wornach es dem Ohre verlangt. Ja, das ist es, der bloßen Maschine des Ohrs ist er unterthänig, und er ist also auch nur ein Sinnenmensch wie Troïlus, der eine Sclave des Auges, der andere des Ohrs ... Und damit ist der Kreis geschlossen. Nicht die innere Beschaffenheit, sondern die äußere Bildung des Weibes bestimmt die Neigung; nicht Recht und Gemeinwohl, sondern die Angst vor der fremden Meinung bestimmt den Führer des Volks. Die Augen und Ohren sind in jungen Zeiten die Beherrscher der Menschen; nicht das Urtheil, sondern die Sinne regieren in der Zeit der homerischen Sinnlichkeit.

Und merkt man nun, warum Shakespeare das Werk nach Troïlus nannte? Ein großer und edelmüthiger Soldat, ist Hektor doch der Mann nicht, dessen die Zeit bedarf. Es fehlt ihm an Willenskraft und Beharrlichkeit — der Jüngere entreißt ihm die Führung, derjenige, der an Erfahrung und Urtheil noch himmelweit hinter ihm zurücksteht, aber schon jetzt

durch seinen Willen der Überlegenere ist und jeden Widerspruch beugt. Denn bis auf Paris war Troïlus der einzige für den Krieg, Hektor und die anderen ersehnten den Frieden — da bezwang sie Troïlus; und wenn nun Trojas Stütze fallen wird, wer ist Schuld daran? Und so ist es denn auch Troïlus, aus dem Shakespeare die große tragische Gestalt macht: er führt ins Leben ihn hinein und bürdet auf ihn die Schuld. In wessen Namen wird der Krieg fortgeführt? Im Namen der Schönheit und des Ruhmes, der beiden Ideale, die die Jugend immer hegt; und nun soll der Jüngling den Wert dieser Ideale durchkosten, und was er an andern gesündigt, das büßt er am eigenen Leib. Er hat den Kampf um ein Weib gerecht genannt, bloß weil es schön ist, und nun erfährt er, was es wert ist, wenn es innerlich faul; er hat auf den Krieg im Namen jenes Ruhmes, der Selbstzweck ist, gedrungen, und erfährt, was er wert ist, dieser nackte soldatische Ruhm. Cressida verräth dich, Thor — das ist die bloße Schönheit! Achill fällt mit Übermacht über Hektor her und tödtet ihn — das ist der Ruhm!...

III. Construction des griechischen Stoffs.

Dies also ist der troïsche Theil des Dramas, und nun wendet sich der Dichter zu der Construction des griechischen Stoffs, von dem die Kritik der Ansicht ist, dass er aus dem Drama auszuschließen gewesen wäre. Denn sie klagt bekanntlich über die Doppelhandlung unseres Stücks, und zwar über die Doppelhandlung schlechtweg, was ja nur heißen kann, dass ihr in einem Drama mehr als eine Handlung schädlich erscheint und dass sie nach Schließung eines Kreises jede weitere Handlung eo ipso verwerfen möchte. Nun liegt es auf der Hand, dass sie hierin mit sich selbst in Widerspruch geräth, denn sie hat — vide Maß für Maß, Kaufmann von Venedig, König Lear, Anzengrubers Viertes Gebot — gegen andere Dramen trotz ihrer Doppel- und dreifachen Handlungen nie Einwände erhoben; und wenn ihr just in unserem Stücke die Häufung der Stoffe missfällt, so werden ihr wohl nur die Gründe ihres Missfallens nicht ganz klar sein, und etwas anderes als die Doppelhandlung als solche wird Schuld daran tragen. Diese Gründe sind aber nicht schwer zu errathen. Dort, wo die Kritik sich befriedigt fühlt, sind die Doppelhandlungen durch das innere Band einer gemeinsamen Idee zusammengehalten; wie sie nebeneinander hergehen, sich kreuzen und sich wieder entfernen, so fliehen sie zur endgiltigen Vermählung doch wieder aufeinander zu, und singen, zwei Stimmen, nur einen Ton, die eine klar leuchtende Idee, Erfahrungsgesetz oder Sittenforderung. Und indem der Dichter dieses sein Leitmotiv in Folie, Hauptthema und Contrasthandlung in verschiedene Lichter stellt, drückt er damit aus, dass die

Idee, an die er mit der Kraft eines religiösen Gefühles glaubt, trotz der Vielheit der Fälle und trotz ihrer Verschiedenartigkeit doch überall mit der gleichen Kraft und Majestät walte. Was ist es also, wenn der Dichter zu solchem Ende seine Doppelhandlungen knüpft? Es ist eine Art ernster und anmuthsvoller Casuistik, wo vor unseren Augen eine ganze Lebensscala von den Niederungen bis zur Höhe hinauf sichtbar wird, und über alle Sprossen wandelt das eine große Lebensgesetz, in den geistigen Nächten furchtbar, oben im Lichte erhebend und verklärend. Und wenn wir dies sehen, sollte es uns missfallen? Unmöglich, und umso unmöglicher, als die vielen Handlungsströme auch ein Bild von der Mannigfaltigkeit des Lebens geben und der Dichter selbst darum des Reichthums der Natur mit theilhaftig zu sein scheint. Das heißt also, wenn der Dichter im Troïlus-Stoff zeigt, dass äußere Schönheit und nackte Schwerterkraft verderbliche Ideale, und dass Elend folgt, sobald die Jugend über das Alter, die Sinnlichkeit über den Verstand, Blut und Begierden über die Pflicht den Sieg davontragen, dann wird dadurch allein schon der vorauseilenden Combination der Weg gezeigt, was von einer zweiten Handlung zu erwarten. Damit uns nicht eine Monotonie angähne und damit der Eindruck der Lebensmannigfaltigkeit nicht fehle, wird dann der Dichter, wenn er Phantasie und Modellierungskunst hat, die kommenden Ähnlichkeiten und Contraste verschleiern; allein durch die Schleier hindurch wird doch deutlich sein, dass er gegenüber den falschen die echten Ideale aufrichten und die Unterwerfung der Sinne unter den Verstand, des Blutes unter das Urtheil, der Begierden unter die Pflicht fordern will, das heißt, die Verehrung nicht der äußeren, sondern der sittlichen Schönheit des Weibes, und den Cult der sittlichen Mannesthat, statt der Vergötterung des streitbaren Muthes als Selbstzweck. Liefe demnach solch eine Parallelhandlung neben der ersten, so würde — natürlich eine künstlerische Ausführung vorausgesetzt — gewiss keine Klage über die Doppelhandlung laut werden, während umgekehrt nur ein Gerüste abenteuer-

reicher Fabeln starrt, wenn zwischen der Achilles-Handlung und dem Hauptpunkt keine Beziehung besteht. Denn dann ist es nicht die größere sittliche Kraft, die endlich siegt, sondern es erschlägt eben nur ein Mann den andern; und nicht führt Odysseus' Weisheit das Regiment, nicht wird Achills Jugend der Pflicht unterthan, nicht fällt Troja, weil dort alle vernünftige Ordnung auf den Kopf gestellt ist; sondern es kommt das Geschick in einer gänzlich jähen und gewillkürten Gestalt, in welcher die Seele Homers, und nicht die Seele des Dramas lebt, das Shakespeare eigentlich geplant hat, und welche er nur darum bei dem Griechen entlehnt, weil er aus seinem Stoff heraus kein anderes Werkzeug weiß, um den Hektor zu tödten. Mit einem Worte, nicht dem dramatischen Zwang, sondern der Noth des Dichters gehorchend steht dieser Achill auf der Bühne; führt er aber aus diesem Grunde den letzten Streich, was unterscheidet ihn dann noch von einem Deus ex machina? Ja, er ist einer der ärgerlichsten dieser Sorte; denn andere trauen sich nur einen Augenblick verschämt vor unsere Augen, während hier durch lange fünf Acte auch noch die Maschine ausgestellt wird, die ihn endlich mit Donnergepolter herausschießt. So beschaffen, wäre also die Doppelhandlung wirklich tadelnswert; zusammenhanglose Apparate in Gang bringen, Figuren mechanisch nebeneinander stellen, Krystallisationspunkte schuldig bleiben, denen die verschiedenen Atome anschießen müssten, das ist Dilettantenarbeit — und Shakespeare sollte sie geleistet haben, er, der das Gefühl für solche Ungehörigkeiten hatte, und Kunst und Möglichkeit und Mittel besaß, den in Achill verkörperten Nothbehelf, wenn er ihn schon nicht entbehren konnte, so doch abzukürzen? Nein, so arbeitete Shakespeare nicht, nicht in seinen Anfängen, und noch weniger in der Zeit seiner reifsten Größe, und darum müssen wir uns fragen, ob er auch genau gelesen und verstanden ward. Wenn er die griechische Sache so weit ausspann, so sah er in ihr gewiss ein Gegenbild der troïschen Handlung. Und welches ist dieses Bild? Es steht

klar und einfach hingeschrieben in dem Stück, und nur die Kritik gieng mit ihrer Neigung, alles, was nicht lärmend ausposaunt wird, zu missachten, blind und verständnislos daran vorbei. Wir sehen in Troïlus den Anbeter der Schönheit, in Hektor denjenigen des Ruhmes; und nun folgt zur Erfüllung des tragischen Dreiklangs ein neuer gewaltiger Ton. Denn auch Achilles liebt. Und während Troïlus in Wonnen schwelgt und Hektor dem Trugbild weiter nachjagt, geschieht der erste und kolossale Versuch der Losreißung Achills von seiner Liebe und seine Wiedergewinnung für die Ehre, die in der Erfüllung der Pflicht gegenüber der Allgemeinheit besteht. Ja, der Dichter verläßt hier wieder den homerischen Stoff und nimmt den Achill der späteren Sage, statt des zürnenden Heros, den er in der Ilias fand. Aber nicht aus Willkür, sondern um der Einheit willen, die sich nun wunderbar gestaltet, entschied sich Shakespeare so. Denn nun hat er einen Achill, der aus Liebe zu einem Weibe ruht, und zugleich ist er voll der Liebe zum Ruhme, den er nun selbst durch seine Unthätigkeit gefährdet hat. So toben also Liebe und Ruhm, die beiden Zeitideale, in ihm widereinander; und wenn es gelingt, ihn von der Liebe loszureißen, welcher Seite gehört dann der Sieg?

Damit ist aber auch von selbst Motiv und Handlung des Achilles-Theils gegeben: Thema — Losreißung Achills von seiner Liebe; Mittel hiezu — daſs er seinen Ruhm arg bedroht sieht. Doch wodurch? Durch Worte? Worte genügten, um den troïschen Helden zu erschüttern — ist Achill von derselben Art, daſs ein Hauch ihn zum Wanken bringt? Und sieh da von selber der Antrieb, den größten Griechen und den größten Troër zu contrastieren — nein, einen Achill schreckt man nicht durch Anzweiflungen seines Muths! Niemandem könnte es einfallen, und wenn auch, Achill hat ein Selbstvertrauen, das dem Troër mangelt; in der Ilias überquillt er davon, hier, in der geänderten Situation, braucht er überhaupt nicht der

Herold seines Wertes zu sein. Er hat andere Mittel, die lächelnde Ruhe, womit er sich der thersiteïschen Kritik preisgibt, das Unvermögen zu glauben, dass jemand ernstlich mit ihm rivalisiere, die wohlwollende Kameradschaft, die er bis zur Krise dem Ajax hält. Dies liegt ja nothwendig im achilleïschen Charakter, und darum also auch die sein Sicherheitsgefühl offenbarende Scene am Schlusse des zweiten Actes, wo man ihm wie bei Homer ins Zelt folgt, und ihn vergebens bedroht und bestürmt. Wie die Bitten, so prallen auch die Bedrohungen seines Ruhmes von ihm ab, und es bedarf mithin eines anderen, stärkeren Hebels, um ihn aufzuscheuchen — und kennt ihr das Mittel nicht? Es steht bei Shakespeare. Dich rührt nichts, und dein Ruhm scheint dir unantastbar? Nun wohl, du sollst dich täuschen, denn größer als du ist, wer den Hektor besiegt. Und wir haben solch einen Mann — und da wir ihn fanden, bist du uns nichts mehr; nicht eines Grußes würdigt man dich weiter, und das Heer, dessen Liebling du warst, jubelt einem anderen zu. Und siehst du nun, wie du erbleichst? Dein Zorn lodert auf; doch halt, dich sollen auch die Selbstanklagen zerfleischen, denn lass es dir sagen: Man weiß alles, Achill! Meinst du, Nestor hätte umsonst in Troja geweilt? O, dort erfuhr er dein Geheimnis! Achill liebt eine Tochter des Feindes, und an Verrath spinnend, lässt er, um ihr nicht weh zu thun, sein Volk zugrunde geh'n.

Beiläufig bemerkt, ist es eine der erschütterndsten Scenen der dramatischen Literatur, in welcher sich das Geheimnis dieser Liebe lüftet, und schon die tiefe und mächtige Überraschung, welche sie erzeugt, rechtfertigt es, dass der Dichter es so lange verbirgt. Und das Stück hat ja davon noch anderen Gewinn. Denn theilt der Dichter uns die Lösung erst nach langer Wegstrecke mit, so muss er auch dafür sorgen, dass uns das Räthsel bis dahin in starker Spannung erhalte, damit es uns beschäftige und wir ihm anhaltend nachspüren — denn je leidenschaftlicher uns etwas interessiert, desto tiefer und stärker wird auch die Wirkung

der endlichen Lösung sein. Und da uns nun fortwährend Verdammungen des Achilles umtönen, so wird unser Interesse naturgemäß wachsen, wenn uns der Dichter zum Widerspruch gegen die Anklagen aufzustacheln versteht; und das stillste und beste Mittel hiezu ist, uns die Persönlichkeit des Achill so anmuthend zu zeigen, dass wir, so stumm er ist, für den ringsum Angegriffenen Sympathie empfinden, so dass wir aus der Tiefe unserer Sympathie daran zu zweifeln beginnen, ob er wirklich frivol und unmenschlich sei. Darum Situationen, wo wir sein beruhigtes und gerechtfertigtes Selbstvertrauen sehen, darum schonendes Wesen gegenüber dem späteren Rivalen, geistvolles Lachen, blendender Witz und in allem Witz niemals Lästerung eines anderen. Und merkt man nicht die Folge? Wenn wir dies alles sehen, so können wir nicht mehr glauben, dass Shakespeare ihn carikieren wollte; wie wäre dies möglich, da doch seine ganze Art als Gegentheil einer Caricatur erscheint! Und hören wir die Urtheile der Griechen, so vermögen wir wiederum nur dem Zeugnis unserer Augen zu glauben, die ja etwas anderes sehen, als die Äußerungen einer solchen Verwerflichkeit. Ist aber unsere Empfindung so weit, dann lasst uns in Ruhe mit eurem Kummer ob der Verzerrung des Heldenbildes durch Shakespeare, denn deutlich tritt dann die Frage vor uns hin, ob die Griechen sich nicht irren und dem Achill unrecht thun. Und noch mehr. Wunderbare Rotation, wunderbares Werden und Sichbefruchten der Empfindungen! Aus der Sympathie geboren, verstärkt jetzt das Gefühl, dass ein Unrecht vorliegen müsse, die Sympathie, und bringt uns den Angefeindeten noch näher, so dass die schlimme Nachrede, statt zu verdunkeln, den Eindruck der Persönlichkeit, die zu ihr in einem solchen Widerspruch steht, noch erhöht. Und der Zuschauer sagt sich: „Ich sehe, dass Achills Waffen rosten — aber aus einem unmenschlichen Grunde? Das glaube ich nicht.“ Und welch Gefühl dann, wenn man erfährt, dass dieser gewaltige und schöne Pelide wirklich nicht bloß der Mann ist, der im Zorne junge Knaben schlachtet, sondern ein Heros,

dem nichts Menschliches fremd ist, auch die Liebe nicht. Und wollt ihr schließlich noch wissen, wie es zu dem Schlachtengott passt, eine Troërin zu lieben, so verweist der Dichter auf die Sage, wo Achill die Penthesilea liebte, dann auf die Sage, wo er Polyxena liebte, und vor allem auf die allermenschlichste Empfindung. Denn das ist ja eine tragische Liebe, und leidet denn Achill nicht auch unsäglich durch sie?

Die Geheimhaltung ist also von Vortheil, sie führt zu wunderbaren Schönheiten der Erfindung; sie ist aber auch psychologisch eine Nothwendigkeit, denn wer posaunt eine solche Liebe offen aus. Soll Achill es thun, der stolze Achill, dem überhaupt das Girren fremd ist, und der mehr als alle Kritiker die Scham und das Unglück empfindet, in einem solchen Verhältnis zu sein? Oder sollten die paar Troër geschwätzig sein, denen wohl das Geheimnis bekannt ist und die es ängstlich hüten müssen, weil eine Verbindung ihrer Königstochter mit Achill für sie der halbe Sieg ist? In der Natur der Sache selbst liegt also die Nöthigung zum tiefsten Schweigen hüben wie drüben; und daraus ergibt sich, dass die Griechen Achills Passivität sehen, doch sie absolut nicht begreifen — und was muss sie also der Dichter angesichts dessen empfinden lassen? Wahrlich, nur bei dem gegenwärtigen Stande der deutschen Shakespeare-Kritik ist es möglich, dass eine solche Frage erst gestellt werden muss! Den Griechen ist ja das alles unerklärlich; ohne sichtbare Ursache und Vorkommnis blieb Achill eines Tages dem Felde fern. Und nun bluten sie aus tausend Wunden, ohne dass es ihn rührte, und man kann ihm kein Wort der Aufklärung erzwingen; bestürmt man ihn, so erwidert er kurz: „Ich will nicht, ich gehe nicht in den Kampf.“ Und das alles geradeaus, ohne Vorwände, ohne Ausflucht; er schützt keine Träume oder Göttersprüche vor und bleibt immer nur bei dem: „Ich thue nicht mit!“ Und die Folge ist wachsende Zuversicht der Troër und im eigenen Lager verderblicher Ungeist; denn gewöhnt, alles an Achill zu bewundern, spotten

die Myrmidonen: „Ohne ihn und uns seid ihr nichts.“ So betrachten sie die allgemeine Noth mit Hohn, sind von Wonne erfüllt, da sich ihre Unentbehrlichkeit bekundet; und was bleibt also den Griechen übrig, als den Geist, der aus den Dienern spricht, auch in dem Herrn zu vermuthen, und ihn für einen tollen Condottiere zu halten, der in seiner wahnwitzigen Überhebung einmal zeigen will, dass es ohne ihn nicht geht? Mit einem Worte, es ist dies das Ergebnis der Situation, und zwar das nothwendige und einzig mögliche Ergebnis, so dass es Unsinn wäre, die Griechen anders urtheilen zu lassen. Denn es ist ja nicht, wie in der Ilias. Dort sahen alle das dem Achill zugefügte Unrecht und konnten ihm darum anhängen, trotz des Leides, das durch seine Unversöhnlichkeit dem ganzen Heere zugefügt ward. Hier aber hat ihn niemand verletzt, er ward vergöttert und auf den Händen getragen; und nun er so jäh und unbegreiflich sein Volk im Stiche läst, sollte es in der Laune sein, nach Professorenart über seine Heldenherrlichkeit entzückt zu thun? Nein, es bleibt nichts, rauchendes Blut ringsum, müssen sie ihn, uneingeweiht, der Unmenschlichkeit anklagen, — und da erzählen uns die Commentatoren, dass Shakespeare ihn entwürdigt und verzerrt! Und wie das Volk, so die Fürsten; sie wissen ja nicht, was mit Achilles vorgeht, sie müssen bittersten Groll empfinden, und mitten im Groll noch empört es sie, dass der plumpe Ajax den Achill zum Kärrner macht. Wo sind sie nun also, diese Tölpel und Intriguanten von Fürsten? In Shakespeares Drama sind sie nicht vorhanden, und voll herübergerettet hat er die großen Gestalten aus dem homerischen Gedicht.

Ja, ich sage es ruhig, dies that er. Hier ist der eherne Diomedes der Ilias, hier Patroklus, die sanfteste und großherzigste Erscheinung der todbringenden Zeit. Und Agamemnon gar ist größer und lichter; er hat nicht, wie in der Ilias, an einem Gewaltact festzuhalten, und erscheint darum auch nicht gegen die allgemeine Noth verhärtet; er ist ehrenhafter, als

der gallige und habsüchtige Pascha der Ilias, würdevoller und königlicher, als der Mann, den man dort einen feigen und schamlosen Hund benennt. Und was den Ulyſs betrifft, wo lag für den Dichter der Anreiz, ihn zum Intriguanten zu gestalten und ihn maulwurfsgleich das Ansehen des Achill untergraben zu lassen? Was hatte er von einer solchen Figurage? Den „Protest“ und immer nur den Protest gegen Homer! Ließ er aber Ulyſs den Guten und Großen sein, der den Achilles zur Pflicht zurückzwingt, welch ein Zusammenschluſs der beiden Handlungstheile dann -- Ebenmaß der da und dort waltenden Beziehungen — und die aus diesem Parallelismus hervorleuchtende Idee! Denn nun seht her, wie in Troja die Jugend führt, in Hellas das Alter, dort Troïlus, hier Odysseus — und nicht durch das Mannumwerfende, die Centner, siegt das Volk des Laërtiaden, sondern weil bei ihm die größere Weisheit und die sittlichere Kraft ist. Und es erscheint dann auch der Krieg nicht als der bloße Widerstreit leicht zu verschiebender physischer Kräfte, sondern der Dichter sucht die die Physis beherrschende Beschaffenheit der Geister, um sich zu vergewissern, daſs jenes Volk siegen muſs, das die größere moralische Kraft hat.

Und siehe, bei näherer Betrachtung zeigt sich, daſs Shakespeares Ulysses thatsächlich nicht von dem homerischen Vorbilde abweicht, und daſs wir ihn nur, von einem ersten Eindrucke getäuscht, miſsverstanden — und mit ihm die Absicht Shakespeares. Aber wir selbst waren an der Täuschung schuld, indem wir vergaßen, daſs der Dichter, das Beispiel des Lebens nachahmend, die Wahrheit oft nur langsam aufrollt, so daſs seine Personen nicht gleich nach dem ersten Schritt zu beurtheilen sind. Ja, sehr schief urtheilt Ulyſs anfangs über den Peliden; ja, er sucht ihn zu hemmen und Ansehen und Ruhm ihm zu verkleinern. Aber konnte und durfte er anders? Er kannte ja nicht den wahren Grund seiner Unthätigkeit und hielt empörende Eitelkeit für die Triebfeder seines Verhaltens

— und wirft man solch einem Moloch etwa noch Nahrung zu? Darum hintertrieb er nach der troïschen Forderung die Entsendung Achills in den Kampf. Und zwar mit umso größerem Recht, als es ja nur ein Schein- und Paradekampf sein sollte. Denn Hektor forderte nicht — wie Menelaus den Paris, Ilias III. — auf Tod und Leben, sondern es sollte ein unblutiger Gang sein, wo einer den andern nicht tödtet, sondern wo man sich am Ende achtungsvoll die Hände schüttelt, ganz ritterlich, nach der Schaustellung der Athletenkraft; und um solch eines Strohwischsieges willen sollte also der Eitelkeit die Gelegenheit zu noch wilderer Überhebung und Gehorsamsaufkündigung geboten sein, bis am Ende der Oberbefehl den letzten Rest von Autorität verlor? Dies wäre Wahnsinn gewesen, und nicht Eifersucht, sondern tiefe Sorge war es darum, die Wahl von Achilles abzulenken, Scheinerfolge zu verachten und mehr auf die feste Führung, als auf nutzlose Aventuren bedacht zu sein. Dies ist der Ulyß des ersten Actes; aber nun kommt die Mission Nestors nach Troja, und nach seiner Rückkehr eine Politik gegenüber dem Achill, so ganz verschieden von dem bisherigen Verhalten — und das alles sah die Kritik nicht. Ist das noch derselbe Ulyß, der den Peliden in den Hintergrund zu drängen und ihm den Weg zur That abzuschneiden strebte? Ulyß am meisten arbeitet ja jetzt an seiner Zurückgewinnung für den Kampf. Er führt die Fürsten zu ihm hin, folgt ihm ins Zelt und will ihn überreden; und nur weil es nicht gelingt, greift er wieder auf Ajax zurück und setzt den großen Mißachtungsapparat gegen Achill in Bewegung, — bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt, und die Angst vor dem drohenden Sturz treibt dich dann in unsere Reihen zurück ... Mit tausend Mitteln müht sich also Ulyß um die entgleiste Männlichkeit und gibt für einen Augenblick heftiger Verkennung vier Acte heißer und unermüdlicher Werbung — und das alles sieht die Kritik nicht und frägt nicht, wodurch sein Sinn eigentlich geändert ward? Nun, die Ursache war die geheime Kunde, die Nestor aus

Troja heimbrachte, die Botschaft, dass Achill aus Liebe zu einer Troërin nicht kämpft — und das war etwas anderes, in einer solchen Liebe war ebensoviel Unglück als Frevel, und in dem drohenden Verluste seiner selbst war Achill doch kein erbarmungsloser Polyphem, der sich von den Leibern armer Schiffbrüchiger mästet und nährt. Diesen Achill konnte man noch retten, und Ulyssens eigenstes Herz und Interesse hieng daran, denn er liebte den Mann. Er hatte ihm schon einmal die Mädchenkleider abgestreift und ihn nach Troja gebracht, durch Achills Schwert hatte bisher seine eigene Politik triumphiert, er sah in ihm die blendende Erscheinung, die die Hellenen ermuthigte und entzückte, den Sonnigen, der die silberne Leier schlug, den Gedankenvollen, dem in ruhender Mähde der Traum einer Kalokagathia genaht. So war er, und so kannte ihn Ulyss. Denn diese Empfindung, die den Achill adelte, dieser Geist, der von einem inneren Besitzthum wusste und nach Ehre, nicht bloß nach Ehren verlangte, diese tiefe Sehnsucht, die sich in dem Heldsein nicht erschöpfte, sondern für die es auch ein Menschsein gab — man muss ja nicht glauben, dass dies dem Achill erst im dritten Acte angeflogen kam! Und seitdem Nestor aus Troja zurückgekehrt war, ward alles dem Ulysses wieder klar. Menschsein! Achill hatte es von der Mutter gelernt, die oft flehend mahnte, dass die Liebe das schönste Menschsein berge; aber der Jüngling verstand es damals noch nicht, und stärker war der von den Vätern ererbte Glaube an das Schwert. Da gab es nur Ein Glück, den Ruhm, und weitab stand die Liebe, als letztes kleinstes Lebenszubehör müßiger Tage, weitab im Dunkel der Zeit. Da kam der Riss, der Sturm, gegen die Ruhmbegierde antobend die Sehnsucht nach der friedvollen Liebe, und mit ihr Fragen über Fragen, Tortur über Tortur. Wozu der Kampf? Was war Helena den Völkern? Ach, über das entmenschte Gemordetwerden und Morden, und war es denn nicht besser, ein friedensvoller Mensch im gesegneten Hause zu sein? Fragen dies, die jeder Grieche verstand, hervorgeholt

aus der Seele der homerischen Menschen, hervorgeholt aus dem homerischen Achill auch. Denn mit denselben Gründen sucht ihn Thetis bei Homer unter Thränen vom Kampf zurückzuhalten; mit denselben Gründen droht er dem Phönix und Nestor mit der Rückkehr zu einem liebereichen, wenn auch ruhmlosen Dasein, und ganz ebenso prophezeien ihm die gottgeschenkten Rosse dort ruhmvollen Tod, hier langes, stilles Glück. Und muss man das Elend solcher Fragen noch weitläufig ausmalen? Diese Dinge sind ja mit dem Charakter des Achill und mit der Situation von selbst gegeben, und Ulyss, der beides kannte, wusste also auch, wie mitleidswürdig Achill jetzt war. Mitleidswürdig, denn was konnte er dafür, dass er liebte? Mitleidswürdig, weil ihn, den bisher Ungebrochenen, mitten in seinem Siegeslauf das Unheil dieser Leidenschaft überraschte; und dreifach mitleidswürdig, weil das geliebte Mädchen der Liebe würdiger, als eine Helena des Kampfes war!... Und darum schont ihn Ulyss, darum hütet er das Geheimnis, darum ehrt er ihn mitten im Angriff und ehrt sich selbst dadurch. Darum läßt er sich vom Zorn nicht fortreißen, sei es ihn, sei es Polyxena zu verunglimpfen; weder vorher, noch nachher ein Wort, das den Achill den entzückten Lästerern als Beute vorwerfen würde, und mitten im tiefsten Groll ein Herzenston, den die arme Verstandeskraft allein nicht hervorbringt — so dass dieser Ton und das tiefe, schöne, schier durch keinen Athemzug unterbrochene Schweigen am besten die Art dieses seltenen Ulysses-Charakters offenbart. Die Kritik aber, zu sehr in ihre Ästhetiken eingesponnen, um der Entwicklung eines Charakters im Drama zu folgen, und zu herzlos und am Äußerlichen haftend, um schweigende Größe zu begreifen, die Kritik nannte auch diesen Ulyss eine Caricatur!

Es ist also eine thörichte Mähre, dass Shakespeare die Troër vor den Griechen bevorzugt; und in der großen Scene des dritten Actes zeigt sich durchaus das Übergewicht der hellenischen Sittlichkeit. In beiden Lagern ersehnen die führenden

Helden den Frieden, in beiden gewinnt man sie wieder für den Krieg. Aber in Troja unterwirft sich Hektor einem Jüngling, trotz der Stimme der Vernunft, der Sittlichkeit und des Rechts; und in Hellas jagt Ulyss den Achill auf, im Namen der Ehre und der Pflicht. Er gibt dem Kranken bittre Arznei, läſst den Ajax wählen, den Achill miſsachten; wie an einem Dutzendknecht geht man mit beleidigender Fremdheit an Achilles vorbei. Und die erbärmliche Erklärerei hält das für Spaſs, für kindische, lächerliche Chicane. Aber ist es Spaſs, wenn man einem groſsen Soldaten auf einmal die Achtung verweigert? Ein Ungeheures ist hier das Versagen des Gruſses, ein Ruhm wird ausgelöscht, ein Schimpf angethan namens eines Heeres und Volkes. Ins tiefste Leben getroffen — denn was ist er ohne Ehre — schreit darum der Geschändete und Ausgestoſsene auf: ward zum Bettler ich? Und mit Löwentrotz ruft er weiter, noch besitze ich alles, was mich zu einem Helden gemacht! Da tritt Ulyss auf und erwidert — wie schändeten die Übersetzer hier die Verse! — nein, was den Helden ausmacht, besitzest du nicht mehr. Und der gröſste Lehrer und Führer seines Volkes, der Bildner der Kalokagathia, der vollausgereifte Held des zweiten homerischen Gedichtes, steht er hier da. Unsere Erklärer haben sich sehr an der Citierung des Aristoteles in diesem Jahrhunderte, vor Aristoteles spielenden Drama belustigt; hätten sie statt dessen in den Philosophen hineingesehn, sie wüſsten, welcher Geist hier den Ulysses beherrscht. — Muſs ich sagen, daſs er als tiefer Menschenkenner Achills innere Kämpfe ahnt? Warum hätte Achill sich sonst mit seiner Liebe verborgen; warum seufzte er, als Hektors Forderung kam, und konnte die innere Bewegung nicht bemeistern; warum floh er vor den Fürsten, und erschrak im Zelt bei Ulyssens Eintritt? Und jetzt, nach erfahrenem Schimpf, wieder verstört und schreckerfüllt, statt des Weiterwüthens, und was aus seinem Munde kommt, ist mehr schamerfüllte Selbstanklage, als Äuſserung und Ausbruch des Zorns! Wie, fühlst du doch Scham, und Ehre und Pflicht sind also in dir noch

nicht erstorben, und du bist noch derselbe, der den Kalokagathiatraum einst träumte? Nun, dann bist du mein! Und hier setzt Ulysses an. Und zwar lässt ihn der Dichter erst tasten, und leise und behutsam den Weg durch das Ungewisse sich bahnen, bis der eben Gestürzte auch die Empfindung seines inneren Sturzes hat. Du hättest noch alles, was du einst gehabt? frägt Ulyss indirect und phlegmatisch, und indirect und phlegmatisch fährt er fort: Das ist nicht wahr! Du wolltest Held sein, und das Heldenthum ist ein ethischer Begriff, der nicht bloß die physische Kraft, sondern auch die Gesinnung einschließt, und zwar eine bestimmte Absicht und Gesinnung: die Absicht, anderen nützlich zu sein. Dadurch unterscheidet sich ja der Held von Räubern und Riesen, und wenn also diese Absicht mangelt, so ist die Kraft ethisch wertlos, und wenn der Wille vorhanden ist und sie zur Bethätigung treibt, dann ist sie eine Wohlthat der Welt. Wie steht es also um dich, um dein Wollen und Vollbringen; gehört es noch deinem Volk, das das höchste Anrecht auf dich hat? Wenn ja, dann Segen über dich, denn dann bist du innerlich ebenso makellos und groß, als äußerlich stark und mit Schönheit gesegnet, und bist umso größer, als du in Treuen und mit Selbstverleugnung Opfer bringst, um mehr unser als dein eigen zu sein. Ist es aber anders, wo ist dann dein heldisch Gut? Und es ist ja nicht nöthig, dass du zu den Troërn überläufst und uns als Verräther im Felde begegnest — verloren ist dein Heldenthum auch, wenn du dein Gewissen durch einen jener treulosen Pacte einschläferst und als Zuschauer abseits stehst. Denn Heldenhaftigkeit ist ja ein Besitzthum, das man nicht hat, wenn man es ungebraucht und unausgegeben in sich hat, sie ist dann deine Habe, wenn du sie mit anderen theilst. Eine jener Tugenden ist sie, die erst durch Bethätigung sind, und sich bethätigen, das heißt, aus sich heraustreten und sein Herz öffnen, dass ihm die beste Kraft entströme zum Wohle anderer. Oder im Bilde gesprochen, du musst säen, um zu ernten, rufen, um einen Ton zu hören, dich vor einen Spiegel

stellen, um dich selbst zu gewahren: immer musst du also etwas gethan haben, um etwas zu haben, gegeben und mitgetheilt haben, um zurückzuempfangen — und gabst du uns denn ebenfalls dein Innerstes und Bestes, um Herr davon und Held zu sein? Nein! Wir sind der Spiegel, deine Thaten die Strahlen, du bist die Ursache, unsere Schätzung die Wirkung; dem Verdienten gaben wir Kronen, der Mann der Ehre fand bei uns Ehren, nie widersprach bisher die Bewertung deinem Wert. Und wenn wir dich heute vergessen, so ist's, weil in den Spiegel, der wir sind, nichts hineinsieht: in dir allein liegt es, und wir können nichts als abspiegeln, was du der Welt, der blutig leidenden, von dir geboten und gezeigt.

Also Ulyss. Und ist das alles? Statt die Quellen unserer Verirrungen aufzudecken, nichts als brave Lehren und fleißige Betrachtungen? Aber des Dichters Weltenauge forscht tiefer. Wie konnte Achill sich so verlieren, wie die Ehrliebe so in ihm zusammenschrumpfen, als die Schönheit mit ihren Reizen erschien? O, darin liegt es, dass er innerlich doch schwach ist, dem Auge unterthan, ein von den Sinnen regierter Mensch — und der gegenwärtige Augenblick beweist es ja ebenfalls, denn nun wankt ja wieder die Liebe, weil Aug' und Ohr die Merkzeichen der Volksgunst vermisst. Mit einem Worte, er ist mit all seinen Kräften doch steuerlos preisgegeben jedem Anreiz, und in der entzündlichen Seele lodern leicht Affecte auf, jetzt Leidenschaften und Begierden, jetzt Zorn und Beängstigungen, und im siedenden Schwall verbrennt und verdampft der Verstand. Und wie die Affecte, so wechselt die Hingabe — und entsagte er heute der Liebe, um nur seinem Ehrgeiz zu folgen, es bliebe doch keine Sicherheit, denn auf fremde Stimmen horchend, wechselt auch der Ehrgeiz sein Ziel. Lachen ihm die Augen der Welt, so fühlt er sich groß, sehen sie wo anders hin, ist er unglücklich und klein, und wollte die Menge von ihm ihr eigen Verderben, er würfe die Einsicht über Bord und folgte, nach dem Beispiele Hektors, der um fremden Beifalls

willen die Forderung des eigenen Urtheils verrieth, und das Wohl der Allgemeinheit dahingab, auf dass der Eigenliebe der Triumph rascher Lobpreisung werde. Denn der Sinnenmensch ist nothwendig nicht nur unfrei und abhängig, sondern im Grunde seines Wesens eine Beute der Eigenliebe und der Selbstsucht, und wird er einmal in diesem seinem wahren Wesen erkannt, so setzt sich weit nach rückwärts hin der Zweifel an seine Thaten an und entwertet ihr sittliches Motiv. Seine Tapferkeit, war sie nicht etwa nur das Gefühl der überlegenen Kräfte? Was Aufopferung schien, war es nicht vielleicht die Eitelkeit, die nach Bewunderung lechzte? Und auch du stürzest, Stolz, auch du, Hochmuth, stehst in deiner Nacktheit da und verachtest das Urtheil der Menge, so lange du seiner gewiss bist, und wendet es sich von dir, so verschmachtest du nach Gunst und Lob. Der Ehrgeiz allein thut es also nicht, er ist haltlos, und schrecklich ist die Verblendung, die ihm zujubelt als der kostbaren Seele der Thaten, und die ihn anderen zum Muster gibt — wie konnte nur diese Verblendung entstehn? Sie entstand, als einige Ehrgeizige so glücklich waren, auf keinem Punkte ihres Weges mit sich selbst in Zwiespalt zu gerathen; und da sie in ungebrochenem Laufe bis an das Ende gelangten, blieb die Selbstsucht, die sie trieb, geheim und unerkannt. Wehe aber, Ehrgeiz, wenn du vor dem Scheideweg stehst; da verräth es sich, dass du nicht führst, sondern geführt wirst, ein blinder von der blinden Eigenliebe, der eitlen Begierde nach, weitab vom allgemeinen Wohl. Und wenn es dann zu Schauspielen kommt, wie das gegenwärtige, wo deine letzte Triebfeder bloßliegt, der Gott in dir der Majestät entkleidet und die Überschätzung, die man dir hat angedeihen lassen, offenbar ist, dann klagst du über die Launen der Menge und dass sie nach Willkür Größe verleiht und stürzt? . . Nein, eines nur leitet dich sicher, das ist das Soll, die Pflicht, die Treue gegenüber deinem Volke, und zwar keine hündische, sondern eine denkende Treue, welche sagt: Mein Volk, das für dich Nothwendige will ich erkennen und ausführen — immer

nur das für dich Nothwendige, mein eigen Glück zählt nicht mit. Und weil ich denn Mensch bin und im Gedanken an das allgemeine Wohl nicht so sehr aufgehen kann, um das Wünschen und Sehnen für mein eigen Ich ganz zu übertäuben, so verfeinere ich wenigstens in mir die Eigenliebe, den Ehrgeiz, die Ruhmsucht, und erbaue den Cult meiner Persönlichkeit auf dem starken Grunde der Pflicht . . .

Dies ist die Lehre der großen Scene des dritten Actes — und ist dies nicht die große homerische Sittlichkeit, der Kalokagathia-Traum? Und ist dies nicht ein ganz anderer Ulyss, als welcher uns immer gezeigt ward? Ja, er ist eine Erscheinung von überragender Gewalt. Anfangs bahnt er sich den Weg vermittelst diplomatischer Masken und Künste, dann aber wirft er alle Hüllen von sich und gebraucht die furchtbarste Waffe, die das Drama kennt, die Macht der eigenen Persönlichkeit. Und diese Persönlichkeit ist weit mehr, als wir hier andeuten konnten; denn ein Moralsystem, wie das hier entwickelte, und die ganze kühne und lebensvolle Erscheinung — welch ein Unterschied! Er predigt und dociert nicht, er macht die Männer zum Vorspann für seine Pläne, er zermalmt und überwältigt, so dass der Mann der Faust vor ihm zusammenschrumpft und dass das Pochen auf physische Kräfte sich beugt. In Troja ließ man sich von Troïlus gängeln, trotzdem seine Leidenschaft so vielen bekannt war — hier, Ulysses spürt dem Geheimsten nach, beachtet es und reißt den Achilles los. Und dabei ist er schonungsvoll, schweigt, will den Achill nicht verrathen, und spornt ihn noch zur That, trotzdem er weiß, dass ihn Achill mit seinem Waffenruhm in den Augen der Menge überstrahlen wird. Denn neidlos ist er und selbstlos, ganz taucht er in Gedanken an das allgemeine Wohl unter, ein Mann der Pflicht, den nichts, und auch die Ehr- und Ruhmsucht nicht verlockt. Denn was ist Ruhm? Eine Süßigkeit, nach der der Schwache kindergleich schmachtet. Was ist Ruhm? Der Affe der stillen Größe, die nur nützen will, und die unverändert die

gleiche bleibt, auch wenn niemand ihr zujauchzt, und wenn sie auch einsam und unerkannt dem späten Urtheil entgegentrauern muss. So ist dieser Ulyss die Verkörperung des griechischen Ethos, groß, wie der Held der Odyssee, größer als der nur schlaue und geschickte Mann der Iliade — und er wird von der Kritik eine Caricatur genannt!

IV. Der Zorn des Achill.

Nun müsste ich, um der Schnur nachzugehen, noch von dem Takt, mit dem Ulyss den Bogen nicht überspannt, handeln, von der Klugheit, mit der er das Äußerste dem Achill selbst überlässt, und von der Schönheit des Mittels, dass Patroklus bewusst und Thersites unbewusst die Wirkung seiner Worte vertieft. Davon auch müsste ich reden, wie Achill nach all dem Sturz naturgemäß den sittlichen Trieb haben muss, das Auge in sein Inneres zu lenken; wie dann aufreizend der Anblick des Ajax hinzukommt, und wie schließlich Hektor selbst ihn ins Feld hinausverlangt. Nun noch eine letzte geheime Botschaft von Polyxena, ihre letzte Bitte, ein letztes Schwanken — bis der mit seinem Volke mitfühlende Patroklus mit seinem Blute es besiegelt, dass er an Achills Schuld keinen Theil hat. Und ist es nicht klar, was nun in Achill vorgehen muss? Ihn selbst, seine Ehre hat ja Hektor dort erschlagen, mit Patroklus' Tode ihm gedankt, dass er Troja liebte und um Troja Schmach litt; und da bricht er nun endlich los, der ungeheure Zorn des Peliden, und es zeigt sich, dass in diesem Drama nur die äußeren Veranlassungen von jenen der Ilias verschieden sind, dass die Charaktere aber ohne Umbiegung und mit der Wurzel in die neuen Situationen versetzt sind. Oder ist der Zorn hier nicht Zorn; ist es ein Unterschied, ob ihn anfangs Agamemnon oder Ajax hervorruft; ist der Furchtbare, der bei Shakespeare alle Kleinen verachtet und nur nach Hektor sucht — ist er nicht ebenso furchtbar, als der im Massenmord wüthende homerische Gigant? Ja, wo hatte die Kritik ihre Augen? Sie kennt den Engländer ein Jahrhundert lang als

einen planvoll schaffenden Dichter, und hier, wo er in dem zornigen Thersites, in dem zornigen Ajax, in dem zornigen Agamemnon und in dem zürnenden und strafenden Ulyss so viele künstlerische Folien und Vorbereitungen aufbaute, hier glaubten wir, dass er der Aufgabe, das Vulcanischeste zu zeigen, stumpf und feige vorbeigehen will. Nein, der ganze Achill schreitet durch Shakespeares Gedicht. Nur die Gräslichkeit ist ihm weggewischt, dass er auf sein eigen Volk Pest und Verderben herabwünscht; aber im aufrauchenden Zorn ist er ganz der Würgegeist, der grausige Sendbote der Furie, die nicht Maß noch Billigkeit kennt, sondern über Gnade und Erbarmen als über Verrücktheiten aus der Weiberstube auflacht, in schamlosem Morden selbst Kindern den Tod bringt, und jauchzt und heult, wenn ein Tapferer hinsinkend über feigen Überfall durch Hunderte klagt. Thor mit deiner Klage, das ist der Krieg. Du edler, großherziger Thor, das Blachfeld ist keine Stätte für weiche Empfindung. Um den Endzweck geht's, um Zertretung, Vernichtung des Feindes, um Vergiftung aller Quellen der Erholung, um Überrumpelung des Nichtsahnenden. Und mit all deiner ritterlichen Schönheit bist du klein gegenüber dem furchtbaren Gegner, der sich rauh von deinen zimperlichen Fechterregeln lossagt und dich mit Verachtung deiner gemachten Turniersitten über den Haufen rennt — wie Homers Achill es that. Denn ja, dies that er, und nicht eine sympathische, sondern eine in ihrer Furchtbarkeit sympathische Erscheinung ist er im griechischen Gedichte. Eine Pest ist er dort, ein Blitz, der Tod. Er spaltet die Köpfe, schlägt in die Kniee und ins Rückgrat, bohrt das Schwert in die Ohren und sticht in die Nacken, die Weichen hinein. Er durchdonnert die Ebene, von Blut starrt sein Wagen, die Räder schneiden in Leichname ein und rastlos mäht sein Schwert. Er jauchzt, und bei jedem Aufschrei sendet er eine Seele in den Orkus; nachdem er fünfzehn getödtet, fängt er zwölf, die er an Patroklus' Grabe schlachten will. Man schiebt es auf die Zeitsitte — mit welchem Rechte? Achill ist ja der einzige in

der Ilias, der Menschenopfer bringt. Doch mag es die Zeitsitte sein, was liegt daran, es kommt noch anderes. Hier der junge Tros, dem die Eingeweide heraushängen... Als er um Erbarmen flehte, riss der Mörder ihm lachend den jungen Leib auf, so dass selbst Homer hier über Unmenschlichkeit klagt. Und auch im letzten Kampf sucht Achill weit Furchtbareres, als den Preis der Ritterlichkeit. Dreimal kämpft er vergebens gegen Hektor, und erst als dieser von der Stadt abgeschnitten ist, rennt er wieder gegen ihn an. Von Minute zu Minute verschlechtert sich Hektors Lage, er verliert die Lanze, kann mit dem Schwert sich nicht mehr nähern, und schließlich — welche Tragik! — rächt es sich, dass er dem Patroklus den Panzer geraubt hat. Denn dieser Panzer, den er jetzt anhat, ist ja Achilles' Panzer, und dieser weiß, dass an einer Stelle das Gefüge locker ist. Achill weiß, was Hagen von Tronje erst erkunden musste, als er auf Siegfrieds Tod ausgieng:

> Nur wo das Schlüsselbein den Hals begrenzt und die Achsel,
> War die Kehl' ihm entblößt, die gefährlichste Stelle des Lebens;

ein Blick und Achills Lanze trifft gut ... Ist das ritterlich? Nein, aber der Schlachten Lauf ist es. Da gibt es keine Herstellung gleicher Bedingungen, da ist es Wahnsinn, sich eines Vortheils zu begeben, alles ist erlaubt, was den Gegner niederwirft, und wenn du Thor es anders haben willst, dann sei zur richtigen Zeit sittlich und meide den Krieg, suche kein Spiel in dem Krieg! Und so sinkt die Blume des Ritterthums in den Staub, die ihren Ruhm in dem gleichen und schönen Kampf gesucht hat, und etwas Neues, eine Revolution der Kriegssitte tritt in die Welt: wild und erbarmungslos wird die Führung des Krieges gegen den Gegner, jedoch der Noth des eigenen Volkes wird desto rascher ein Ziel gesetzt.

Und nun zum letzten, zum Vorwurf, dass Shakespeare seinen Achill einen Betrug und eine Feigheit begehen läst:

eine Feigheit, indem Hektor eben die Waffen abgelegt hat und Achill dennoch über den Wehrlosen herfällt, und einen Betrug, indem der Pelide den Seinigen zuruft: stecht alle auf ihn los und dann rufet mich als Sieger aus. Was läſst sich auf diesen Vorwurf erwidern? Nichts; aber die Ilias wollen wir noch einmal zur Hand nehmen, und sehen, was sie vom Tode eines anderen erzählt. Schon einmal war der Priamide Lykaon der Gefangene des Peliden gewesen; verkauft, flüchtete er, und kehrte erst vor eilf Tagen nach Mühen und Gefahren aus der Sclaverei wieder heim. Ihn gewahrt nun Achill, und nun folgen wohl Beweise der Milde? Ach nein, sondern Achill höhnt: Ob du auch aus dem Tode wiederkehren wirst, wie aus der Sclaverei! Ermattet und in Todesangst hat sich Lykaon in den Skamandros geworfen; in Ertrinkungsgefahr strebt er aber wieder auf, wankenden Knies, entblößt von Helm, Lanze und Schild. Denn er ist waffenlos, alles hat er von sich geworfen, ähnlich wie Hektor in unserem Gedicht; und was wär' es nun für Ruhm, ihn zu tödten, besonders, da er doch so schwach und jung ist! Oder wiſst ihr nicht, wie es zugieng, als Achill ihn das erstemal fieng? Es war zum Lachen, er fieng ihn, wie man einen Falter hascht. Im Obsthain beim Feigenschneiden überrascht' er ihn, und es bedurfte keines Schwertstreichs, mit der Hand ließ sich's vollbringen.. Ein solcher Knabe war's, ja, und nun er zum zweitenmal in Achills Gewalt ist, umfaſst er dessen Kniee und weint. Gebar mich die Mutter, so wehklagt er, für so wenige Tage? Einen Bruder hast du mir heut schon getödtet, ach, morde der Mutter nicht auch den zweiten Sohn .... Und Achilles lacht, lacht, als Lykaon schwört, daſs er mit Patroklus Mitleid empfunden. Genug geschwätzt, ruft er, auch du, mein Lieber, muſst sterben — und bohrt dem Knaben am Halsgelenk das Schwert ein. Dann faſst er ihn am Fuße, schleudert ihn kopfüber in die Wogen, vergiftet ihm den letzten Augenblick noch mit einem Hohnwort ... Und Lykaon ist ein Wehrloser, der Helm, Lanz' und Schild zur Erde gelegt hat, und ihr

klaget über Verzerrung Homers, weil Shakespeare hier den furchtbaren Griechentödter in derselben Weise niedermetzeln läſst? Dies ist ja der Zorn des Achill, dies das Gräſsliche, das unter Homers Göttern droben Entsetzen und Empörung hervorruft. Und so ist es auch ein Ausbruch der Raserei und keineswegs Feigheit, wenn er bei Shakespeare seine Myrmidonen mit zum Schlächterwerk ruft. Oder bedurfte er etwa gegenüber dem Wehrlosen einer Hilfe? Der Darsteller wird euch zeigen, wie man mit Schwert und Lanze gegen den Unbewaffneten anrennt und mit ihm ebenso leicht wie mit Lykaon fertig wird. Der Darsteller wird euch aber auch zeigen, daſs Achill nicht genug hat an den über Hektor ausgesäeten Wunden. Er wird im Besitze jenes homerischen Erbtheils sein und wünschen, Hektors rohes Fleisch zu verschlingen; nicht einen, zehntausend Tode soll der Mörder des Patroklus sterben, und darum alle herbei, um auf Hektor loszustechen, ihn zu zertreten — ihn zu zerwühlen und zu zerfleischen, daſs nichts mehr an den Mann erinnere, der einst Hektor gewesen ist ... Und ja, auch dies deutet Homer ja an! Wenn die Griechen unthätig dem Kampfe der beiden Heroen zusahen, wozu brauchte ihnen Achill erst die Beschießung des Gegners mit Pfeilen zu verbieten? Und wenn sie in ihrer rasenden Freude den todten Hektor zerfleischten, ist es nicht natürlich, daſs ihre Wuth gegen den lebendigen noch größer war, und daſs sie nicht abwarteten, bis etwa Achill von Hektors Hand fiel? Wie der Historiker, wie Thukydides, sucht also auch der Dramatiker unter dem schonungsvollen Schleier der Dichtung das Bild des thatsächlichen Vorgangs; und dabei stößt er auf die Stelle, wo der schaudernde Apoll den Achill anklagt, daſs er nicht Milde noch Billigkeit noch Scham kennt, und wo der Göttermund über die Besudelung des Ideals der Kalokagathia klagt. Denn Apoll selbst ist es, der dem Peliden das Schönere wie das Bessere abspricht. Wie viele, so ruft er, hatten für einen näheren Todten Rache zu nehmen, aber keiner trat je in seinem Rachedurst die Menschlichkeit so mit Füßen, — und angesichts alles dessen

bricht man über Shakespeares große und wahre Conception den Stab? Rauh sind bei ihm die Griechen, rauh und groß das Bild des Peliden. Vorbei ist's mit der furchtbaren Täuschung, als dürfte man in den Kampf wie in ein fröhlich Spiel ziehn, vorbei die Täuschung, als bestünde die kriegerische Ehre in den Siegen nach der Fechterregel, vorbei der ungeheure Irrthum, als gäbe es kein Heldenthum ohne Ritterlichkeit. Du, der du alle Kräfte zusammenraffst, um dein Volk siegen zu lassen, dir wird die Geschichte den Kranz reichen; du, der du die Gefahr selbst umbringst, verdienst den Namen des Heroen. Ströme Blutes mahnten Hektor zum Frieden, Ströme den Peliden, seinem Volke beizustehn; und während ein kurzes Wort den Troër überwältigt, entscheidet der gewaltige Ulyss durch Achilles den Krieg.

V. Die vorliegende Bearbeitung.

Während ich an diesen Zeilen schreibe, lese ich, dass sich in München eine freie Bühne aufgethan hat, welche u. a. eine Aufführung des Shakespeare'schen Werkes, ich weiß nicht, ob in der Urform oder in einer Bearbeitung, plant. Wie dem sei, alle meine treuen Wünsche gehören den Männern dieses Unternehmens; ich war in meinen Bemühungen um dieses Drama minder glücklich als sie. Ich darf vielleicht anführen, dass es auf der Wiener Theaterausstellung 1892 in einer der vorliegenden ähnlichen Bearbeitung in den Spielplan aufgenommen war; allein, die Sache wurde zunichte, das Project wurde geopfert, um für ein Ballet „Die Donaunixe“ Raum zu gewinnen, bot man für die geplanten Shakespeare-Darstellungen nur eine Sonntags-Nachmittags-Vorstellung an. Sodann trat ich mit dem Werke die traurige und entwürdigende Pilgerschaft zu den Theaterdirectionen an; aber die einen sprachen mir von den Autoritäten der Shakespeare-Literatur, die anderen — in den Tagen, wo „Die Weber“ aufgeführt werden — von der Schwierigkeit, Massen auf der Bühne zu dirigieren, und da und dort entschlummerten auch die eingereichten Manuscripte — bis auf den heutigen Tag. Und so lastet noch immer die Vergessenheit auf diesem Gedicht. Dank darum den Männern, welche es endlich unter dem Leichentuch hervorziehen wollen! Denn wenn sie nur keine Curiositäten riechen und selbst hinzuthun wollen, dann wird der Augenschein lehren, welch ein ungeheures Unrecht bisher an diesem Drama begangen ward. Es wird sich zeigen, dass Shakespeare durch die Vermählung des classischen Stoffs mit der späteren Sage nicht ein Atom

der wunderbaren homerischen Schönheit und Würde preisgegeben, dass er vielmehr selbst den Ajax nur aus tiefen Gründen zur komischen Missgestalt gemacht hat; es wird sichtbar werden, dass hier eines der gewaltigsten Werke der Renaissancezeit ist, und dass Shakespeare nicht um Homer zu bekämpfen, sondern um ihn fortzusetzen erschienen ist. Wie bequem hätte er das Werk abschließen, Held und Heldin in bester Weise sterben lassen können — aber er that es nicht. Sondern, wie er hundert Fäden anknüpfte, die auf eine Fortsetzung weisen, so führte er auch den Verursacher von Hektors Fall nach geleistetem Racheschwur aus der Schlacht in die Stadt zurück; und bedenkt man, dass bei Shakespeare Versprechungen etwas bedeuten, so drängt sich von selbst die Frage auf, ob nicht der Dichter ein weiteres Stück, dessen Mittelpunkt diese Rache war, geplant hat. Und siehe, die nachhomerische Sage weiß wirklich von einer solchen Rache zu erzählen! Denn wieder taucht in ihr nach Hektors Tode die Versöhnungspolitik auf, und Achill schreitet mit der Schwester des Getödteten, ähnlich wie der Cid Campeador mit Ximenen, zum Altar. Aber unter den Brüdern der Braut ist einer, der dies als Schmach empfindet, und, um Hektor zu rächen, den Achill vor dem Altar niederschießt — und in unserer, von so vielen Hypothesen durchsetzten und vergifteten Shakespeare-Literatur dachte man nur an die eine so einfache und den Genius des Dichters nicht beleidigende Hypothese nicht, dass er den Troïlus, der Hektors Tod verursachte, auch zum Träger des Rachegedankens machen wollte? Ja mehr, nimmt man dies an, so baut sich von selbst die Brücke zum Abschluss des troïschen Spiels. Denn nun gibt es für die Griechen keine Versöhnung mehr, sie wären ehrlos, nach einer solchen Ermordung Achills noch an Frieden und Ausgleich zu denken; und darum folgt für Troja — vielleicht mit Cassandra als dominierender Gestalt — die letzte Phase, der fürchterliche Verzweiflungskrieg und der Zusammenbruch ihres Reiches. Dies alles ist so einfach, und wir wissen auch, dass Shakespeare vor so riesenhaften Complexen nie gebebt hat; hat

er doch, wenn er ein Weltenproblem vor sich sah, seine Entwicklung selbst durch die Flucht der Jahrhunderte verfolgt, wie in den Büchern von den Königsrechten und -Pflichten oder in den Römerdramen, die da die Entwicklungs- und Krankheitsgeschichte sind des republikanischen Charakters. Und nun wir also wissen, dass er in einem großen Vorgang nie ein einzelnes Bildchen, sondern das beherrschende Princip in allen seinen Wandlungen suchte, waren wir doch so blind, es nicht wahrzunehmen, dass unser Drama hier den Anfang einer mächtigen Trilogie bedeutet. Mit anderen Worten, drei Phasen, drei Formen der Kriegsbegierde ersah der Dichter im troïschen Stoff:

Im Beginn die Lust am Kampfe, am ritterlichen Thun, die Freude, die nicht nach Gründen fragt und sich schäumend in das willkommene Spiel stürzt;

dann nach Hektors Fall die Unversöhnlichkeit, die kein Innehalten kennt, der Rachekrieg, der für Hektors Leben dasjenige des Peliden fordert; und zum Schlusse, nach so vielen Wandlungen des Gefühls, doch ein letzter, heiliger,

der Verzweiflungskrieg, wo sich alles, um den langen Rausch zu sühnen, unter den Trümmern des stürzenden Vaterlandes begraben läfst.

Diese drei Phasen also sah der Dichter in dem troïschen Stoff, dies war seine machtvolle Anschauung von der Natur des Krieges und den Entwicklungen des Gefühls der Kriegslust. Und demgemäß musste auch die von ihm geplante Dreiheit, die den ganzen Krieg umfasste, weit hinausreichen über die Ilias, die ja bloß der Gesang von der Hektor-Katastrophe war. Man wird mich freilich fragen, warum er diese Dreiheit nicht vollendet hat — ich muss erwidern, ich weiß es nicht, ich habe darüber nur eine Vermuthung, die mir theuer ist. Ich denke mir, dass er, wie Moses in das Land der Verheißung, sehnend in das Land der Antike hinübersah und wartete, dass man sie ihm näher bringe. Er wartete ihrer ungeduldig durch Jahre, auf dass sie ihm den sterbenden Achill, den sterbenden Troïlus, den sterbenden Priamus und Cassandra, die Gefangene,

in voller Ausführung der herrlichen Gestalten zeige ... Doch vergebens, er sollte sie nie ganz sehen, es rächte sich doch die Unkenntnis der Sprache Homers, und so blieb das ungeheure Unternehmen ein Torso. So denke ich es mir. Aber ob es nun dies oder ein anderes war, was den Griffel des Dichters nach dem ersten Theile zurückhielt; jedenfalls wird durch diesen Plan alles und auch der Umstand erklärt, daſs Shakespeare in unserem Stück als im Anfange der Trilogie die Kräfte beiderseits ungebrochen sein läſst, weil ja nur die volle Kraft und der rüstige Muth sich frisch-fröhlich-frei am Schlachten vergnügen kann. Und darum auch das ungeheure und allgemeine Gelächter in dem Anfangsstück: angefangen von Thersit und dem lachenden Kuppler bis empor zum Höchsten eine lachende Welt, wie Homer sie besungen hat. Befriedigt ist die junge Begehrlichkeit, befriedigt das Kraftgefühl; breites Feld hat der Kriegergeist zum Stürmen, und es siegt die scheue Liebe, der gesättigte Besitz, Cressidas Lüsternheit und der verwöhnte Schönheitsglanz, der nach Umhuldigung verlangt. Alles jauchzt, der trunkene Knabe, der glückliche Paris, der vor kurzem noch sorgenbedrückte Feldherr und die sonnige Gewalt des Achill; alles lacht, selbst die greise Matrone, selbst die verdüsterte Cassandra und der erbitterte Agamemnon und der stumme, harte Diomed. Und dem gesammelten Chor entlodert der Charakter der Jugendzeit der Völker, Menschheitshistorie und Naturgeschichte im allergröſsten Stil; es entlodert das Bild der ungeheuren Welt des Gelächters, die die Einfältigen nicht begreifen und von der sie nicht sehen, daſs sie in Schuld und Tod stürzt. Ja, dieses Drama, es ist ein Gedicht von den gröſsten Leiden des Menschengeschlechtes, und doch konnte es geschehen, daſs man gerade um dieses Werkes willen, worin er die Menschen am zärtlichsten liebte, dem Dichter die blutigsten Wunden schlug! Es ist, sagt ihr, verfehlt — ich sage, nein, es ist übergewaltig, und wenn es wieder erwacht sein wird zu vollem Glanze, dann wird man es einem späteren Geschlechte als bezeichnend für unsere Kunstfremdheit erzählen, daſs eine

Kritik, welche für die Antike begeistert zu sein vorgab, diese früheste und innigste Vermählung der Antike mit dem nordischen Geiste in die Rumpelkammer geworfen hat. Ja, hätte man wenigstens aus Pietät das, was man an dem Stücke für gut hielt, der Bühne zur liebevollen Schaustellung gegeben! Aber in unserer Zeit, die nur die Pietätsheuchelei kennt, ist man altväterisch, wenn man von Pietät spricht, und nur, wenn keine Ballette winken, hat man Sinn für eine dichterische Vision.

Doch nun zu diesem Buche selbst. Was ich hierin der Öffentlichkeit vorlege, ist nicht die Urform, sondern eine Bearbeitung. Ich sagte mir: am meisten lehnt man sich gegen das Stück im Namen Homers auf, denn für unantastbar gilt nicht nur der Geist, sondern auch die Handlung der Ilias. Darum will man auf die abweichende Stimmung im Anfange unseres Dramas nicht eingehn, auf die thatsächlichen Voraussetzungen nicht, mit welchen es sich von Homer entfernt. Wie nun, wenn es gelänge, Handlung und Stimmung mit jener der Ilias congruenter zu gestalten? So fragte ich mich, und das Ergebnis ist die vorliegende Bearbeitung. Gewiss, noch immer wird sich vor uns als erste die Frage erheben, was denn Troïlus in dem ilischen Stoff soll. Aber eines, die Empfindung der absoluten Homer-Fremdheit, wird doch von dem Stücke genommen sein, denn ich stellte die Griechen-Scene des ersten Actes auf wohlbekannten Grund, wo die Bande des Gehorsams gelöst sind, wo man schier meutert, wo Agamemnon die Schiffe zur Flucht wenden möchte, — alles wie im zweiten Gesange der Ilias! Die Folge ist, dass die Anklagen gegen Achill nicht mehr befremdlich und abstoßend sind, sondern unser Mitgefühl erregen, weil es von der Situation entschuldigte, von der Verzweiflung geborene Klagen sind. Können sie die Klagenden entwürdigen? Ist es nicht verzeihlich, wenn sie zu weit gehn? Und so werden sie vom Anschein der Missgunst befreit. Dadurch treten aber die Figuren aus den anfänglichen Shakespeare'schen Schatten rascher ans Licht, und werden in ihrer wahren Natur sichtbar,

so dass frühzeitig das Gespenst der Homer-Verketzerung entweicht. Ja, so sehr ist dies der Fall, dass ich dem Agamemnon, trotzdem er weichen will, die Majestät des Unglücks verleihen konnte; dann konnte Ulyss sympathisch gegen die Muthlosigkeit sich wenden, und mühelos liess sich die Scene nach dem Vorbild der homerischen Volksversammlung gestalten, aus der ebenso organisch wie in der Ilias die Gelegenheit zur Züchtigung des aufreizenden Thersites erwächst. Einmal so weit, durfte ich aber wieder in das Shakespeare'sche Bett einlenken, denn wenn nur die ersten Töne nicht fremd und ketzerisch sind, so weiss der beruhigte Zuschauer, dass man ihm an den Geist seines Homer nicht rührt. Und noch mehr, er hat nun Gelegenheit zum Mitleid, wenn es an den letzten Versuch geht zur Rettung des Friedens und des Rechtes; und die Empfindung, dass in Nestors Person das gedemüthigte Recht um Frieden betteln muss, wird noch stärker, wenn gleich darauf Aeneas, die Noth des Feindes ihm aus den Augen lesend, seine Worte zur wilden Injurie macht. In der Urform schmäht er das griechische Weib, weil es sommersprossiger ist, als trojanische Weiber. Gehörte denn gar soviel Verstand dazu, zu erkennen, dass Shakespeare dies unerwartete Nichts nicht im Wortsinn gemeint hat, und ist es nicht klar, dass es einen Abgrund von Ironie in sich birgt? Von ganz anderem, von Ehre und Treue will Aeneas reden, hält aber mit keckem Witz das letzte Wort zurück, und wirft nur so verächtlich lachend hin, es handle sich um den Teint hier und dort. Nun denn, da selbst dieser gebräuchliche und leicht zu durchschauende Spöttertric nicht verstanden wurde, habe ich, wenn auch auf Kosten der Glaubwürdigkeit, die Deutlichkeit hergestellt; und so überfliesst Aeneas' übermüthiger Mund von Hohn, versengt mit seinem Spott das Volk und seine Führer, und wühlend in der Wunde, in der der brennendste Schmerz sitzt, spricht er mit Anspielung auf Helena von der Ehrlosigkeit der griechischen Frauen. Und so zwingt er die Griechen zur Fortsetzung des Kampfes, denn jetzt wären sie ehrlos, an Flucht und Heimkehr zu denken —

und so wird durch die derart gewendete Handlung vielleicht doch eine Schönheitslinie erreicht. Denn hier ist ja die Contrastbewegung: die einen sind voll Siegerübermuths, die anderen ohnmächtig und geschlagen — und am Ende führt die Sicherheit zum Sturze, die Verzweiflung zum Siege empor.

Die weiteren Änderungen im einzelnen aufzuzählen, unterlasse ich; der Laie wird ihnen kaum nachspüren, während sie dem Shakespeare-Beflissenen ohnehin nicht entgehn. Summarisch bemerke ich, dass diese Bearbeitung im zweiten Act am wenigsten eingreift. Im dritten Act, Scene 1, ist ein anakreontisches Gedicht eingelegt, in Scene 3 das Volk wiederum herbeigezogen, um durch seine Gleichgiltigkeit außer Zweifel zu stellen, dass Achill hier erschreckt seinen ganzen Ruhm auf dem Spiele sehen muss. Was den vierten Act anbelangt, so darf ich wohl getrost das Urtheil anderer über meine Änderungen abwarten. Bemerken will ich nur zweierlei: 1. Dass das Massenaufgebot beim Kampf zwischen Hektor und Ajax sich darum empfiehlt, weil die Menge selbst den besten Wall bildet, um uns den Vorgang des Kampfes zu verschleiern, so dass wir gleich rückwärts stehenden Zuschauern bei dem Ganzen anwesend sind, ohne genau zu sehen, und — was die Hauptsache — die Augen frei haben für den auf der Vorderbühne vereinsamt stehenden Achill, um die Wirkung, die der Erfolg seines Rivalen Ajax auf ihn macht, zu verfolgen. 2. Ob der Consequenzen noch wichtiger ist der Umstand, dass ich die Scene wegließ, wo Cressida, kaum zu den Griechen gelangt, schon verloren ist und der Abschiedsthränen vergessen hat. Man weiß, dass die Kritik sich immer für Cressida beleidigt fühlte, weil Shakespeare sie im fünften Act zur Dirne werden lässt, und dass die Klage gieng, er habe das Bild ihres Wesens hiedurch ohne Vorbereitung, ja, jäh und plötzlich, misshandelt. Nun denn, diese Bearbeitung zeigt, wie falsch diese Annahme ist, und dass Cressida eine von Anbeginn immer dreister sich entblößende Phrynennatur ist, die zuletzt durchaus nicht unvermittelt in Diomeds Arme taumelt. Und verfolgt man die

Linie ihres Sturzes, so ist darin die Scene, die ich hier strich, die Vorstufe zum letzten Fall — und durfte ich da einfach amputieren? Solch eine Stufe, wenn man sie bemerkt, kann dem unsinnigen Urtheil der Kritik doch vielleicht Einhalt thun, die naive Menschenfremdheit wird, wenn sie das Mädchen gar so rasch getröstet und guter Laune sieht, doch vielleicht begreifen, dass die Gefühle in ihr dem Sommerschnee gleichen. Indem ich also wegnahm, war es mir klar, dass das Gestrichene auch ersetzt werden müsste, und darum schnitt ich im fünften Act von dem großen Körper der Scene zwischen Diomed und Cressida den Anfang ab, um daraus eine eigene vorbereitende, eine Kokettier-scene zu gestalten. Man wird es mir glauben, wenn ich sage, dass ich es nicht leichten Herzens that, und dass ich sehr wohl weiß, wie tief dieser Nothbehelf hinter der ehernen und großen Führung Shakespeares zurückbleibt. Aber die Anschauung des Ganzen, um die es sich hier handelt, schien mir wichtiger, als die Erhaltung des Einzelnen, und wenn man also meine arme Erfindungsgabe belächelt, so wolle man doch zugestehen, dass in dieser Bearbeitung zuerst, wenn auch ungeschickt, die Absicht des Dichters klargemacht wurde.

Ich habe vielfach neu, hie und da auch frei übersetzt. Um dem Stück den Weg zur Bühne zu erleichtern, habe ich in den Rollen des Thersites und der Cressida häufig gemildert, namentlich, da der Schauspieler genug Ausdrucksmittel hat, das Charakteristische wenigstens für unser Auge zu retten. Wo ich an ganzen Scenen oder Scenentheilen änderte, habe ich mich doch nach Möglichkeit bemüht, die Reden aus dem Sprach-schatz des Stücks, und oft der Scene selbst zu bestreiten; da und dort erleichterte ich auch den Ausdruck direct in der Absicht, das, was ich wegnahm, zu kleineren Einschiebseln an anderen Stellen zu verwenden.

Den Vater Cressidas, den troïschen Verräther, der bei Shakespeare Kalchas heißt, wird man hier Rhisus zubenannt finden. Der Grund ist klar. Man meinte, dass Shakespeare wie in allem, so auch durch die Benennung eines Verräthers

nach Kalchas etwas Griechisches habe verunglimpfen wollen. Aber in diesem Falle hätte er seinem Verräther doch wenigstens einen Charakterzug des homerischen oder des nachhomerischen Kalchas verliehen und das hätte sich Herabsetzung heißen dürfen, Satire, carikierende Brandmarkung: und hat Cressidas Vater auch nur im entferntesten etwas mit dem griechischen Priester gemein? Nein, der Gedanke an ihn war unserem Dichter völlig fern, er hatte den Mann mitsammt dem Namen in den Quellen gefunden; und auch diese dachten sicherlich nicht an eine Identificierung der Priester- mit der Verräther-Figur, sondern nannten beide mit dem gleichen Namen, weil es wahrscheinlich in Kleinasien ebenso wie in hellenischen Landen Kalchasse gab. Dies ist ohne Zweifel der richtige Sachverhalt. Aber wenn dem so ist und man es mit einem nichtsbedeutenden Namen zu thun hat, ist es nicht klüger, den Mann einfach umzutaufen, so dass die Gelegenheit zu Missdeutungen und weiteren scharfsinnigen wie albernen Auseinandersetzungen einfach abgeschnitten wird?

Einen Vorwurf habe ich speciell von den Bühnenpraktikern zu erwarten, nämlich dass sich bei mir zuviel Volk auf der Bühne drängt; und wenn schon die einmalige Dirigierung einer zahlreichen Comparserie so schwer ist, wie erst das Manipulieren mit einem durch alle Acte schreitenden Massenapparat? Nun, ich könnte sagen: ihr seid ja da, damit ihr euch bemühet — was geht eure Plage den Dichter an, insoferne er nur nichts Unmögliches verlangt? Oder wollt ihr das Volk für ewig von der Bühne ausschließen; die hundert Proben nicht scheuen, wenn es sich um die Possenspiele eurer Operetten und Donaunixen handelt, und die Arbeit nur dann ablehnen, wenn es um die blutigen Schicksale und Tragödien der Völker geht? Doch ich will diesen Streit nicht; zugegeben, dass die Masse die Aufmerksamkeit von den Darstellern ablenkt — was nicht wahr ist, denn eine Bismarck-Gestalt hält im wildesten Getümmel die Augen gebannt — und zugegeben,

dass es gefährlich ist, dem Darsteller den Massenlärm zur dauernden Begleitung zu geben — was ebenfalls nicht so ganz wahr ist — allein, was geht daraus hervor? Nichts anderes, als dass man in diesem Buch hier noch kein abgeschlossenes Regiebuch hat: sondern es ist in Form einer Bearbeitung doch auch ein, ich möchte sagen, pädagogisches Unternehmen, das Voreingenommenheiten zu entwurzeln, das verborgen Wirkende fühlbarer zu machen, dem Leser die Hintergründe stärker zu beleuchten sucht. Und ich muss ja heute zunächst an den Leser, der mein einziges Publicum ist, denken, muss, da das Werk noch nicht von der Bühne herab für sich sprechen konnte, auch den Regisseur als Leser behandeln, dem ich mit Hilfe von solchen Reflectoren, als mir eben in einem Buche zur Verfügung stehen, Scene für Scene die Seele, die durch das Blendendste und Bacchantischeste loht, erst aufzeigen muss. Darum ließ ich in die erste Klage eines Knaben, den nur sein thöricht Herzeleid beschäftigt, den nahen Lärm einer Schlacht hineindröhnen, die man ebenfalls um eine Treulose schlägt; darum ließ ich in Troja die Herde Volk aufjauchzen, in dem Augenblick, wo man einen ganzen Staat für den geilen Genuss eines Prinzen verschreibt. Darum der Massenjubel zu Ehren des Salaminiers, wo man sieht, dass Achill aus dem Herzen aller gelöscht ist; darum der Jubel beim Duell Hektor-Ajax, jeder Ton ein Dolchstoß für den aufgereizten Ehrgeiz des Achill. Mit einem Worte, die Massen, die ich da auf die Bühne führe, sind starke Unterstreichungen, Flammentinten, um ins Dunkel des Unverständnisses zu leuchten, damit der Leser wenigstens auf diese Weise erkenne, was so selbstverständlich, wenn auch zuweilen unausgesprochen, in dem Gedichte lebt. Und ist dies erreicht, das Vorurtheil verscheucht, die hohe Klarheit und Einfachheit begriffen worden, dann, Regisseure, möget ihr des künstlichen Apparats, den ich euch gab, entrathen, und Mittel finden, das Drama aufzuführen, auch ohne Massenaufgebot. Denn es ist ja die Bestimmung des Kritikers, entbehrlich und vergessen zu werden; gleich jenem Sagenvogel, der

seine Brut mit dem eigenen Blute nährt, bezahlt er die Erkenntnis, die er verbreitet, mit dem eigenen Dasein. Denn wenn das heute Dunkle für jedermann erhellt ist, dann blicken spätere Geschlechter verwundert auf unsere Arbeit, und können es nicht fassen, dass es eine Zeit gab, wo sie nothwendig war.

Und nun das letzte Wort über diese Bearbeitung. Ich habe dem Stück einen Abschluss gegeben, indem bei mir Troïlus mit einem Schuldbekenntnis auf den Lippen stirbt. Er hat um einer Treulosen willen Hektor in den Tod getrieben, und erkennt mit brechenden Augen, wie blind er mit den sehenden war. Ich that damit fast dasselbe, was Schröder einst that, indem er dem Othello einen guten Schluss anfügte. Das Publicum von damals wollte einen sogenannten versöhnenden, das heutige will einen blutigen Abschluss; es will die Tragik des Troïlus nicht begreifen, wenn es nicht an demselben Abend noch die Strafe dem Verschulden folgen sieht. Nun denn, hier hat es, wornach es verlangt, in Versen, so gut ich sie aufbringen konnte, — denn das holde Geschenk der Musen ist mir versagt, und ärmer und unglücklicher als Lessing, habe ich bloß die Liebe zum Dichter, und hie und da das Auge, seinem Fluge zu folgen, doch nimmermehr die Kraft, von selbst der Sonne zu nahen. Aber man wird doch wenigstens nicht gleich über Homer-Verketzerung klagen; zum pathetischeren Anfang wird man das pathetische Ende gesellt finden, und rascher wird man die persönliche Tragödie des Troïlus ablaufen, runder sie abschließen sehen. Keine Frage, ich habe Concessionen gemacht, die Shakespeare'sche Herbheit dem, was der Menge geläufig ist, geopfert, und bin vom Bilde der Jugendzeit der Völker, die heiß von Liebe in Blut taumelten, zum Bestaunen und Bemitleiden von Einzelschicksalen herabgelangt. Aber so sind doch wenigstens die Schienen zum Verständnis gelegt — und so entlasse ich dieses Buch in die Öffentlichkeit, auf dass es Bresche lege und den Gelehrten sage, dass es der Welt ein Kleinod wiederzuerringen, an Shakespeare ein Unrecht gutzumachen, und dem Widersinn ein Ziel zu setzen

gilt, als ob zwischen den beiden heiligsten Geistern der Poesie ein unheilbarer Gegensatz existierte. Durch die Natur, die in ihren Gesetzen einheitlich ist, geht kein solcher Bruch. Doch was rede ich da? Lasset, wenn das Stück wieder aufgeführt wird, statt des „Prologs in Waffen“, den Shakespeare vorschreibt, ihn, den Dichter selbst, erscheinen, und sehet zu, ob noch eine Täuschung über seine Absichten möglich ist. Ja, macht es nur so! Es erscheine, wenn der Vorhang aufgeht, der Dichter, in seiner alten Londoner Arbeitsstube, von wo trotz der Nebel vor den Fenstern das herrlichste Licht der Zeiten ausgegangen ist. An dem Tische, auf welchem ein Globus ruht, sitzt Shakespeare und liest den Homer — mit anderem Ausdruck, als wir Zwerge, die man dazu erzogen hat, in dem Untergang von Menschen und Culturen etwas Heiteres zu sehen. Zu Schicksalsbüchern werden vor dem Genius die homerischen Gesänge, und er sieht, dass 69, sage neunundsechszig Fürsten sich zusammenthun zur Überflutung eines entfernten Landes mit Krieg. Sie suchen keinen Landerwerb, sie wollen nicht colonisieren; nein, nichts von alledem — sie ziehen hinaus um ein Weib. Auf hunderten von Schiffen ziehen sie aus, viel tausend Männer stark, und Troja läst sich auf den Kampf ein; und ein Jahr, zwei Jahre, zehn Jahre wird nun gerungen — und wofür? Ach, alles um ein Weib! So spricht der Lesende vor sich hin, anfangs erstaunt, dann mit immer bitterern Gefühlen; o Verzweiflung und nie endender menschlicher Wahnwitz!.... Zum Schlusse wirft er das Buch hin.... Eine Welt in Waffen — um Helena!.... Sehen wir dies und hören den Ton, dann wird über die Meinung des Gedichtes von allem Anfang kein Zweifel sein, und wenn dann die ersten Scenen angehen, dann wartet nur, wie euch zumuthe sein wird. O, Shakespeare ist schlau! Lacht, und missversteht, wenn ihr könnt, die bittere Süßigkeit, die er euch zum Fraße hinwirft; von Anfang an seid ihr vergiftet, durch seine Schwermuth, sein namenlos tragisches Gefühl.

Wien.

Geschrieben im März 1898.

Troïlus und Cressida.

Personen.

Priamus, König von Troja.
Hektor, Paris, Helenus, Troïlus — seine Söhne.
Aeneas, trojanischer Heerführer.
Rhisus, ein trojanischer Verräther.
Cressida, seine Tochter.
Pandarus, sein Bruder.
Agamemnon, Oberfeldherr der Griechen.
Menelaus, sein Bruder.
Ulysses, Nestor, Achilles, Diomedes, Ajax — griechische Helden.
Patroklus, Freund des Achilles.
Thersites, ein missgestalteter Grieche.
Helena.
Andromache.
Cassandra.

Alexander, Diener der Cressida; ferner Pagen des Troïlus und Paris; Dienerinnen im Palast und in Pandarus' Hause. — Trojanische und griechische Soldaten und Volk.

Scene: Troja und das griechische Lager.

Vorbemerkung zur Bearbeitung.

Die Form der vorliegenden Bearbeitung will ich nicht erst lange entschuldigen; ich weiß es, der Leser wird anfangs durch den Anblick dieser Seiten, wo die Paranthese auch viele Commentarsplitter mitführt, befremdet sein. Aber ich hoffe, man wird sich schließlich doch mit der Neuartigkeit befreunden. Mir bot die Form hier den Vortheil, dass ich in Kürze und immer am passenden Orte dem Leser die jeweilig wichtigen kritischen Momente zur Revue vorführen konnte; und dem Leser bietet diese Form eben darum die Möglichkeit, Schritt für Schritt wie dem Dichter so dem Erklärer nachzugehen und zu controlieren, ob und inwieferne etwa das erläuternde Wort dem Sinne des Gedichtes widerspricht. Damit genug. Nun an die Arbeit... Der Vorhang geht auf und zeigt uns ein dunkles Gemach im Stile der elisabethinischen Periode. Bescheidener Hausrath, alles schwerfällig und dauerhaft. An der einen Wand Hälter, an denen Masken, Perücken, Harnische, Talare, griechische und römische, sowie Costüme aus der Renaissancezeit hängen. An der andern Wand Regale, mit Büchern in allerhand Formaten gefüllt. Auf dem Tische ebenfalls Bücher; dann Feldblumen, Dolche, Masken sowie ein Erdglobus und ein Todtenschädel. — An diesem Tische sitzt bei Kerzenschein, mit dem Gesichte vom Zuschauer abgewendet, ein Mann, in einem alterthümlichen Buche lesend. Es ist Shakespeare; nicht recitierend, sondern handelnd, einem Plane düster nachbrütend, spricht er die Worte des Prologs:

Shakespeare als Prolog.

Die Scen' ist Troja. Von den griech'schen Inseln
Entsandten stolze Fürsten zornentbrannt
Nach dem athen'schen Hafen ihre Schiffe,
Befrachtet mit den Dienern und Maschinen
Des grimmen Kriegs. Und neunundsechzig Führer
Und Völkerfürsten schifften dann hinaus
Von Attika nach Phrygien, mit dem Schwure,
Troja zu nehmen, wo in sichern Mauern
Des Menelaus Gemahlin, Helena,

Mit ihrem Paris buhlt und schläft —
(Mit herbem Lachen.) Und dies,
Ja dies ist blut'gen Streites Grund! . . .
(Weiter lesend.) Sie sind
Am Ziel; der Schiffe Bauch entleert sich nun
Der eh'rnen Fracht; und auf Dardaniens Feldern
Schlägt das noch frische, kräft'ge Griechenheer
Die Zelte auf. Die Stadt des Priamus
Schließt wohlverwahrt mit Mauern, Klammern, Riegeln
Die Söhne Ilions ein, und beide Theile,
Die Griechen und die Troër, wagen nun
Gereizt und voll leichtfertiger Erwartung
Ihr alles dran — — —
(Pause. Dann das Haupt zurückwerfend, hochaufgerichtet.)
Und ich komm' nun daher
Als Prologus, — nicht im Vertrauen nur
Auf Dichter und Berichte, Mythen, Schriften,
Nein, niemandem gehorchend, als dem Stoff
Und seiner Art; und sag' euch, holde Hörer!
(Welche Ironie! — Aber er verschweigt, was er sagen will; dann mit plötzlichem Entschlusse rasch und ungeduldig.)
Daſs dies Gedicht, des Streits Beginn verschweigend,
Anhebt im Mittelpunkt, und dann heraushebt,
Was sich nun eben schickt zum Bühnenstück! — —
(Er lächelt finster.)
Lobt oder tadelt, nennt es gut, nennt's schlecht:
Der Stoff ist Krieg — und wer frägt da nach Recht?
(Er beginnt zu schreiben. Der Vorhang fällt.)

Erster Act.

Erste Scene.

Troja. Tempel mit Säulenordnung, von dem Steinstufen herabführen. Vor dem Tempel freier Platz. Rechts Priamus' Palast, links Straße. In der Tiefe derselben das Stadtthor, durch welches Verwundete kommen, Nachschübe gehen. Außerhalb des Stadtthors Kampfgetöse, so dass alles den Schrecken des Krieges offenbart. Mitten hinein fällt die erste Scene; sie verräth die sanguinisch-sorglose Hingabe der Troër an Liebe und Ruhm, und so steht, getreu der Shakespeare'schen Methode, die Quelle des tragischen Geschicks an der Spitze der tragischen Handlung.

Troïlus, der jüngste Bruder Hektors, will in die Schlacht. Aus dem Palast tretend gewahrt er den auf ihn lauernden Pandarus, und scheu, dass das Geheimnis seiner Liebe nicht verrathen werde, zieht er den Alten beiseite. Dann entwickelt sich das erregte Gespräch, das um nichts anderes als um Liebe sich dreht, während draußen, gezogen von der zu Götterrang erhobenen Schönheit, die Flut des Kampfes immer gewaltiger tobt. Nicht für mich — klagt Troïlus — hat Cressida Sinn; dann braust er auf, weil die Ausmalung ihrer Schönheit ihn noch mehr quält. Und dennoch sucht er in demselben Augenblicke nach entzückten Vergleichen für sie herum. Er thut es ungeschickt, und barocke Bilder von weißem Tintenschwarz und Schwanenfedern, die einer Bauernhand gleichen, kommen aus seinem Munde. Aber sie verunstalten ihn nicht, er selbst lacht, und denkt mitten in seinen Schmerzen an Cressidas Stimme, Gang, Wang' und Haar. — Doch wir dürfen der scenischen Darstellung nicht allzuweit vorgreifen. Flüsternd erzählt Pandarus schlimme Botschaft von Cressidas Widerstand, und während Troja draußen immer schwereren Kampf kämpft, verliert der Jüngling durch die Botschaft alle Freude am Kampf.

Troïlus: Ruft meinen Knappen, ich will mich entwaffnen!
Was schlag' ich mich vor Trojas Wall herum,
Da mir so wilder Kampf im Innern tobt?
Wer seines Herzens Herr noch, zieh' ins Feld —
Ach, Troïlus kann's nicht!

Pandarus: Eh! Stets das alte Lied!

Troïlus: Stark sind die Griechen, bei der Stärke klug,
Kühn bei der Klugheit, glänzend in der Kühnheit —
Doch ich bin schwächer als die Weiberthräne,
Zahmer als Schlaf, einfältiger als Einfalt,
Bin feiger als ein Mädchen bei der Nacht
Und ungeschickt, ein unerfahrnes Kind!

Pandarus: Gut, ich habe dir genug darüber gesagt; für meinen Theil mische ich mich ferner nicht mehr drein und thue nichts mehr dabei. — Wer vom Weizen einen Kuchen haben will, muss das Mahlen abwarten.

Troïlus: Hab' ich denn nicht gewartet?

Pandarus: Ja, aufs Mahlen, doch du musst auch das Sieben abwarten.

Troïlus: Hab' ich nicht gewartet?

Pandarus: Ja, aufs Sieben, aber du musst auch das Säuern abwarten.

Troïlus: Ich habe stets gewartet!

Pandarus: Ja, aufs Säuern; aber hier liegt in dem Worte „auch" noch das Kneten, das Formen, das Ofenheizen, das Backen. . . . Und dann musst du ihn auch abkühlen lassen, sonst läufst du Gefahr, dir die Lippen zu verbrennen!

Troïlus (heftig einfallend): Geduld, welch eine Göttin sie auch sei,
Erträgt ein Leid geduld'ger nicht als ich!
Wenn ich so an der Tafel sitz', und wenn
Ich plötzlich Cressidas gedenke — wenn?
Verräther! Wann gedenk' ich ihrer nicht?

(Er seufzt in Glut, und Pandarus, der mitseufzt, reizt leise, mit betrübter Stimme, noch mehr die Erinnerung.)

Pandarus: Ja. — Sie sah gestern abends schöner aus, als ich sie oder sonst ein Frauenzimmer je gesehen.

Troïlus: Und was ich sagen wollte: An der Tafel —
Von Seufzern sprang das Herz mir schier — begrub,
Dass Hektor und der Vater nur nichts merkten —
Gewittersturm, beglänzt von Sonn'! — in Lachen

Den Schmerz ich. Ach, dies lust'ge lachen müssen,
Es ist fürwahr so schwer, als weinen müssen! . . .

(Und der Alte spricht nach einer kurzen Pause halblaut weiter:)

Pandarus: Wär' ihr Haar nicht etwas dunkler als Helenas — ich bitte dich, was thut das? — so wäre zwischen beiden wirklich gar kein Unterschied.

Beide: Ach!

Pandarus: Doch was mich betrifft, sie ist meine Nichte, und ich möchte sie nicht, wie man zu sagen pflegt, herausstreichen — aber ich wollte, es hätte sie jemand gestern so sprechen gehört, wie ich. Ich will deiner Schwester Cassandra Verstand nicht herabsetzen, aber —

(Aber er kommt nicht zu Ende, denn aufgeregt fällt ihm Troïlus ins Wort.)

Troïlus: O Pandarus! . . Ich sag' dir, Pandarus —
Wenn ich dir sag', mein Hoffen ist ertränkt,
Zeig' mir doch nicht noch, wieviel Klafter tief
Es liegt! . . Sag' ich, die Liebe macht mich toll,
Antwortest du, ja, Cressida ist schön,
Und gießest in des Herzens offne Wunde
Ihr Aug', ihr Haar, die Wangen, Stimme, Gang;
Du —

(Seine Stimme wurde weicher, und jetzt lacht er wieder zu einem schlechten Wortspiel im Sprunge des Gefühls:)

Du handhabst diese Hand — o diese Hand,
Dagegen jedes Weiß schier tintenschwarz
Sich selbst das Urtheil schreibt: Ich bin nur schwarz!
O diese Hand! Nimm Schwanenfedern, nimm
Den Geist des Zartgefühls, nimm, was du willst,
's sind harte Bauernhände gegen diese Hand!

(Und um all diese Unbeholfenheit spielt das anmuthige Lachen gleich der Welle über wildem Gestein. Doch nur einen Augenblick —)

Sag' ich, ich lieb' sie, muss er alles das
Erzählen! Und ausführlich! Zu, nur zu,
Statt Öl und Balsam tauch' nur immer neu
Den Dolch mir in die Wunden, der sie schlug!

(Also wie der Hase dem Jäger sagt: Hab' Achtung, sonst geht das Gewehr los, so Troïlus gegenüber dem Alten; und der spielt nun den Verstellungspart weiter:)

Pandarus (gereizt): Ich sage nur die Wahrheit!

Troïlus: Soviel sagst du nicht einmal!

Pandarus: Wahrlich, ich werde mich nicht mehr dreinmischen. Mag sie sein, wie sie will; wenn sie schön ist, desto besser für sie; ist sie's nicht, so sehe sie zu, wie sie's besser machen kann —

(Und er will erbittert davon.)

Troïlus: Guter Pandarus! . . Pandarus, wie?

Pandarus: Ich habe für meine Wege nur Mühe und Ärger gehabt: Verkannt von ihr, verkannt von dir, hin- und hergegangen zwischen euch beiden, und für meine ganze Mühe nichts als Undank.

Troïlus: Wie, bist du böse, Pandarus, auf mich?

Pandarus: Weil sie meine Nichte ist, ist sie nicht so schön, wie Helena; wäre sie meine Nichte nicht, so wäre sie am Freitag so schön, als Helena am Sonntag. Doch was kümmert's mich? Mich kümmert's nicht, und wäre sie mohrenschwarz. Mir ist alles gleich —

(Er ist nicht zu beschwichtigen; und da Cressidas Vater bei den Griechen weilt, wie leicht ist's, dass sie ihm nachziehen, wenn Pandarus so grollt!)

Troïlus (flehentlich): Sagt' ich, sie sei nicht schön?

Pandarus: Es ist mir alleseins, ob du es thust oder nicht.

(Er sucht sich loszureißen.)

Sie ist eine Närrin, dass sie ohne ihren Vater hier zurückgeblieben ist; viel klüger, sie zöge ihm zu den Griechen nach, und das will ich ihr auch sagen, wie ich sie wiedersehe. Ich für mein Theil will in dieser Sache ganz und gar nichts mehr zu thun haben.

(Vergebens sucht ihn Troïlus zu halten.)

Troïlus: Pandarus!

Pandarus: Ich nicht!

Troïlus: Liebster Pandarus!

Pandarus: Ich bitte dich, sprich mir nicht mehr davon, ich will alles lassen, wie ich es fand, und damit fertig!

(Und er enteilt die Stufen zum Tempel hinan, wo — seine Nichte beim Gebet weilt, und zwar häufig, seitdem sie gefunden, dass man hier leicht vom Prinzen gesehen werden kann. Hier, wo nun aber der Übergang zur Schäferkomik und -lyrik so nahe liegt, erscheint plötzlich ernst und überraschend das Hauptmotiv des Gedichtes. Der Kampf hat sich den Mauern genähert, so dass die Menge bange auf den Straßen zusammenläuft; und auch Troïlus kehrt endlich auf die Straße zurück und greift, dem Kampfe lauschend, nach dem Schwert. Doch nein, noch soll Troja heute nicht zugrunde gehen; und nachdem sich die Gefahr wieder verzogen, stößt Troïlus das Schwert in die Scheide zurück und wendet sich verachtungsvoll ab von der Schlacht.)

Troïlus: Still, wüst Gebrüll! Hör' auf, Getös der Schlacht!

O Narren! Helena sollt' schön nicht sein,
Wenn man den Leib in Blut ihr täglich taucht!
Ich kann für diese Sache nicht mehr fechten,
Die doch erbärmlich für ein gutes Schwert!

(Und wie er so spricht, scheint er berührt vom Geiste Cassandras, Homers. Allein jung und in Liebe verloren, ahnt er die Tiefe nicht des eigenen Wortes, und tritt in seine tragische Bahn, wo er zu spät die Schrecken der Schönheit erfährt. Nicht das Unrecht eines solchen Kampfes erzürnt ihn, sondern dass man eine andere als Cressida schön nennt, und heftig und sanft, komisch und zart, in allen Ausdrucksformen girrt er, gläubig verliebt:)

Doch Pandarus! O Götter, welche Marter!
Durch ihn nur komme ich zu Cressida,
Und er, er will nicht — will für mich nicht reden,
Und sie ist kalt, unnahbar allem Fleh'n!

(Und vor Verzweiflung — macht er gleich ein Gedicht, ein Gedicht, durch dessen Worte der Traum von eine Silberstimme und einem holden Leibe leuchtet —)

O sprich, Apoll, bei deiner Daphne Liebe,
Was ich nun bin, was Cressida mir ist.
Ihr Bett, ach, Indien! . . sie darin die Perle,
Und zwischen Ilium und ihrem Haus
Seh' ich nur rastlos vielbewegte Flut.

Dich, Perle, will ich kaufen — schwache Hoffnung,
Da Pandarus mein Fährmann ist, mein Schiff!

(So fliehen die heißen Vorstellungen rasch zu keuscheren phantastischen Bildern. — Da kommen Verstärkungen, und vorbei der Entschluss, nicht zu kämpfen, vorbei alles Schwächliche — der Schritt wird breit, stark und frei.)

Aeneas: Wie, Troïlus hier? Warum nicht in der Schlacht?
Troïlus (vorbei ist die Sentimentalität und das schamhafte Zurückhalten eines Wortes): Weil so. Du staunst ob dieser Weiberantwort?
Und wahrlich, es ist weibisch dort zu fehlen —

(Er marschiert mit, wirft die Tartsche vor, richtet am Gurte; und Aeneas erzählt das Belustigendste, was es seit Beginn des Krieges gab.)

Was gibt's, Aeneas, Neues drauß' im Feld?
Aeneas (lachend): Dein Paris kehrte heim . . . . rath', wie . . . . verwundet!
Troïlus (jauchzend): Aeneas! . . . Sag', von wem?
Aeneas: Von — Menelaus!

(Gibt's eine erschütterndere Komik, als wie die beiden angstbebend sich schlagen?)

Troïlus: Womit? Ach ja, mit seinem großen Horn!
Das nenn' ich Rach', so nützt man klug ein Horn!

(So spottet er des Hahnreis, ahnungslos dessen, was ihn selber erwartet Da horch, ein neuer wilder Aufschrei im Felde —)

Aeneas: Horch, lust'ge Jagd — da draußen wird es nett!
Troïlus: Viel schön're hätt' ich hier — wenn ich sie nur schon hätt'!
Nun, lenken wir zur Jagd da draußen nicht den Schritt?
Aeneas: Vorwärts, rasch, nur rasch!
Troïlus: Vorwärts! Ich gehe mit!

(Und er stürmt hinaus, hungrig, wie nach Liebe so nach dem Kampfe, voll der Zeitideale der Schönheit und des Ruhms. Und wie der Unerfahrenste, so ist er auch der Reinste und Unschuldigste seines Volkes, gänzlich unbewusst noch der Schrecken der Schönheit wie des Ruhms.)

Zweite Scene.

Ja, in Troja hängt der Himmel noch voller Geigen. Die Urheberin des Krieges, Helena, zieht eben mit Hekuba aus dem Palaste. Musik und

Hofstaat folgt, nichts gemahnt an eine belagerte Stadt. Da, noch bevor der Zug vorüber ist, erscheint mit ihrem Diener Alexandros Cressida auf den Tempelstufen dort oben. Ein Blick, ein Hüsteln des Pandarus und sie hat verstanden — und geflissentlich vom Platze wegsehend, richtet sie im Heraustreten an Überwurf und Schleier, oben und unten am Kleid. Doch verkrümmt sich ihr Gesicht vor Unmuth — kein Troïlus zu gewahren! Da erblickt sie die Königinnen und neigt sich herabeilend über die Balustrade.

Cressida: Wer gieng da vorüber?

Alexandros: Königin Hekuba und Helena.

Cressida: Wohin denn?

Alexandros: Zum Ostthurm, der die Ebene beherrscht,
Die Schlacht zu seh'n —

(Und vergessen ist Troïlus. — Und nun etwas Neues: Ein Hektor ward geschlagen, und das einmal Geschehene, kann es sich nicht wiederholen? Aber man merkt die stille und unausdringliche Wahrheit nicht sogleich.)

Sie sagen, Hektor war
Heut' zu erkennen nicht. Er, dessen Gleichmuth
Von Marmor schier sonst ist, er zürnte, schalt
Andromachen, schlug seinen Waffenträger. —
Vor Sonnenaufgang war er schon gerüstet,
Als gält's im Krieg früh aufsteh'n wie ein Landwirt,
Und zog ins Feld. Thau war noch auf den Gräsern,
Bethränt die Flur, weissagend Hektors Zorn.

Cressida: Wer reizte seinen Zorn?

Alexandros: Man sagt, ein Grieche,
Der Ajax heißt; und Ajax, sagt man —

Cressida: Nun, was ist's mit dem?

Alexandros: Man sagt, er sei ein Mann ganz eigner Art, der ganz allein steht —

Cressida: Das thut jedermann, der nicht betrunken oder krank ist und der gesunde Beine hat —

(So hascht sie schon nach einer Pikanterie. Der Sclave thut ihr nun den Gefallen, zu lachen und spricht im Hinabschreiten weiter.)

Alexandros: Dieser Mann, Fräulein, hat vielerlei Thiere um ihre eigenthümlichen Eigenschaften bestohlen.

Er ist tapfer wie ein Löwe, plump wie ein Bär, langsam wie ein Elephant; ein Mann, in dem die Natur ihre Launen so zusammengehäuft hat, dass seine Tapferkeit eine Ausgeburt der Thorheit scheint und seine Thorheit in eine Brühe von Umsicht gekocht ist —

Cressida (sieht sich amüsiert nach ihm um).

Alexandros: Es gibt keine Tugend, von der er nicht einen Schimmer, noch einen Fehler, von dem er nicht einen Flecken hätte. Er ist ohne Grund schwermüthig und zur Unzeit heiter. Er hat die Gliedmaßen von allem, aber alles so ungeschickt und verrenkt, dass er wie ein gichtbrüchiger Briaräus viele Hände hat, ohne dieselben gebrauchen zu können, oder wie ein erblindeter Argus ganz Auge ist, ohne zu sehen.

(Und nicht wahr, diese Schilderung hat Blut? Cressida schlägt mit dem Fächer nach dem Erzähler.)

Cressida: Aber wie kann dieser Mann, über den ich lachen muss, Hektor in Zorn bringen?

(Und sie lacht wiederum — bis ihr plötzlich das Lachen auf den Lippen erstirbt.)

Alexandros (mit gedämpfter Stimme): Man sagt, sie haben sich gestern in der Schlacht miteinander gemessen, und —

Cressida: Nun?

Alexandros: — und Ajax, der Grieche, schlug Hektor zu Boden . . . Vor Scham und Unwillen hierüber hat Hektor seit gestern weder gegessen noch geschlafen —

(Und was ist nun der Waffenruhm für ein Idol, wenn er von der groben Materie abhängt? Pandarus tritt aus dem Tempel, sie bemerken ihn nicht.)

Cressida: Hektor! . . er ist ein so tapfrer Mann!

Alexandros: O, wie nur irgendeiner in der Welt, Fräulein!

(Und doch von Ajax geschlagen! Rasch beginnt also Shakespeare die Kritik des Ruhmesideals.)

Pandarus: Was ist, was ist?

Cressida: Ah, Oheim Pandarus! Guten Morgen!

Pandarus: Guten Morgen! Wovon spracht ihr? Guten Morgen, Alexander. Nichte, was machst du? Warst du in Ilium? Wann denn?

Cressida: Heut Morgen, Oheim.

Pandarus: Wovon spracht ihr, als ich kam? War Hektor gerüstet und schon fort, als du nach Ilium kamst? Helena war noch nicht auf, nicht wahr?

Cressida: Hektor war schon fort — Helena noch nicht auf —

(Sie hält sich lachend die Ohren zu; vergessen ist, was dem Hektor widerfuhr.)

Pandarus: Ja, ja, Hektor war früh auf den Beinen.

Cressida: Davon eben handelte unser Gespräch, und von seinem Zorn.

Pandarus (bestürzt): Wie, war er zornig?

Cressida: So sagt der da.

Pandarus: Allerdings, er war es; ich weiß auch die Ursache davon. Er wird sie draußen niederschmettern, soviel kann ich ihnen sagen. Und Troïlus wird hinter ihm nicht zurückbleiben; sie mögen auf ihrer Hut sein vor Troïlus, soviel kann ich ihnen auch sagen.

(Sie verfärbt sich, er sieht auf sie mit schrägem Blick, und schnippische Worte, lachende Interjectionen folgen nun mit sich durchkreuzenden Stimmen aufeinander.)

Cressida: Wie, ist der auch zornig?

Pandarus: Wer, Troïlus? Troïlus ist der Bessere von beiden.

Cressida: O Jupiter, da ist doch gar kein Vergleich!

Pandarus: Was, zwischen Troïlus und Hektor nicht? Kennst du nicht einen Mann, wenn du ihn ansiehst?

Cressida: O ja, wenn ich ihn schon vorher gesehen und gekannt habe.

Pandarus (sie mit den Augen durchbohrend): Nun gut, ich sage, Troïlus ist Troïlus.

Cressida: Dann sagt ihr, wie ich, denn ich bin überzeugt, er ist nicht Hektor.

(Worauf Pandarus sie ansieht, als wenn er nicht wüsste, wo ihr Verstand ist, und die Hand leicht wie zum Danke gen Himmel erhebt.)

Pandarus: Nein . . . auch ist Hektor nicht Troïlus gewissermaßen.

Cressida: So verhält sich's gerade mit jedem von beiden, er ist er selbst.

Pandarus: Er selbst! Ach, armer Troïlus, ich wollt', er wär' er selbst.

Cressida: Er ist's ja.

Pandarus: Unter der Bedingung gieng ich barfuß nach Indien.

Cressida: Er und Hektor!

Pandarus: Er selbst! Nein, er ist nicht er selbst. Ich wollt', er wär' er selbst. Nun, die Götter sind über uns; die Zeit mag es wenden oder enden.

(Siehe Hektors Wort in der Schlussscene des vierten Actes.)

Cressida (lacht).

Pandarus: Gut, Troïlus, gut. Ich wollte, mein Herz wär' in ihrem Leibe. Nein, Hektor ist kein besserer Mann als Troïlus.

(Und nun beide prestissimo durcheinander.)

Cressida: Bitt' um Entschuldigung!

Pandarus: Er ist älter . . .

Cressida: Verzeiht, verzeiht!

Pandarus: Der andere ist noch nicht soweit vorgerückt; du wirst ein anderes Lied singen, wenn der andere erst soweit ist. Hektor wird übers Jahr seinen Witz noch nicht haben —

Cressida: Wird nicht nöthig sein, wenn er seinen eigenen hat —

Pandarus: — noch seine Eigenschaften —

Cressida: Thut nichts!

Pandarus: — noch seine Schönheit —

Cressida: Die würde ihm nicht steh'n, seine eigene ist besser.

Pandarus (erbittert): Du hast gar kein Urtheil, Nichte! —
(Und so reden also diese Menschen jetzt über Hektors Gesichtsfarbe, Alter, Haar! Doch die Charakteristik greift immer weiter.)
Helena selbst schwur neulich, dass Troïlus hinsichtlich seiner braunen Farbe — (überlegend) denn die hat er — (lächelnd) obzwar ich gestehen muss, eigentlich nicht braun —

Cressida: Nein, sondern braun.

Pandarus: Wahrhaftig, um die Wahrheit zu sagen, braun und auch nicht braun.

Cressida: Und wahrlich, um wahr zu sein, wahr und auch nicht wahr.

Pandarus: Lach du nur! Sie erhob seine Gesichtsfarbe über die des Paris.

Cressida: Ei, Paris hat doch davon genug.

Pandarus: Gewiss.

(Typische Form ihres Witzes, willkürlich Missdeutetes zu kecken Schlüssen zu treiben:)

Cressida: Dann hätte ja Troïlus zuviel, wenn sie seine über die des Paris erhob. Und für einen guten Teint, muss ich sagen, ist also dieses ihr Lob viel zu feurig. Nächstens lobt ihm ihre goldne Zunge vielleicht gar eine geröthete Nase an.

(Darauf macht endlich Pandarus heftig der albernen Witzelei ein Ende, und herber und stechender wird Cressida in Lachen und Wort.)

Pandarus: Ich schwöre dir, ich glaube, Helena liebt ihn mehr als den Paris!

Cressida: Nun, dann ist sie eine lustige Griechin, in der That.

Pandarus: Vielmehr, ich bin gewiss, sie thut es, denn neulich — (es beginnt die verfängliche Erzählung) neulich trat sie zu ihm in das Bogenfenster — und du weißt, er hat nicht mehr als drei oder vier Haare an seinem Kinn —

Cressida: Freilich, freilich. Es genügt die Rechenkunst eines Bedienten, sie zu zählen.

Pandarus (zornig): Gewiss, er ist noch jung — und hebt doch bis auf drei oder vier Pfunde soviel wie Hektor!

Cressida (lacht).

Pandarus: Und Beweis, dass Helena ihn liebt: — Hm, sagtest du was? – Kommt sie nicht und legt ihm ihre weiße Hand auf sein gespaltenes Kinn?

Cressida: Juno, erbarme dich, wie kam es zu der Spalte?

Pandarus: Ei, du weißt doch, er hat ein Grübchen, — und ich meine auch, sein Lachen steht ihm besser als irgend einem in der Welt —

Cressida: Ja, er lächelt tapfer.

Pandarus: Nicht wahr?

Cressida: Freilich, wie eine Wolke im Herbst.

Pandarus: Geh, geh. Kurz, ich sage dir, sie liebt ihn. Ich muss lachen, wenn ich denke, wie sie ihn am Kinn gekitzelt hat. Und in der That, sie hat eine merkwürdig weiße Hand, wie ich gestehen muss.

Cressida: Ohne Folter.

Pandarus: Und sie wettet, ein weißes Haar an seinem Kinn zu entdecken. Denk', ein weißes Haar! Das gab ein Lachen! Die Königin lachte, dass ihr die Augen überliefen, und Hektor lachte, und Cassandra.

Cressida: Ei, ei; aber es war wohl ein mäßigeres Feuer unter dem Topfe ihrer Augen; oder liefen ihr die Augen auch über? Und worüber war all das Lachen?

Pandarus: Nun, über das weiße Haar, das Helena an Troïlus' Kinn entdeckte.

(Und sind das also Abgeschmacktheiten des Dichters? Für solche Frivolitäten hat man am troïschen Hofe Sinn!)

Cressida: Wäre es grün gewesen, hätte ich auch gelacht.

Pandarus: Nun, nicht so sehr über das Haar, als über seine nette Antwort.

Cressida: Was antwortete er denn?

Pandarus: Sie sagte, da sind zweiundfünfzig Haare an Eurem Kinn und eines davon ist weiß. Darauf er: Zweiundfünfzig, und eines weiß, das sind mein Vater

und seine Söhne. Jupiter, erwiderte sie, welches ist dann Paris, mein Gemahl? Das gabelförmige, antwortete er, reiß es aus und gib es ihm. — Und da gab es dann solch ein Lachen, und Helena wurde so roth und Paris so zornig — und die anderen lachten, dass sich alles aufhörte —

Cressida (verächtlich): Dann lass es auch aufhören, denn es dauert schon eine recht lange Zeit.

(Und nach einem solchen Abschluss des Gesprächs zweifelt man, dass Shakespeare weiß, was diese Albernheiten werten? Sie sprechen Bände.... Noch einmal versucht Pandarus das Mädchen zu erweichen.)

Pandarus: Gut, Nichte, gut; ich sagte dir gestern etwas, denke daran.

Cressida: O, und wie!

Pandarus: Ich schwöre dir, es ist die Wahrheit, er wird weinen, als wenn er im April geboren wäre.

Cressida: Und ich werde in seinen Thränen aufschießen, wie die Nesseln im Mai. —

(Man merke sich das Wort; es wird zur Wahrheit werden. Aber nun etwas Neues. Die Truppen kehren heim, die Sonne geht unter, das Volk widmet seinen Lieblingen Acclamationen; der gewandte Geschäftsträger der Liebe benützt aber auch diese Gelegenheit zu Lobpreisungen auf Troïlus.)

(Hornsignale.)

Pandarus: Horch, sie kommen aus der Schlacht. Wollen wir da hinaufsteigen und sie einziehen seh'n?

Cressida (widerstrebt).

Pandarus: Komm, gute Nichte, süße Nichte Cressida, komm!

Cressida: Meinetwegen.

(Sie drängen sich durch die frohe Menge wieder auf die Balustrade und es folgt ein Seitenstück zur Heerschau der Ilias.)

Pandarus: Hier, hier ist ein prächtiger Platz, hier können wir sie sehr gut seh'n. Alle werde ich dir der Reihe nach beim Namen nennen, wie sie vorbeizieh'n. Aber merk' vor allem auf Troïlus.

Cressida: Sprecht doch nicht so laut.

(Aeneas zieht mit seinem Trupp vorüber.)

Pandarus: Das ist Aeneas. In der That, ein tüchtiger Mann. Er ist eine von den Blumen Trojas, das kann ich dir sagen. Aber merk' nur auf Troïlus, gleich wirst du ihn seh'n.

(Antenor zieht vorüber, der Gegner des Kriegs in der Ilias; ein Genosse spricht zu ihm; er sieht schier feindselig auf das jauchzende Volk.)

Cressida: Wer war der da?

Pandarus: Das ist Antenor. Ein schlauer Kopf, sag' ich dir, auch ein hinlänglich tapfrer Mann. Er besitzt das gesündeste Urtheil in ganz Troja und ist auch sonst ein ganz netter Mann. Wann dieser Troïlus kommt! Gleich werde ich dir ihn zeigen. Du wirst sehn, wie er mir zunickt, wenn er mich sieht.

Cressida (mit parodierender Kopfbewegung): Beehrt er dich mit so starker Nickerei? Wer da hat, dem wird gegeben.

Die Umstehenden (lachen. Dies ist Cressidas Zartgefühl).

(Hektor erscheint.)

Pandarus: Das ist Hektor! Der da, siehst du, der da! Das ist ein Geselle! Nun, Heil dir, Hektor! Das ist ein Mann, Nichte. O tapfrer Hektor! Sieh, wie er um sich blickt. Das ist eine Haltung und ein Gesicht. Was, ist das ein Mann?

Cressida (in voller Hingerissenheit): O, ein Mann!

(Allgemeine Begeisterung. Frauen heben ihre Kinder in die Höhe und küssen dem Helden die Hände. Blutig sind Schwert und Lanze, er theilt Aufträge aus; der Jubel benimmt ihm die Besinnung nicht. Während dessen erscheint Paris in spiegelblanker Rüstung; niemand in der Menge achtet sein.)

Pandarus: Heil, Hektor! Nicht wahr, es thut einem im Herzen wohl, ihn zu seh'n. Sieh nur, was für Beulen an seinem Helm sind. Sieh, sieh, dahin sieh! Ach, das ist kein Spass, da hat's gehagelt, da halte einer den Kopf unter, das sind Hiebe!

Cressida: Sind die von Schwertern?

Pandarus: Von Schwertern? Was kümmert's ihn; wenn der Teufel auf ihn losgeht, ist's ihm alleseins. O Gott, wie das im Herzen wohlthut!

(Pause; er erinnert sich, dass er Hektor allzusehr bewundert. Hektor ab.)

Pandarus: Ei, da ist ja auch Paris, dort kommt er. Auch ein hübscher Mann, nicht? Ei, das ist prächtig, wer sagte doch, dass er heute verwundet nach Hause zurückkehrte? Keine Spur von verwundet. (Welche Charakteristik!) Das wird für Helena eine rechte Freude sein. — Ha, ich wollte, ich könnte jetzt den Troïlus seh'n; gleich sollst du den Troïlus seh'n.

(Helenus erscheint im Priestergewande, düster gleich Antenor.)

Cressida (lachend): Wer ist der da?

Pandarus: Das? Das ist Helenus. Es wundert mich, wo Troïlus bleibt. Das ist Helenus. Ich glaube, er ist heute gar nicht ausgezogen. Das ist Helenus.

Cressida: Kann Helenus fechten, Oheim?

Pandarus: Helenus? Nein. Ja, er ficht so ziemlich. Es wundert mich, wo Troïlus ist. Horch, hörst du nicht die Leute „Troïlus" schrein? Helenus ist ein Priester.

Cressida (mit gezwungenem Lachen): Was für ein Geselle schleicht denn da daher?

(Troïlus erscheint, nach der Schlacht wieder verträumt.)

Pandarus (die Hand vor die Augen haltend): Wo, dort? Das ist Deïphobus. Nein, das ist ja Troïlus! Das ist ein Mann, Nichte! Sieh nur — hm — o braver Troïlus, du Blume der Ritterschaft!

Die Umstehenden (sehen erstaunt auf den Alten).

Cressida: Still, schämt euch, um des Himmelswillen still!

Pandarus: Sieh auf ihn, merk auf ihn. O tapfrer Troïlus! Sieh ihn genau an. Wie sein Schwert im Blute starrt und sein Helm mehr zerhackt ist, als Hektors! Und wie er dreinblickt, wie er geht! (Ob dieser Unwahrheiten Gelächter.) O bewundernswerter Jüngling! Und noch nicht dreiundzwanzig alt! Heil, Troïlus, Heil!

Troïlus (bemerkt ihn endlich; stumme Grüße).

Cressida (wendet sich ab).

Pandarus: (begeistert): Hätt' ich eine Grazie zur Schwester oder eine Göttin zur Tochter, du solltest freie Wahl haben.

O bewundernswerter Mann! Paris? Paris ist soviel gegen ihn; und ich wette, dürfte Helena tauschen, sie gäbe noch ein Aufgeld um ihn.

Cressida: Wie viele da noch kommen!

Pandarus: Esel, Narren, Tölpel. Spreu und Kleie, Spreu und Kleiensuppe nach dem Braten. Ich könnte leben und sterben in des Troïlus Anblick. Sieh nicht mehr hin. Die Adler sind vorbei, Krähen und Dohlen, Krähen und Dohlen.

(Die Menge verläuft sich.)

Pandarus und **Cressida** (steigen die Tempelstufen wieder herunter).

Pandarus: Ich möchte lieber solch ein Mann sein, wie Troïlus, als Agamemnon und alle Griechen.

Cressida (geärgert): Da ist unter den Griechen Achilles ein besserer Mann als Troïlus.

Pandarus: Achilles? Ein Kärrner, ein Lastträger, ein rechtes Kameel!

Cressida (sich die Ohren zuhaltend): Ja doch, ja doch.

Pandarus: Ja doch, ja doch? Wie, hast du denn gar kein Einsehen, keine Augen im Kopfe? Weißt du denn nicht, was ein Mann ist? Ist nicht Geburt, Schönheit, gute Gestalt, Unterhaltungsgabe, Mannheit, Wissen, Artigkeit, Edelsinn, Jugend, Freigiebigkeit und dergleichen die Spezerei und das Salz, das einen Mann würzt?

Cressida: Ach, lass' mich doch mit einem solchen Mischmasch-Mann. Den bäckt man in Pastetenteig und gibt noch Süßes dazu.

(Und so sind also diese Personen, die Troïlus anbetet, wieder bei Boudoir-geschwätz angelangt; und immer stärker enthüllt sich die Grisette, die nur vor andern so schämig war.)

Pandarus: Nein, solch ein Frauenzimmer, ob man wissen kann, unter welcher Decke sie liegt.

Cressida: O ich bin gut gedeckt; mit meinem Witz, um meine Listen, mit meiner Verschwiegenheit, um meinen guten Ruf, mit meiner Hülle, um meine Schönheit zu

schützen, und mit Euch, um alles dies zu schützen. Alle diese Deckungen hab' ich und tausend Finten dazu.

Pandarus (wegwerfend): Zum Beispiel. Nenn' mal eine.

Cressida: Dass ich sie alle vor dir behüten will, das ist schon eine, und noch dazu eine meiner Hauptfinten; und wenn ich einen Angriff nicht parieren kann, so weißt du dann wenigstens nichts davon.

(Notabene bei Shakespeare kommt die Wohlerfahrenheit noch kecker zum Ausdruck, so dass der Alte mit Recht in den wenig classischen Ruf ausbricht:)

Pandarus: Nein, seh' einer so eine!

(Und bei alldem verführerischer Muthwillen in Ton und Bewegung, Kunst der Pointierung, Glanz der Libellennatur. Und nun beim Scenenschluss noch eine Gelegenheit zu feinverwegenem Spiele. Pandarus gebraucht eine alte List, und dann beiderseits Lachen und Flüstern — ein Schäkern und Tändeln, das an ein feines Rococo gemahnt.)

(Troïlus Page erscheint.)

Page (leise zu Pandarus): Herr, der gnädige Herr möchte gleich mit Euch sprechen.

Pandarus (ebenfalls leise): Wo?

Page: Bei Euch zu Hause, Herr. Er entwaffnet sich.

Pandarus: Gut, Junge, sag' ihm, ich komme.

(Page ab.)

Pandarus (aufgeregt): Leb' wohl, liebe Nichte, ich fürchte, er ist verwundet.

(Sie erschrickt und eilt ihm nach. — Doch fasst sie sich, da sie sein listiges Gesicht sieht, und sagt bloß:)

Cressida: Oheim .... Ade!

Pandarus (bricht in leises Lachen aus, da sie sich verrathen.)

Cressida (schlägt nach ihm, lacht dann mit).

Pandarus (sie streichelnd, leise): Ich komm' gleich wieder, Nichte.

Cressida: Und bringt mir was mit, Oheim?

Pandarus: Was denn? (Immer leiser): Ein Pfand von Troïlus?

Cressida: Bei diesem Pfand, Ihr seid der — Richtige!

(Sie spricht es lachend, während sie ihm nacheilt, bricht dann ab, und gibt seufzend Zeugnis — Zeugnis sowohl von ihrem Herzen, als dass ihr Verlangen nicht von jener Art ist, die die Seele mit Allgewalt ergreift.)

Wort, Schwur und Thränen bringt er, Aufbietung
Von Gaben, aller Liebe Opferung,
Und ich seh' doch in Troïlus tausendfach
Den Wert, den Pandarus mir preisen mag. —
Noch halt' ich mich. — Wer wirbt, der nennt uns Engel,
Wer siegt, wird kalt — vorbei der Duft der Lust! —
Nichts weiß, die sich geliebt meint, und nicht weiß:
Nur was man nicht hat, findet Überpreis.
Noch war sie nicht, die Haben und Umfangen
So süß fand, als das sehnende Verlangen.
Nein, in der Liebe soll's mir Grundsatz sein:
Besitz herrscht an, die Armut bettelt fein.
Mag drum mein Herz noch heißer für ihn schlagen —
Nichts sollst davon, mein Aug, mein Mund du sagen!

(So ist dies also eine Lüsternheit, die rechnet, und zwar jetzt noch, wo sie bereits mit den eigenen erregten Sinnen spielt.)

(Der Vorhang fällt.)

Alles Gefällige scheint uns heilig, alles Schäkernde, Lebhafte, Witzige erscheint uns gut — mag es auch unfähig sein, bei Großem zu verweilen, mag seine Phantasie um schlüpfrige Vorstellungen tändeln, oder mag es die Flügel seines Witzes in jenem Geheimnis netzen, vor dem die Jungfräulichkeit erbebt. Und wir, wir lassen uns von dem vielen Lachen in dieser Scene täuschen, und gehen, als ob wir ebenfalls noch Knaben wären, an all den Merkzeichen vorbei! Shakespeare ist deutlich; gleich an der Schwelle beginnt er die Kritik des Wertes der Schönheit — und zwar nicht dialektisch, sondern in dramatischer, die Sache selbst aufdeckender Form.

Dritte Scene.

Griechisches Lager vor dem Zelt des Agamemnon. Im geschlossenee Zelte Stimmendurcheinander. (Der Leser erinnert sich: Wir haben die Scene geändert.) Stürmische Berathung. Ulysses opponiert.

Stimmen (im Zelte): Hört ihn nicht! — Hört ihn! — Bedenk', Ulyss, Tollkühnheit ist's! — Hört ihn nicht! — Still da!

Ulyſs (im Zelte): Nein, es bedarf dazu nicht des Ulyſs.
Braucht Friedensboten ihr nach Ilium,
Wählt den Therſites euch, doch nicht Ulyſs.

Erſte Stimme: Herrlich! Wunderbar! Und unſre Lage?

Zweite Stimme: Den beſten Vorſatz hemmt das Miſs-geſchick.

Dritte Stimme: Mach deinen Sonderkrieg mit Troja, wenn es dir nach Schlachten gelüſtet; uns gönn' die Heimkehr; wir können nicht weiter, ſind müde —

Erſte Stimme: Und weichen, wo kein Weg mehr vor-wärts führt, iſt Unglück, doch nicht Schande.

(Lärm. Ulyſs tritt aufgeregt aus dem Zelte. Man ſucht ihn vergebens zurückzuhalten. Am Zelteingange ſtehend ruft er:)

Ulyſs: Ich aber nenne ſolchen Antrag ſchändlich!
Die Zög'rung, die der große Zeus geſandt,
Iſt Prüfung nur, ob in Beharrlichkeit
Ausharrt das Volk. In Stürmen des Geſchicks
Zeigt echte Mannheit ſich. Ihr aber gleicht
Dem Gaukelboot, das frech bei ruh'ger See
Dem ſtarken Schiff zur Seit' die Flut durchtanzt,
Und flieht, wenn Sturm die flüſſ'gen Berge thürmt.
Pfui über euren Scheinmuth; flieht denn, flieht!

(Großer Lärm. Die Zeltthüren fallen zu. Ulyſſes allein.)

Aus! Hellas iſt nicht, war nicht, wird nicht ſein!
Nach ſiebenjähriger Belagerung
Demüthiglich den ſtolzen Hektor fleh'n:
Erbarmen! Gib uns was, daſs nicht beſiegt
Wir ſcheinen, und laſſ' uns in Frieden zieh'n,
Und Helena — die ſchöne Helena,
Gib uns zurück — daſs ſpäte Enkel noch
Sich ſagen: unſre Väter zogen aus
Um Helena gen Trojas fernen Strand,
Und brachten, hört, uns — Helena zurück,
Und Troja ſteht!
Halbgötter ihr und Helden, Troja ſteht!

(Und so ist er also eines Sinnes mit dem Diomedes der Ilias im 7. Gesange.)

Ulyss (drohend erhobenen Arms, im höchsten Grimm fortfahrend):

Es stünde nicht, gefallen wäre längst
Und ohne Herrn des großen Hektors Schwert,
Wenn Führer wär' der Führer, Mann der Mann,
Und nicht des Volkes wüst verschlammter Geist
Verachtete der Ordnung Grundgesetz.
Den Feldherrn höhnt, wer unter ihm der Nächste,
Den, der zunächst ihm, den sein Unterer.
Des Geistes stille Macht bleibt ungehört,
Schwach sind die Lenker, zuchtlos die Gelenkten,
Und bleicher Missgunst Fieber, Zank und Neid,
Hat aus den Beinen uns das Mark gesogen.

(Aber nun ertönen Fanfaren, Volk strömt herbei, aus dem Zelt treten Agamemnon, Menelaus, Nestor, Diomedes und andere. Der Feldherr, zum Sprechen bereit, verstummt beim Anlick des Ulysses; dann beginnt er nach einer Pause schwer athmend, bleichen Gesichts:)

Agamemnon: Es geht nicht weiter. — Hört, das kühne Ziel,
Von dem im Anfang dieses Krieges wir
Mit aller Kraft der Hoffnung einst geträumt,
Dies weite, stolze Ziel ist nicht erreicht;
Kein Müh'n trug Frucht, kein Plan ist uns gedieh'n,
Und Zeus dort oben hat für uns kein Ohr.
Sprecht, Fürsten, Männer, was noch übrig bleibt?

(Pause. Dumpfe Bewegung.)

Ulysses, kältester der Köpfe, heut
Der hitzigste, was soll der Adler thun,
Wenn der gebrochne Flügel nicht mehr trägt?
Was stehst du abseits? Sieh, es dörrt die Kraft
Der kleingewordnen Reih'n ein neuer Tod,
Zerrüttend wilden Haders grauser Fluch,
Parteiung, Meuterei. Und dennoch nimmst
Partei du wider uns? (Pause.) Nun wohl, so hört,
Allwaltende dort oben, mich, wie nicht

Aus Feigheit, nein, vielmehr gebeugt vom Zwang
Des Missgeschicks, ich, Agamemnon, hohl
Die Wang', gebeugt vom Gelb des Grams, und schwer
Das Herz, gen Troja Antrag sende.
Zieh' denn, o Greis, zieh', würd'ger Nestor, hin,
Den Troërn künde, wie ich dir befahl.

(Tiefe Bewegung. Hier ist also der homerische Agamemnon. Nach seinem weitreichenden Plane gab Shakespeare beiden Theilen die völlige Ungebrochenheit der Kräfte; wir hier kehren auf den Boden des zweiten Gesanges der Ilias zurück.)

Ulysses: Agamemnon!

(Bange Pause.)

Nestor (bleibt auf halbem Wege steh'n).

Agamemnon (winkt ihm).

Ulysses: Du großer Feldherr, Hellas Nerv und Kern,
Herz unsrer Scharen, Seel' und einz'ger Geist,
Noch ist es Zeit! Was thust du? Harre aus!

(Aber er kommt nicht weiter; ein leidenschaftlicher Ausbruch der allgemeinen Friedenssehnsucht unterbricht ihn, und zugleich tritt Thersites in der uns auch von Homer her bekannten Rolle hervor.)

Volk: Hört ihn nicht! Friede! Wir wollen Heimkehr und Frieden!

Thersites: Zum Henker, die uns zurückhalten wollen, genug Krieg geführt um eine Schürze!

Volk: So ist es, genug des Kriegs um eine Schürze!

Thersites: Die Gicht über sie, denn das ist der Fluch, den die verdienen, die sich herumraufen um einen Unterrock. Hört, Achilles thut nicht mehr mit!

Volk: So ist es, was bleibt noch, Achill will nicht mehr mit!

Thersites: Und Hektor klopft sie, die Helden, und solch ein berittener Ziegenkönig will uns hier halten wegen der Dirne?

Menelaus (bestürzt vortretend): O! Dirne? O!

(Schallendes Gelächter.)

Vernarrt in seinen Wert, in seinem Zelt,
Und lacht!
Er lacht! Patroklus spielt Theater ihm,
Und mich, dich, alle äfft der Freche nach,
Zu Fratzen uns verzerrend. Und Achill,
Der Angebetete, reckt lang sich, lacht
Und schreit vor Wonne: „Göttlich, wunderbar,
So geht der Feldherr, so Ulyss, so der —
Stahlrippen her — Erbarmen, ich zerplatz'!"
Und Troja und der Krieg? Was kümmert's ihn,
Er will nicht auszieh'n, will nun einmal nicht!

(Ist dem wirklich so? Fühllose Athletenlaune, und Achill die Incarnation wüsten Riesenthums?... Doch für sein unglücklich Volk ist jetzt nicht die Zeit für Charakterforschungen.)

Und wie Achill, so Ajax; der äfft's nach
Und hält Parteigelage ebenfalls
In seinem Zelt und weigert, mitzuthun. —
Wo ist Arznei? Welch Mittel weiß Ulyss
Sonst noch zur Führung weitern Kampfs? Du schweigst?
Geh, Nestor, müd' ist Hellas dieses Kriegs!

Nestor (ab).

Ulyss (verhüllt das Haupt).

Volk: Friede! Friede!

Thersites: O du jauchzende Bestie Volk mit deinem Friedenstriumphgeheul!

Volk: Heimkehr und Frieden!

Thersites: Habt ihr nicht aus voller Kehle Krieg gebrüllt, als es angieng, und jetzt heult die Bestie Frieden!

Agamemnon (sein Haupt verhüllend, ab), **Menelaus** (angstvoll ihm nach).

Volk: Friede! Friede!

Thersites: Seht den Hahnrei! Hoch der glorreiche Friede!

(Der Vorhang fällt.)

(Doch weiter; das Fallen des Vorhangs bedeutet nicht, dass der Schauplatz sich ändert, sondern es soll angedeutet werden, dass bis zu der folgenden

Scene einige Zeit verstreicht. Nun aber Trompetenstöße; auf der Bühne erscheint wieder die Menge; die Zelte öffnen sich, und die Fürsten sammeln sich bei dem Feldherrnzelt.)

Vierte Scene.

Stimmen: Botschaft aus Troja!

Andere: Unglaublich! Welche Raschheit! Hättet ihr's vermuthet?

Dritte Gruppe: Aeneas aus Troja kommt — hört, Griechen — Botschaft vom Feinde!

Agamemnon und Ulyss (rasch einander entgegen): Unglaublich — begreifst du dies — in solcher Eile solche Entscheidung!

Aeneas (erscheint, von einem Herold gefolgt, und sieht auf die Fürsten voller Spott): Ist dies des großen Agamemnons Zelt?

Agamemnon: Es ist sein Zelt. Bringt Antwort ihr dem Antrag?

Aeneas: Welch einem Antrag?

Agamemnon: Den wir durch Nestor heute euch gesandt.

Aeneas: Nichts weiß von Antrag noch von Nestor ich,
Vom großen Hektor bin ich hergesandt.

(Bewegung.)

Vorwärts! Wo ist der Gott im Amt, der Held,
Der mächtigste nach Stellung und Gewalt,
Wo ist der hohe, mächt'ge Agamemnon?

Agamemnon: Höhnt uns der Mann?

Ulysses: Er fühlt schon Sieger sich.
Wohlan, was will dein Hektor? Vorwärts, sprich!

Aeneas: Verzeiht, es ist für Agamemnons Ohr!
Wie mag, wer fremd ist seinem stolzen Blick,
Von andern Sterblichen ihn unterscheiden!

Agamemnon: Ihr, Mann von Troja, seid gewiss Aeneas?

Aeneas: Ja, Mann von Griechenland, ich brauch' den König.

Agamemnon: Du brauchst ihn? Ja, wenn du ihn brauchst, so sprich,
Er steht vor dir.

Aeneas: Nun denn, blas' laut, drommett' und schmettere
Den Erzruf durch die trägen Zelte hier:
Verkünde Hektors Forderung!

(Bewegung. Trompetenstoß. Bei Shakespeare folgt eine Herausforderung zu einem nicht bedrohlichen, ritterlichen Kampfe, hier — der Unterschied wird wichtig — eine blutige Provocation.)

Griechen, wisst:
Prinz Hektor, Priams Sohn, fühlt eingerostet
Durch euer dumpfes, langes Nichtsthun sich;
Die Schlachtenträgheit eurer Tapferkeiten
Ist Greuel ihm; nicht weiss er mehr, ob Männer
In eurem Lager sind — ob etwa auch
Die Heimat Weiber euch zur Hilf' gesandt.
Drum schickt er mich. Wohlan, Trompeter, blase,
Dein Erzruf künde Hektors Forderung!

(Trompetenstoß. Ausrufe der Überraschung. Ulysses kann bei Shakespeare seinen Gleichmuth bewahren — hier ist seine Rolle eine andere. Er lacht auf: Herausforderung ist die Antwort auf das Friedensangebot!)

Aeneas (nach vergeblichem Warten noch schneidender):
Was! Kön'ge, Fürsten, Herren, keiner hält
Von euch die Ehre höher denn die Ruh'?
Wer gieriger des Namens Ruhm ersehnt
Als seiner Glieder Heil, wer weiß, was Muth,
Und Feigheit nimmer kennt — ihn fordre ich!

(Und da auch dies vergeblich, sucht er den Menelaus mit den Augen, zieht furchtbare Vergleiche, und dieser letzte Schimpf erreicht endlich den Zweck.)

Wie, alle stumm? Ist nichts den Kampf euch wert?
Auch nicht der Frauen Ruf und Würdigkeit?
Heil, Hektor, dir und deinem edlen Weib!
Heil, troïsch Blut, an Treue unbesiegt,
Indes die Griechin schnöder Lüste Raub,
Und die Natur, ob ihres Wurfs beschämt,
Erröthet, denkt sie eines griech'schen Weibs!

(Und ein allgemeiner Wuthschrei ist die Antwort, Ulyss fliegt auf Agamemnon zu, und dieser bricht, selbst wuthbebend, in den Ruf aus:)

Agamemnon: Hört, hört dies, all ihr Männer Griechenlands!
Wir wollen Frieden, und ihr säet Krieg?
Wer diese Schmach nicht fühlt, der bleib' daheim,
Doch Krieger gibt's, mit Blute sie zu sühnen!
Sagt eurem Hektor, wir erwarten ihn,
Und trifft er keinen, wohl, so trifft er mich!

(Aeneas will sprechen; der allgemeine Lärm verschlingt seine Worte; er geht hohnlachend ab. Und die geänderte Stimmung nützend, zieht Ulyss den Feldherrn beiseite und spricht stürmisch die hastigen Worte:)

Ulyss: O wusst' ich doch, dass du, mein edler Fürst,
Unfähig seist zu tragen unsre Schande!

(Und in der That, ist nicht der Agamemnon Shakespeares von Anfang an ritterlicher und sympathischer, als der gallige, habsüchtige und würdelose Mann der Ilias?)

Es tagt, es tagt, aufrüttl' ich den Achill
Aus träger Ruh'! Er muss, er wird hinaus!
Kein andrer kehrt lebendig aus dem Kampf
Mit Hektor, als Achill, und wir, Achill,
Wir födern dich!

Agamemnon: O fänd' ein Mittel sich,
Ihn zu bewegen!

Ulyss: Wohlan!

(— Und er nennt das Mittel; hier handelt es sich um keine unfruchtbare Schaustellung von Kräften; Achill kann den Herausforderer tödten und dies entschiede den Krieg!)

Wohlan, es soll kein Mund
Mehr kennen den Achill! Spielt er Theater,
Und reckt bei muff'gem Wust sich lang und schwer
Auf seinem Pfühl, und ruft: „Patroklus, prächtig!"
Wenn dieser hustet, spuckt und uns verzerrt —
Nun gut, wir können's auch! Wir schrein hinaus,
Dass es die Taubheit hört, wer ist Achill?
Weit bess're gibt's, und — Ajax ist der Mann,
Der für uns kämpfen soll!

(Also ein Scheinmanöver. Agamemnon merkt es nicht und will abwehren.)

Verzeiht, verzeiht,
Versteht ihr nicht? Zum Helden putzt das Lob
Den plumpen Hohlkopf auf, den Fisch zu ködern.
Den Ajax wählen wir, und tapfer, groß
Und fürchterlich, wie nie ein Heros war,
So werde er genannt, ohn' Unterlass,
Mit tollem Glockenschwingen, bis der Stolz
Des eitlen Riesen dort zerhämmert ist,
Der, fremd den allgemeinen Leiden, auf
Erworbnem Ruhme ruht. Gift, Myrmidone,
Gift wird des andern allgesungnes Lob
Dir sein, bis dass, Lord Siegreich! du empor
Vom Lager fährst, des wilden Neides Fraß,
Und in die Schlacht dich stürzend, thust, was Pflicht,

(Sich auf die Stirne schlagend.)

Wie es der Geist befiehlt!

(Agamemnon stürzt auf ihn zu und umarmt ihn stürmisch. Ich wiederhole, im Original ist es staatsmännischer, den Achill nicht in den Kampf zu senden, und die Wahl des Ajax ist dort das Mittel, dass er in den Hintergrund gedrängt wird; hier aber muss man durch Erregung der Eifersucht den Stolzen zum Schlagen bringen, und wir werden nun sehen, wie Ulyss den Gewaltigen in die Schlachtreihen zurücklockt.)

Troja, wir sandten Frieden, und du entbietest uns Feindschaft?
Kommen wird der Tag, wo die stolze Ilion hinsinkt,
Priamus und das Geschlecht der lanzenkundigen Männer!

(Der Vorhang fällt.)

Und an uns wird es nun sein, den Wert der geräuschlosen Arbeit des Ulyss zu begreifen, mit wie viel Schleiern sie auch aus technischen Gründen bedeckt sei. Denn der Dichter lässt ihn seine Kunst zunächst im Hintergrunde spielen, aus demselben Grunde, aus welchem er jetzt die Ajax- und Thersites-Komik schafft. Denn diese Komik ist nicht zur Verunglimpfung des homerischen Heldenthums da, sondern einzig, damit alles verschwinde, wodurch das tragische Mitleid mit Troja beeinträchtigt werden kann. Denn wenn Ulyss immer sichtbar ist und Hellas immer gewaltig erscheint, dann würde unsere Sympathie versagen, weil es wie Thorheit anmuthet, wenn Troja in einem im

vorhinein verlorenen Kampfe beharrt. Tritt aber Ulyſs zurück, und zeigt uns sein gedemüthigt Volk nicht die großen, sondern die Miſsgestalten, dann werden wir im Lachen, das sie uns entlocken, es nicht als Tollheit empfinden, wenn Troja die Überlegenheit dieses sich langsam aufrichtenden Gegners nicht ahnt. Darum Dämpfung des Tones in Betreff der Griechen, auf daſs sich Sympathie und Mitleid mit den Troërn sicher und ungestört vorbereite und da er die Wiederaufrichtung des Gegners zugleich zeigen und verhüllen muſs, wirft der Dichter den Schleier der Komik über die im Halbdunkel aufsteigende Gefahr.

Zweiter Act.

Erste Scene.

Also Prügelscene, Polterkomik. Ein hochnäsiger Lord gestattet sich den Diener zu miſshandeln und ruft dadurch eine Flut von Beschimpfungen und Verhöhnungen hervor.

Ajax (hereinkommend): Thersites!

Thersites (auf einem Baumstrunk, gegenüber dem Zelt des Agamemnon): Agamemnon — Weihrauch und Palmen für den erlauchten, edlen, tapfern König Agamemnon —

Ajax: Thersites!

Thersites: ... für den sechs- oder siebendutzendmal verehrungswürdigen Oberbefehlshaber aller vereinigten Griechen, Agamemnon ...

Ajax: Hund.

Thersites (still lachend): ... und für Ulysses, den göttlichen Staatsmann, daſs ihm so werde, wie mir ward ...

(Er macht die Geberde des Schlagens und erhält in demselben Augenblick von rückwärts selbst den ersten Schlag. Da fährt er auf und flüchtet, und spricht weitab vom Schusse, für sich, ganz leise:)

Die griechische Pest über dich, Lord Rindskopf!

Ajax: Du Fladen, wenn du nicht hören willst, so fühle. Was hat man ausrufen lassen?

(Also das ist's, die Herausforderung des Hektor hat den Ehrgeiz des Ajax erweckt.)

Thersites (noch immer leise): Pferd, ungesalzener Sauerteig, du musst schlagen, nicht wahr?

(Es bedarf noch weiterer Brutalitäten, bis er zur lauten Beschimpfung übergeht.)

Thersites (an eine Zeltwand gedrückt, laut): Hältst du mich denn für fühllos, dass du mich so schlägst?

Ajax: Was ausgerufen wurde, frage ich. Sprich, Stachelschwein, sprich, denn mir jucken die Finger. Was ausgerufen wurde, frage ich —

Thersites (erbittert): Dass du stündlich über Achilles schimpfst und brummst — dass du voll Missgunst über seine Größe bist, wie Cerberus über Proserpinas Schönheit!

Ajax: Dame Thersites!

Thersites: Den Achilles prügle einmal!

Ajax: Kröte!

Thersites: Matrosenzwieback! Zu Krümchen zermälmt er dich in seiner Faust!

(Ajax fasst ihn an den Haaren, um derenwillen er ihn Stachelschwein genannt hat. Zuerst schlug er aus Roheit drauf los, dann, weil Thersites nicht gehorchte, und jetzt, weil seine Eifersucht aufs tiefste getroffen worden ist.)

Nur zu, nur zu, du Held mit dem gesottenen Witz. Du hast nicht mehr Gehirn im Kopf, als ich in meinem Ellbogen. Ein Eselshengstlein mag dein Vormund sein, du schäbiger Kampfesel. Du bist hiehergesendet, um die Trojaner zu dreschen, und bist unter den Leuten, die noch ein wenig Verstand haben, verrathen und verkauft, wie ein Sclave aus Afrika. (Er wehrt sich ohne Schmerzenslaut, jetzt schreit er aber endlich doch vor Schmerz und Pein auf.) Du Ding ohne Eingeweide, wenn du fortfährst mich zu schlagen, so will ich dir Zoll für Zoll sagen, was du bist, von deinen Fersen angefangen.

Ajax: Du Hund!

Thersites: Du schäbiger Held!

Ajax: Du Köter!

Thersites: Du Einfaltspinsel des Mars, du Plumpheit, du Kameel, nur zu! nur zu! —

(Da erscheiut der dritte, den der Kampf amusiert — die ganze Handluug ist eben sehr einfach. Aber die Situation ist zur Veranschaulichung des Bedeutsamsten benützt; denn wir sehen die Überlegenheit Achills, indem er die Kämpfer trennt und des widerstrebenden Ajax mühelos Herr wird.)

Achilles (verblüfft): Ei, was ist das, Ajax, was soll das, Thersites? (Er lacht, staunt, und wirft sich blitzschnell zwischen die Kämpfer.) Wie? Halt da! Was geht denn hier vor, Mann?

Thersites (dank der Intervention aus Ajax' Händen enteilend): Siehst du ihn da? Siehst du ihn? Sieh ihn nur an!

Achilles: Das thu' ich, was gibts denn?

Thersites: Ja, sieh ihn nur an und beacht' ihn nur wohl!

Ajax (will sich wieder auf ihn stürzen).

Achilles (ihm den Weg verstellend): Nun gut, was ist dabei?

Thersites: Und dennoch siehst du ihn nicht recht an denn wofür immer du ihn halten magst, es ist Ajax.

Achilles: Das weiß ich, du Narr.

Thersites (immer näher kommend): Ja, aber dieser Mann kennt sich selber nicht.

Ajax: Deshalb schlag' ich dich.

Thersites (sich wieder durch einen Seitensprung rettend): Seht, seht, welche Brocken von Witz er herausstottert; seine Ergießungen haben Ohren so lang.

(Und in demselben Moment hält Achill den Ajax fest, und Ajax' Ohnmacht in der Umklammerung wird sichtbar).

Thersites (schadenfroh): Ich habe sein Gehirn tüchtiger geknufft, als er meine Knochen schlug. Für einen Pfennig will ich neun Sperlinge kaufen, sein Gehirn ist aber nicht den neunten Theil eines Sperlings wert. Soll ich dir erzählen, Achill? Dieser Held Ajax, der seinen Witz in seinem Bauch, und seine Eingeweide im Kopfe trägt — soll ich dir erzählen, was ich von ihm sagte? Dieser, Ajax sagt' ich . . .

Achilles: Nein, guter Ajax!

Thersites: . . . hat nicht soviel Witz . . .

Achilles: Ich muss dich ernstlich abhalten, Ajax!

Thersites: . . . dass er damit Helenas Nadelöhr verstopfen könnte, für die er doch fechten soll . . .

(Achill — erster Strich zu seinem Bilde — verzieht vornehm kaum die Lippen zu einem Lächeln.)

Achilles: Still, Narr.

Thersites: Ich hätte gerne Stille und Frieden, aber der Narr da gibt es nicht zu, der da, der da, seht ihr, der da!

Patroklus: Sprich doch einmal anständig, Narr!

(Und nun beginnt eine merkwürdige Contrastierung zwischen Achill, der in seinem Selbstvertrauen Sinn für Humor hat, und Ajax, der im Bewusstsein seines Minderwertes Lachen und Spott auf das tödlichste hasst.)

Achilles: Also weshalb dieser Streit da?

Ajax: Ich verlangte von dem Kerl den Inhalt der Proclamation zu wissen.

Thersites (mit leidenschaftlicher Geberde gleichsam: Nun, und was denn?)

Ajax (die halbe Wahrheit verschweigend): . . . und er schimpfte mich . . .

(Thersites dürfte ihm jetzt zurufen: Das ist nicht wahr, du bist ein Lügner; doch er thut es nicht, sondern antwortet mit dem ungeschicktesten Ausruf:)

Thersites: Ich . . . ich diene dir nicht!

Ajax: Ah, sehr gut, sehr gut! Nur so weiter!

Thersites: Ich diene hier freiwillig.

(Und nun ein Quartett: Reißender Witz — Zornwuth — Patroklus' Feingefühl und Achills leuchtendes Wesen, das den Spott nicht übel nimmt und dem Thersit das Hofnarrenprivileg gibt:)

Achilles: Dein letzter Dienst war ein Dulden, der war nicht freiwillig; kein Mensch läßt sich freiwillig klopfen. Ajax war hier der Freiwillige und du befandest dich gewissermaßen unter einem Druck.

Thersites (zornig): Wirklich? Ein großer Theil deines Verstandes liegt auch in deinen Muskeln, oder man lügt gar sehr. Hektor wird einen tüchtigen Fang machen, wenn

er einem von euch beiden das Gehirn einschlägt. Es wird genau so sein, als ob er eine taube Nuss aufschlüge. —

(Und Achilles lacht!)

Achilles: Was, mit mir auch, Thersites?

Thersites: Da ist Ulysses, dessen Witz schon schimmlig war, ehe ihr Nägel auf den Zehen hattet, — er jocht euch wie ein Paar Zugochsen zusammen, auf dass ihr den Krieg einpflüget —

Achilles (förmlich aufjauchzend): Was? Was?

Thersites: Ja, dass du es weißt: Hü, Achilles! Hot, Ajax!

(Und Achilles lacht!)

Ajax (auf den Lästerer zustürzend): Ich werde dir die Zunge ausschneiden!

Thersites: Schad't nichts, ich werde dann ebenso beredt sein, wie du.

Patroklus (hinter den er sich geflüchtet): Nun aber kein Wort weiter, Thersites, Ruhe!

(Er ruft es unwillig, er, der Scherze liebt, muss doch für den Schwächeren Partei nehmen;)

Thersites: Ich werde Ruhe halten, nicht wahr, wenn Achilles Trobdel es mir befiehlt?

(Und Achilles lacht!)

Achilles: Das ist für dich, Patroklus.

Thersites: Ich will euch aufhängen seh'n, ehe ich wieder in eure Zelte komme! Ich will mich zu solchen Leuten halten, die noch Grütze haben, und die Partei der Narren verlassen.

(Thersites ab; und mit welchen Gefühlen betrachten wir nun die Zurückbleibenden? Merkt man nicht, wie uns der Dichter mit Sympathie für Achill erfüllt? Und nun der Scenenschluss, wo er schwer aufathmet und seine Stirne sich verfinstert — so sieht nicht der Übermuth aus, bei dem man erst um Mitleid für sein Volk betteln muss. Ajax will dem Thersites nach, wird jedoch von Achilles zurückgehalten.)

Achilles: Ach lass, dir gieng es um die Kundmachung?

In aller Morgenfrüh' ergeht der Ruf
Zum Kampf mit Hektor, welcher jeden fordert,
Der fechten will für — für —

(Die stolzen Lippen verzerren sich mit einemmale.)

ich weiß nicht was.
's ist dummes Zeug. Leb' wohl.

Ajax: Leb' wohl.

(Aber da er nun mit angenommener Gleichgiltigkeit die Frage nachsendet:)

Wen stellt man ihm zum Kampf?

(da nagt Achill an den Lippen, und etwas Unsicheres, Unausgesprochenes verräth sich in dem Brüten:)

Achilles (nach vorausgegangenem Zögern):

Das weiß ich nicht. — Der Rath entscheidet es,
Sonst wüsste Hektor sicher seinen Mann . . .

(Pause. Er lacht finster. Ab).

Ajax (ingrimmig, verzerrten Gesichtes): Natürlich dich! Ich will doch geh'n, um mehr davon zu hören. (Ebenfalls ab.)

Und nun noch einmal: Besitzt der Kampf mit Hektor nicht doch unendlichen Reiz für den Peliden, und lähmt und bedrückt ihn nicht etwas, was denn doch die schlimme Nachrede nicht verdient? Und siehe, einmal auf dieser Fährte, sehen wir in der Scene nicht mehr ein bloßes Genrebild, sondern eine ernste Fortführung der Handlung: sie zeigt, dass sich dem Ulyss bereits eines der Elemente seines Planes freiwillig darbietet, denn Ajax will sich schlagen, er ist gänzlich Ulysses = reif. Und Achill, wenn wir an ihm die Herzlosigkeit nicht sehen, die man ihm andichtet, dann sagt uns unsere Sympathie, dass auch er sich zu Pflicht und Ehre zurückfinden wird. Und was folgt daraus für die Troër? Nestor überbringt ihnen einen Antrag — einen Antrag, wie ihn der Himmel nur einmal beschert. Und wie werden sie sich entscheiden? Wir harren in banger Erwartung. Wahre dich, Troja, bedenke, was still bei den Griechen sich regt.

Und nun Berathung in Troja. Augenblick des höchsten Triumphes der Schönheit — von ihrer Bewertung hängt die Entscheidung über den Krieg ab. Und dem Dichter schwellen die Ideen; die Schönheit Cressidas führte er bisher stumm vor; nun tritt er offen in die Debatte über Helena und über die Schönheit überhaupt. Was ist es, das uns zu ihren Sclaven macht? Es ist die mangelnde Stählung des Willens und Verstandes, so dass sie wie Kinderknochen nicht genug widerstandsfähig sind. Es ist, als gienge von ihr eine Ansteckung aus, die diesen Willen und Verstand lahmlegt, so dass

das Auge Richter bleibt, das nur für das Äußere Sinn hat und bei seinen Schätzungen auf die innere Artung vergisst. Diese Krankheit, wer kennt sie nicht? Sie ist das der Jugend anhaftende Verhängnis. Shakespeare aber erkennt darin Zug und Motiv einer — man darf auch sagen, seiner Zeit. Und Denker und Menschenbildner, der er ist, macht er diese allgemeine Krankheit junger Völker zum Prüfstein, an dem jede einzelne der handelnden Personen die wahre Art ihres Charakters verräth.

Zweite Scene.

Nun zur Scene selbst. Rathsversammlung in Troja; Schauplatz wie im ersten Acte; Thronsessel und kurulische Stühle vor dem Säulengang des königlichen Palastes. Vor den Tempelstufen sowie dem Platz links Wachen, die das angesammelte Volk zurückdrängen; Priamus, seine Söhne und die Rathsherren treten heraus.

Priamus (mit bebender Stimme — ihn jammert des Verlustes, der dem Sohn droht): Nach soviel Menschen-, Wort- und Zeitverlust
Spricht griech'scherseits noch einmal Nestor so:
Gebt Helena zurück, und allen Schaden
An Ehre, Zeit und Kosten, Müh' und Blut,
An Menschenleben, und was Theures sonst
Heißhungrig der gefräß'ge Krieg uns nahm,
Wir streichen's aus für Helena . . .

(Anschwellender Lärm, freudige Bewegung.)

Was meinst du, Hektor? Sprich!

(Lange Pause; vor Troïlus' Augen dunkelt's; wenn Helena geht, muss auch Cressida zu ihrem bei den Feinden weilenden Vater, dem Verräther, zieh'n. Und nun spricht Hektor vernichtend über die Urheberin des Unheils — per „Sache", per „Ding" spricht er von Helena!)

Hektor: Ob niemals schon den Griechen ich gebebt,
Wenn es um mich nur gieng: doch, theurer Herr,
Ein schwaches Weib, das voll sich sog mit Furcht
Gleich einem Schwamm, ist rascher nicht zur Hand
Mit ihrer Sorge Schrei, als heute ich.
Wer weiß, frag' ich, was folgt? Die Sicherheit,
Zu sichre Sicherheit zerstört das Glück!

Troïlus (lacht).

Hektor (unwillig): Der Zweifel ist's, der stets
Des Weisen Leuchte ist, die treue Sond',
Die bis zum letzten Grund der Übel reicht.
Lasst diese Helena!
Seitdem das Schwert um diese . . . Sache ficht,
Sind unsrer Tausende dahin, an Wert
Ihr jeder gleich. Verloren wir soviel,
Ein . . . Ding zu halten, das nicht unser ist,
Und das, wenn's unser wär', den Zehnten nicht
Wär' wert von uns: wo ist dann der Verstand,
Der uns verbeut, sie auszuliefern?

(Im Volke Bewegung. Hektor weiß, was das Recht fordert, Hektor prüft alles auf seinen innern Wert. Da — etwas Ungeheures: der Knabe, der so komisch schien, braust in zornigem Schmerz auf.)

Troïlus: Pfui!
Wägst Ehr' und Wert du unsres großen Vaters
In einer Schal' mit plumpen Unzen? Willst,
Pfui, pfui, mit Rechenpfennigen durchkrämern
Die maßverschmähende Unendlichkeit,
Und diesen Leib, den ungeheuren, messen,
Den Zollstab in der Hand, so elend klein,
Wie Furcht und Gründe? Pfui, o schäm' dich, pfui!

(Alle wie erstarrt. Die verwegene Jugend lehrt den gewaltigen Hektor, was Ehre!)

Helenus (empört): Kein Wunder, dass du gegen Gründe bellst,
Da du so leer daran! Der Vater soll
Vernunftlos wohl des schweren Amtes Bürde
Verwalten, weil vernunftlos du einher
So sprichst?

(Aber der Knabe lässt sich nicht einschüchtern; was nützt die Predigt, wenn in den Adern das Blut tobt —)

Troïlus: Für Traum und Schlummer, bist du, Priester,
Zum Handschuhfutter nimmst du selbst Vernunft.
Hier deine Gründe, hier: Du weißt, ein Feind

Kann schaden, weißt, gefährlich ist ein Schwert —
Und was gefährlich ist, flieht die Vernunft.
Wen wundert's drum, dass Helenus beim Anblick
Der Griechen und des Schwerts vernünft'ge Schwingen
An seine Fersen schnallt und flieht, wie Merkur
Vor Jovis Zorn, wie ein entgleister Stern?
Schwatzt ihr von Gründen, schließt das Thor und schlaft!
Wir werden krank von diesem klugen Grübeln,
Vor dem der starke Muth zu nichts zerrinnt;
Des Hasen Herz bekämen Mannheit, Ehre,
Von solcher Mast mit Gründen und Vernunft!

(So hämmert er auf die Vernunft los, verhöhnt er die Gründe, nennt Ehre die Unnachgiebigkeit, Feigheit den gerechten Sinn. Da ruft Hektor: Nicht der Ehre, sondern des Wahnsinns Gebot ist's, für Helena zu kämpfen; ihr schätzt sie willkürlich, und nicht nach ihrem inneren Werte, weil euer Wille, durch das Äußere angesteckt, nach ihr verlangt.)

Hektor: Sie ist nicht wert, was sie schon kostet, Bruder!
Troïlus (ungestüm): Ein Ding ist soviel wert, als man es schätzt!
Hektor (aufgebracht): Doch hängt die Schätzung ab nicht vom Belieben!
Die eigne, innere Beschaffenheit
Des Dings bestimmt den Wert — nicht bloß der's schätzt!
's ist toller Götzendienst, den größern Dienst
Zu weih'n dem mindern Gott, und hängt der Wille
Sich sclavisch just an das, was auf ihn wirkt
Wie Ansteckung, ohn' jeden innern Wert,
Dann ist der Wille toll!

(Doch immer, wenn die Einsicht so spricht, spottet die Jugend: Dank für die Lehre, meine guten, gesunden Augen führen mich schon den rechten Weg!)

Troïlus (voll messerscharfen Hohnes): Ich nehm' ein Weib. Die Wahl lenkt sich, wohin
Der Wille zieht — und er entzündet sich
An Aug' und Ohr; und in der klipp'gen Enge
Von Will' und Urtheil sind geschaffen ja

Zum Lotsendienste Aug' und Ohr!
(Höhnisch triumphierend:) Missfällt
Dem Willen drum, was er gewählt, wie doch
Entrinne ich dem Weib, das ich erkor?

(D. h. nicht mein Belieben, sondern mein Auge sagt, hier ist Schönheit, nicht mein Belieben, sondern mein Ohr sagt, die Welt widerhallt von ihrem Ruhm; könnte ich also selbst meinem Willen das Wollen untersagen, wie doch entledige ich mich meiner Sinne, die die Quelle dessen sind, was ich fühlen muss? — Dies gesagt, wirft aber Troïlus die Dialektik beiseite, und bestürmt mit prachtvoller Beredsamkeit das Gedächtnis und das allgemeine Ehrgefühl.)

Troïlus (mit geänderter Stimme, entschieden): Nein, kein Zurück,
kein Ausweg, will in Ehr'
Ich fest besteh'n. Wir geben dem Verkäufer
Die Seide nicht zurück, die wir befleckt;
Wir werfen nicht ins Sieb die Speisenreste,
Weil jetzt wir satt!
(Er lacht kurz, fährt bitter fort:)
Es war euch sehr genehm,
Dass an den Griechen Paris Rache nahm;
Euer voller Beifall schwellte seine Segel!
Und Wind und Meer, die alten Raufer, ruhten
Und dienten ihm, bis zum ersehnten Port . . .
Und statt 'ner alten Frau, die uns geraubt,
Bracht' er die Fürstin, deren Jugendfrische
Apollo welk und bleich das Frühroth macht!

(Bewegung. Alles horcht voll Erstaunen auf den Jüngling, dessen still gereifte Kraft man nicht geahnt. Nur Helenus fährt auf, will sagen, dass in dieser Logik ein Riss ist; die Sinne die letzte Instanz — fort mit der Überlegung, und den Sinnen gefolgt? Allein)

Viele Stimmen (schreien ihn nieder).

Troïlus (fährt fort): Wir nahmen sie — warum? Der
Feind nahm uns
Ein Weib! Und ist sie haltenswert? O Perle,
Die tausend Schiff' und mehr hinaus du lockst,
Zu Schätzesuchern Kronenträger wandelst!

War's klug, dass Paris gieng — ihr müsset es
Gesteh'n, denn alle rieft ihr: Geh! — bracht' edlen Preis
Er heim — ihr müsst's gesteh'n, denn alles klatscht'
Und schrie: Unschätzbar! — weshalb tadelt nun
Der eignen Weisheit Folgen ihr und thut,
Was nie die Laune that, nennt bettelhaft
Das Kleinod, das hoch über Land und Meer
Ihr priest! O höchst gemeiner Diebstahl, dass
Wir stahlen, was wir zu behalten scheu'n!
Wir Diebe, unwert des gestohl'nen Guts,
Wir brachten ihnen in ihr Haus die Schande,
Und steh'n dafür nicht ein im eignen Lande!

(Und gienge jetzt die Frage um, ob Frieden, ob Fortsetzung des Kriegs, die meisten stimmten, bezwungen durch Troïlus, für Helena und Krieg. Aber da ertönen plötzlich außerhalb der Bühne viele Stimmen in aufgeregtem Durcheinander, und aus dem Gewirr, das wie ein böses Omen klingt, löst sich endlich ein Klageton aus.)

Cassandra: Weint, Troër, weint!
Priamus (bestürzt): Welch Lärmen, welch ein Schrei!
Troïlus (lauschend): Wes ist die Stimme? Unsre kranke Schwester?
Cassandra: Weint, Troër!
Hektor: Es ist Cassandra!

(Und wir merken, wie Shakespeare uns die Tragik will ahnen lassen des Einzelnen, wenn er den Sinnen die Führung überläßt, und der Völker, wenn heiße Knabenideale sie bethören. — Cassandra tritt klagend, aufgelösten Haars, aus dem Palaste; mit ihr bestürzte Frauen, die vergebens der Visionärin zureden. Alle weichen von Paris zurück, es bildet sich um ihn eine Leere; nur Troïlus hält trotz des Omens bei ihm aus.)

Hektor (tiefbewegt, Cassandra innig in seine Arme nehmend): Still, Schwester, still!

(Er spricht zu ihr wie zu einem kranken Kinde. Aus seinen Armen sich lösend und ihn erkennend, birgt sie, von lautlosem Schmerz durchschüttert, das edle Haupt an seiner Brust. Dann aber ergießt sich das Leid in Worten und herzzerreißenden Thränen, aber nicht lärmend, mehr für sich als für andere, mit dem Adel der Antike, gebrochenen Lauts.)

Cassandra: Jungfrau'n und Knaben, Männer, welke Greise,
Hilflose Kindheit, die nur weinen kann,
Mehrt meinen Wehruf! Lasst beizeiten uns
Abzahlen von des nah'nden Jammers Schuld!

(Die Frauen weinen.)

Weint, Troër, weint, in Thränen übt die Augen,
Troja muss fallen, Ilium vergeh'n!

(Große Bewegung.)

Paris (will verzweiflungsvoll auf sie zu, um sie zum Schweigen zu bringen.)

Cassandra (ihn erkennend, in leidenschaftlichem Schmerze):
Der Feuerbrand Paris verbrennt uns!
Weint, Troër, weint! O Leid, o Helena!
Weint, Troja brennt! Lasst ab von Helena!

(Die Männer suchen den Paris, die Frauen die Prophetin zu besänftigen; außerordentliche Aufregung — endlich führt man Cassandra zurück in den Palast. Und inmitten der fortbebenden Erregung beginnt der Scene dritter Theil, in der das Unglaublichste gelingt.)

Hektor: Nun, junger Knabe, rührt das Schreckenswort
Der gottergriffnen Schwester etwas nicht
An dein Gewissen, oder ist dein Blut
So toll erhitzt, dass nicht Vernunft, noch Furcht
Vor schlimmem Ausgang solcher schlimmen Sache
Es kälter machen könnte?

(Aber was ist das? Troïlus lacht voller Erbitterung, und spricht, aufs dichteste an Hektor herantretend, mit gedämpfter Stimme, aber rücksichtslos und schwertscharf von soldatischem Muthe:)

Troïlus: O! Bruder Hektor,
Der Handlungen Berechtigung bestimmt
Man anders wohl, als nur nach dem Erfolg,
Noch darf ein Mann den Muth verleugnen, weil
Cassandra toll!

(So der Knabe zu dem von einer bebenden Welt geflohenen Helden, und die Worte „Mann — Muth — verleugnen“ haben durch den lang und tiefdröhnenden Ton eine Gewalt, als stürzte in den Abgrund die Stütze aller Männlichkeit.)

Hektor (fährt, wie von einem Scorpion gestochen, auf).
Alle (erbleichen).
Troïlus (erregt und ohne dessen zu achten). Ihr Irrsinns-
ausbruch sollte
Den Adel dieses Kampfs verringern können,
Drin unser aller Ehr' verstrickt ist, so,
Dass er uns wert sein muss?
(Und er lacht. Aber nun wirft er gleichsam die ganze Sache von sich, was kümmert's ihn schließlich, ob Troja muthig, ob es feig ist?)
Für meinen Theil,
Mich geht die Sache mehr nicht an, als euch,
Und Zeus behüte uns vor solchen Dingen,
Dass etwa durch Beharrlichkeit und Kampf
Wir wehthun, ach! der armen Kranken . . .
(Und nun ruft selbst der Feigling: Ihr wollet Frieden, weil ihr feig seid —)
Paris: Sonst wird die Welt nicht bloß mein Unter-
nehmen,
Auch euren Rath zeih'n der Leichtfertigkeit.
Denn bei den Göttern! Euer voller Beifall
Gab Schwingen meinem Wunsch und schnitt hinweg
Jedwede Furcht beim kühnen Wagestück.
Denn ach, was konnt' mein schwacher Arm allein?
War Eines Mannes Muth denn g'nug zu Schutz
Und Abwehr eines Feinds, den offenbar
Die That aufrütteln musste? Dennoch, Zeus,
Hätt' ich allein das schwere Werk zu thun,
Und hätt' ich nur dem Willen gleich die Macht,
Nicht widerriefe Paris seine That,
Noch wankt' er im Verfolg . . .
(Man lacht; denn freilich, wenn er könnte, würde er allein kämpfen; nur dass er es eben nicht kann, und dass andere in den Tod für ihn gehn.)
Priamus: Paris, du sprichst
In deiner Wonne ganzer Trunkenheit;
Du hast den Honig noch, die Galle wir;
So tapfer sein ist kein sehr großer Ruhm!

(Und alle stimmen zu; welch ein Missverhältnis zwischen Einzelglück und Gemeinunglück! Aber Paris fährt fort:)

Paris: Nicht denk' ich, Herr, der süßen Freuden bloß,
Die solche Schönheit ihrem Eigner bringt;
Den Flecken von dem holden Raub gewischt
Wünscht' ich durch festen, ehrenden Besitz.
Welch ein Verrath an der geraubten Fürstin,
Für eure Würde Schimpf und Schmach für mich,
Gäbt auf Bedingungen des schnöden Zwangs
Ihr den Besitz jetzt auf! Kann es gescheh'n,
Dass so entartete Gesinnung je
Den Eingang fänd' in eure edlen Herzen?
Nicht der gemeinste Mann, dess Herz nicht wallt,
Der 's Schwert nicht zieht für Helena — noch ist
So edel einer, dass sein Leben schlecht
Verbraucht, sein Tod unrühmlich wär' im Kampf
Für Helena! Darum, Herr, mein' ich, ziemt
Der Kampf für sie, der — jeder weiß es ja —
(Hingerissen und mit innigstem Ausdruck.)
Vergleichbar keine auf dem Erdenrund!

(Wie steht also der Kampf? Da Hektor sagte, Helena ist unwert, erwiderten die Jungen, dass sie die Schönheit ist. Dann veränderten sie den Kampfplatz und sagten, Nachgiebigkeit sei Feigheit, und schreckten den Helden mit der Beeinträchtigung seines Ruhms. Und er, was wird er nun sagen? Ist seine Einsicht zu beugen, oder führt er sein Volk willensstark zu den Bedingungen der Selbsterhaltung zurück?... Doch weg mit dem Zweifel! Er, er ist unbeugsam. Dem Ich, den Begierden, den Sinnen, sagt er, ist die Jugend unterthänig — wir, die Führer, deren Blut kälter ist, gehorchen dem Urtheil und der Sittenpflicht. Dies hat die Citierung der aristotelischen Moralphilosophie im Original des Dramas zu bedeuten; denn ach, was predigst du der Jugend Weisheit? Dies ist ja die Tragik, dass ihr tobend Blut alle Einsicht übertäubt!)

Hektor (bitter lachend, abgewandten Gesichtes): Gesprochen habt ihr gut, an Fall und Frage
Genug den Witz geübt — nur oberflächlich!
Gleich jungen Philosophen, deren Blut
Nun einmal nicht begreift die Sittenpflicht!

(Und er spricht mit einer Bewegung, als ob er den Schleier wegrisse von der Niedrigkeit der Motive:)

Die Gründe, die ihr nanntet, dienen mehr
Der heißen Wallung des erregten Bluts,
Als frei zu unterscheiden zwischen Recht
Und Unrecht; denn Genuss und Rachegier
Sind tauber noch als Nattern für die Mahnung
Gewissenhaften Rechts! —

(Und während ihr vorgebet, für die Ehre zu kämpfen, handelt es sich euch um die Schönheit, nach der eure Begierde verlangt.)

Natur begehrt,
Dass man die Schuld dem Eigner zahle. Nun,
Was ist in aller Menschheit eigener,
Als wie das Weib dem Mann? Wird dies Natur-
Gesetz durch Liebe oder durch den Trotz
Von starken und dem eignen Starrsinn nicht
Gebietenden Naturen nun verletzt,

(Er sieht dabei auf Paris, der liebt, auf Troïlus, der starrsinnig trotzt,)

Dann hat ein jeglich wohlgeordnet Volk
Sein Recht zur Züglung derlei wüthender
Begier, die in Empörung nichts verschont!
Ist Helena drum des Spartaners Weib,
Wie sie's gewiss doch ist, so spricht Natur,
Spricht laut der Völker Sittenrecht: Zurück
Mit ihr! Beharrlichkeit im Unrecht macht
Das Unrecht nicht geringer, sondern nur
Weit schwerer noch! Dies Hektors Meinung, wenn
Ihr nach dem Rechte fragt!

(— Und nicht wahr, Friede ist wieder auf Erden, stärker als das Blut ist das Urtheil, Hektor bestimmt nicht fremdes Lob oder Tadel, sondern die Nothwendigkeit, das Heil des Volkes, das Recht?... Aber nein, er stockt; etwas durchschüttert ihn — man sieht ihn kämpfen, überlegen, und da nun Troïlus schrill auflacht und wegstürmen will, hält ihn Hektor mit einer Handbewegung zurück...)

Und doch, und doch,
Ihr muth'gen Brüder, neig' ich mich zu euch,
In dem Entschluss, Helena festzuhalten —

(Und er verkündet es gleich selber, was ihn bewegt. Denn während ihn Jauchzen umtost und hundert Menschen ihn umdrängen, ruft er:)

Zu große Folgen hängen an der Sache,
Des einzelnen wie der Gesammtheit Ruhm!

(Und nun Freude ohne Maßen; am seligsten ist Troïlus, der Knabe.)

Troïlus: Du triffst die Seele unsrer Meinung ja!
Wär's nicht der Ruhm, der uns viel theurer ist,
Als die Befried'gung welcher Seufzerlaunen,
Ich wollte keinen Tropfen Troërblut
Mehr für sie fließen seh'n!

(Und ist das wahr? Zitterte er nicht vielmehr, wenn Frieden ward, Cressida zu verlieren?)

Doch, edler Hektor,
Sie ist die Frage uns von Ehr' und Ruhm,
Ein Sporn zu tapfern und hochherz'gen Thaten,
Die heut die Feinde muthig niederwerfen,
Und später einst Verklärung sind und Ruhm!

(Und nun reden sie alle von Ruhm, von dem, was andere über unseren Muth sagen, von dem Lob, nach dem das Ohr dürstet und das so schmeichlerisch klingt.)

So sicher wusst' ich's, unser Hektor tauscht
Die reiche Aussicht auf Unsterblichkeit,
Die lächelnd diesen Krieg umschwebt, nicht für
Die Schätze einer Welt!

(Und Hektor stimmt bei; kaum hört das Ohr die Rede von Muth und Feigheit, so überlässt man ihm die Führung.)

Hektor: Ihr tapfern Sprossen
Des großen Priamus, ich stimm' euch bei!

(Und damit man nur ja nicht schlecht von ihm denke, erzählt er, was er gethan, indes man ihn friedliebend geglaubt.)

Schon sandt' ich eine Fordrung — eine deutliche! —
Den trägen und entzweiten Feinden zu,
Die wird ein wenig rütteln an dem Schlaf!

(Jauchzende Rufe; Troïlus umfängt ihn selig.)

Ihr großer Feldherr, sagt man, schlief jetzt ein,

Und Meuterei schleicht durch das ganze Heer —

(Stark, mit gewollter Schärfe):

Dies, mein' ich, wird ihn — aufwecken!

Und alle lachen; das Volk, die große Herde, geberdet sich glücklich, und Troïlus, der das Verderben rief, glaubt jetzt das Ruhm- und Liebesideal in Sicherheit. Und was ist geschehen? Ein einzig Wort, das Hektor vernahm, stieß alle Einsicht von dem Throne; Hektor ist dem Ohre unterthan, und mit all seiner Urtheilskraft doch nur ein Sinnenmensch.

... Und nun wieder ein Blick in die Werkstatt des Dichters. Nachdem wir nämlich wissen, wie Hektor sich entscheidet, entsteht die Frage, wie Achill sich benehmen wird? Darum eine Parallelscene, in welcher Achill unerbittlich zu sein scheint. Damit aber unsere Sympathie für ihn angesichts dieses Eindruckes nicht gänzlich entschwinde, darum befestigt zunächst der Dichter unsere Gefühle für ihn und stellt sie sicher gegen die drohende Anfechtung. — Frägt man aber, wozu diese dilatorischen Künste, da doch Achill gleich nachgeben kann, in welchem Fall ihm unsere Sympathien ja noch sicherer wären, so ist die Antwort, dass eben die Nachgiebigkeit im gegenwärtigen Augenblick die Hauptsache, das Mitleid mit Troïlus, beeinträchtigen würde. Denn nachgeben heißt in den Kampf zurückkehren, und wie wahnwitzig schiene es, wenn Troïlus angesichts einer solchen Thatsache in Sicherheit sich wiegte — während er jetzt die vom Blute genarrte Jugend darstellt, die von höchstem Glücke träumt, weil sie nicht ahnt und nicht zu ahnen vermag, dass das Verderben so nah.

Dritte Scene.

Also griechisches Lager vor Achilles' Zelte, und Thersites erscheint, der nach erhaltenen Schlägen seine Herrschaft, den Ajax, verließ. Und der freie Grieche, der Miteroberer, sitzt auf dem Bündel seiner Habseligkeiten, und hält in verrauchendem Zorn Raths mit sich selbst.

Thersites: Wie nun, Thersites, ganz verloren im Labyrinth deines Grimms? Soll der Elephant Ajax so davonkommen? Er schlägt mich und ich schimpfe ihn — o würdige Genugthuung! Zum Henker, ich wollt', es wäre anders, ich könnte ihn schlagen und er schimpfte mich ... O, ich muss lernen Teufel beschwören, um nur irgendeine Frucht meiner grimmigen Verwünschungen zu seh'n.

(Pause.)

Nun, hier ist noch Achill!

(Die Augen funkeln, die erhobene Hand droht, denn vor Achill vergeht dein Stolz, du plumpes, salaminisches Nichts! — Aber er wird wieder misſsmuthig, denn dieser Achilles, was treibt er?)

Auch ein seltener Mauernzerstörer; wenn Troja nicht eher genommen wird, als bis diese beiden es unterminieren, dann werden die Wälle steh'n, bis sie von selber fallen. . . . O du großer Donnerschleuderer des Olymp, du sollst nicht Jupiter, der Götterkönig, mehr sein, und du, Merkur, verlier alle Schlangenkraft deines Stabes, wenn ihr ihnen nicht das kleine, kleine, kleine Körnchen Verstandes nehmt, das sie haben, und wovon die kurzarmige Unwissenheit selbst weiß, wie äußerst geringfügig es ist, so dass es eine Fliege aus der Umarmung einer Spinne nicht retten kann, ohne gleich das breite Schlachtschwert zu zieh'n und loszuhau'n auf das Gewebe!

(Und er parodiert mit der schwer sich hebenden, schwer wieder sinkenden Hand die heroische Bewegung. Dann kurzes Sinnen und Fluch, und Abschüttelung aller Bedenken —)

Und darnach Rache auf das ganze Lager, oder besser noch die Gicht, denn das ist, mein' ich, der gebührende Fluch für die, die um einen Weiberrock Krieg führen. — Ich habe meine Gebete hergesagt und Bosheit, die Teufelin, sage Amen! . . . Ach was! He holla! Lord Achilles!

(Und er klopft mit dem Knauf seines eingerosteten Schwertes an die Thür. Von so unwiderstehlicher Komik ist aber der Anblick des das Bündel schulternden und der Bequemlichkeit halber mit Helm und Schwert angethanen Lumpen, dass der öffnende Patroklus hellauf zu lachen beginnt.)

Patroklus: Wer ist da — Thersites? Guter Thersites, komm' herein und schimpfe!

Thersites (scheinbar überrascht, statt des Achill den Patroklus, auf den er nicht vorbereitet ist, zu gewahren): Hätte mir einfallen können, an eine schlecht vergoldete falsche Münze zu denken, du wärest meiner Erwartung nicht entgangen; aber es macht nichts,

(d. h. ich kann dich schon aus dem Stegreif beschimpfen;)

dich selbst wünsche ich dir an den Hals. Der gemeinsame Fluch der Menschheit, Thorheit und Unwissenheit, sei dein

in vollem Maße — der Himmel bewahre dich vor einem Hofmeister und Unterricht komme dir nicht zu nahe. Lass dein Blut dich bis an deinen Tod leiten, und wenn dann die Leichenfrau sagt, du seiest eine schöne Leiche, so will ich über und über schwören, sie habe nie andere als Lazarusse im Sterbekittel gesehen —

(Pause. Er ist ungemein sanft. Dann Ansatz, wie wenn noch etwas nachkäme; und dann umso überraschender das nun folgende kurze:)

Amen! — Wo ist Achill?

Patroklus (lachend): Was, war das eine Andacht, ein fromm Gebet?

Thersites: Ja, und der Himmel erhöre mich!

Achilles (im Zelte): Wer ist da?

Patroklus: Thersites, Herr.

Achilles (rasch herauskommend): Wo, wo? Bist du da? Ach mein Käse, meine Verdauung, warum bist du bei so vielen Mahlzeiten nicht auf meinem Tisch erschienen? Komm, was ist Agamemnon?

(Und nun wird sie natürlich losgehen, die Lästerung, von der man sich bei den Griechen erzählt? Aber Thersites antwortet mit einem kurzen Worte:)

Thersites: Dein Herr, Achilles. Also sag', Patroklus, was ist Achilles?

Patroklus: Dein Herr, Thersites. Nun sag', ich bitte, was bist du selbst?

Thersites: Dein Kenner, Patroklus. Und sprich nun also, was bist denn du?

Patroklus: Sag' du's, da du es weißt.

Thersites (wehrt ab).

Achilles: Nein, sag', sag'.

Thersites: Ich will die ganze Sache hersagen. Agamemnon befiehlt dem Achilles, Achilles ist mein Herr, ich bin der Kenner des Patroklus, und Patroklus — ist ein Narr.

Patroklus: Du Schurke!

Thersites: Still, Narr, ich bin noch nicht fertig.

Achilles: Er hat das Privilegium. Fahr' fort, Thersit.
(Und wo bleibt die freche Lästerung?)

Thersites: Agamemnon ist ein Narr, Achilles ist ein Narr, Thersites ist ein Narr, und, wie gesagt, Patroklus ist ein Narr.

Achilles: Beweise das, frisch.

Thersites: Agamemnon ist ein Narr, dass er dem Achilles befehlen will, Achilles ist ein Narr, dass er sich von Agamemnon befehlen läßt, Thersites ist ein Narr, dass er einem solchen Narren dient, und Patroklus — ist ein Narr schlechthin.

Patroklus: Warum bin ich ein Narr?

Thersites: Die Frage richt' an deinen Schöpfer, mir genügt, dass du es bist.

(Und wo ist also Achill, der Lästerer, der freche Sir Muth, der Berserker? Nein, wir sehen zum zweitenmale, dass er dem von ihm entworfenen Bilde nicht gleicht, und abermals wird das Urtheil über seine Unthätigkeit in Schwebe gehalten. Er lacht, liebt den Witz, und ist selbst voll kühner Anmuth des Geistes — ja, sowie er hier ist, gemahnt er an den Mann, der die Leier hält mit dem silbernen Stege. Aber da reißt die Saite, in der Ferne werden die Fürsten sichtbar — und nun soll er wohl erklären, warum er nicht in den Kampf will? Aber wenn er dies thäte, dann würden wir sagen, dass seine Gründe den Verrath am Volke nicht rechtfertigen und sofort würde die Stimme in uns sagen, dass dieser königliche Mann auf seinem trostlosen Vorhaben nicht beharren kann. O, früher oder später findet er sich zurück, denn Achill ist edel!.. Und mit all dieser unserer wunderschönen Empfindung wäre das Wichtigste, worum es dem Dichter geht, der Glaube an die Entschuldbarkeit Trojas und das Mitleid mit Troïlus gefährdet! Und weil dies nicht geschehen darf, darum Enthaltsamkeit und wieder Enthaltsamkeit, und alles, nur keine Auseinandersetzung Achills mit den Fürsten! Und noch mehr, in keiner wie immer gearteten Weise sollen wir etwas von seinen Beweggründen erfahren und darum auch kein Achilles-Monolog... Aber welche Situation ist das dann, welche Aufgabe für den Erfindungsgeist eines Dichters! Man denke nur, Achill soll unerbittlich scheinen und dabei gar nichts sagen oder thun, was ein Ausfluss der Unerbittlichkeit ist! Und was thut Shakespeare? Nun, sehr einfach!)

Seht, wer da kommt!

Achilles (auffahrend): Patroklus, ich will mit niemandem sprechen — komm' herein, Thersites!

(Und der Dichter läßt ihn ins Zelt enteilen, und euch herumrathen, ob dies erbleichende Flucht ist oder Trotz... Uns, die wir ihn lieben, schien es das erstere, dem Thersites scheint es maßloser Hochmuth; aber mit wonnevoller Schadenfreude sieht er den Vorgang und jubelt, daß die Fürsten vergebens antichambrieren.)

Thersites: Ist das eine Lumperei, Büberei und Gaukelei, und der ganze Grund davon ein Hahnrei und eine Dirne. Ein schöner Zankapfel, um deshalb Eifersuchtskriege anzuspinnen und sich zu Tode zu bluten! Nun, ein schlimmer Aussatz falle auf die ganze Geschichte, und die Liederlichkeit möge alle verderben —

(— So Thersites, der kurz zuvor noch für den Krieg war, und er geht freudig dem Achill ins Zelt nach. Und rasch wie der Blitz nun die mächtig hervorbrechende Empörung:)

Agamemnon (zornbebend): Wo ist Achill?
Patroklus: In seinem Zelt, doch unwohl, mein Fürst.
Agamemnon: Geh, sag' ihm, daß wir hier sind; unsre Boten
Missachtet er, und sehr vergeben wir
Nun unsrem Rang, indem wir doch hier steh'n!
(Mit gesteigertem Zorn, da Patroklus zu gehorchen zögert:)
Sag's ihm nur so, damit er ja nicht glaube,
Wir zögerten, ihn an den Rang zu mahnen,
Der unser ist; noch weiß ich, wer ich bin!
Patroklus (erbleichend — wann ward je zu Achill so geredet?): Ich will's ihm sagen . . .
Ulyss (ihm nachrufend): Und, daß wir ihn selbst
Am Eingang hier geseh'n; er ist nicht krank!

(Und sind sie im Recht nicht? Was wir seh'n, kann selbst die Sympathie nimmer leugnen. Aber nun gibt es uns plötzlich einen Stich — und begreift man noch immer nicht, was Ajax hier soll?)

Ajax: O ja, löwenkrank, krank in seinem stolzen Herzen; ihr könnt es Geistesumnachtung nennen, wenn ihr von dem Mann höflich reden wollt, aber bei meinem Haupte, es ist Stolz — doch worauf? worauf?

(Ja, Philister über dir, Samson; der stupide Zwillingsbruder des Thersit tritt gegen Achill auf; in einer Weise, dass die Fürsten selber darob erbittert und empört sind —)

Diomed (leise): Der lump'ge Schuft!

Ajax: Lasst uns doch einen Grund seh'n! (Zu Agamemnon:) Auf ein Wort, mein Fürst!

Nestor: Was reizt den Ajax so gegen ihn zu bellen?

Ulyss: Achill hat ihm seinen Narren abspenstig gemacht.

Nestor: Wen, den Thersites? Sehr gut! Ein starkes Bündnis, das ein Narr trennen konnte!

(Aber da kommt Patroklus zurück, und bringt zur Antwort wirklich bittersten Hohn.)

Ulyss: Da kommt Patroklus. Natürlich kein Achilles mit. Der Elephant hat Gelenke, aber nicht für die Höflichkeit, Beine für das eigene Bedürfnis, aber keine zum Verbeugen —

Patroklus: Achilles sagt, es thu' ihm herzlich leid,
Wenn etwas mehr als bloßer Zeitvertreib
Euer Hoheit und den edlen Hofstaat hier
Zu ihm geführt. Er hofft, es ist sonst nichts,
Als der Gesundheit und Verdauung wegen
Ein Nachmittags-Spaziergang —

(Aber da erträgt es Agamemnon nicht länger, und er, der von der Kritik ebenfalls zu den Caricaturen Gerechnete, bricht nun mit gar sehr packender Entrüstung hervor:)

Agamemnon: Man kennt, Patroklus, kennt bereits die Weise!
Wie jäh und hohnbeschwingt sein Ausfall kam,
Wir fangen ihn, er wird uns nicht entgeh'n!
Sein sind Verdienste, wohl, und Gründe, wohl,
Warum man's zugesteht; doch äußert er
Die Tugenden sehr wenig tugendlich,
In unsern Augen schwindet schon ihr Glanz!
Ja, schöne Frucht in eklem Napf läßt man
Verfaulen!

Patroklus (will ihn todtenbleich unterbrechen).

Agamemnon (herrisch): Geh! Geh, sag, wir warten hier;
Du wirst nicht sündigen, wenn du ihm sagst,
Wir halten ihn für unter-ehrenhaft
Und über-stolz, an Überhebung größer
Als an Verdienst. Muss etwa Würdigkeit
Der wüstesten Befremdlichkeit hier dienen,
Befehl und heil'ge Macht zu zeigen fürchten,
Und rücksichtsvoll nur unterschreiben, was
Die Laune dort befiehlt? Und ja nur lauschen
Den Mondeswechseln seiner mürr'schen Grillen,
Der Ebbe jetzt, der Flut, als hieng' der Lauf
Und Fortgang dieses Kriegs von ihm nur ab?

(Bewegung; Patroklus ist bestürzt; nie träumte ihm, dass solche Verurtheilung möglich; doch Agamemnon — wo ist hier Lächerlichkeit und Abwesenheit der Würde? — fährt in dem Strafgericht unerbittlich fort:)

Ja, sag's ihm nur, und eines noch dazu:
Dass, wenn er seinen Wert so überschätzt,
Wir auf ihn ganz verzichten! Liegt er da
Gleich einer unbeweglichen Maschine,
So bleib' er, wo er liegt, mit dem Vermerk:
„Lasst geh'n, vorbei, dies rührt sich nicht vom Fleck!"
Der Riese schläft? Gut, wir begnügen uns
Mit Zwergen, wenn sie rührig sind!

(Die Fürsten wenden sich zum Gehen.)

Patroklus (aufgeregt): Ich werd' Euch unverzüglich Antwort bringen.

Agamemnon: Antwort aus dritter Hand genügt uns nicht,
Ihn selbst zu sprechen warteten wir hier!

Patroklus (ab).

Ulysses: So recht. Nun geht. Ich will zu ihm hinein.

(Dem Patroklus nach ins Zelt.)

(Und wir? Schon hat uns der mächtige Agamemnon gefangen; was wir da sahen, hat ja alles überzeugende Kraft! Da tritt Ajax hervor — Shakespeares Genie ist unerschöpflich — und zieht uns durch empörenden Schimpf wieder auf die Seite Achills zurück.)

Ajax (aufgeregt): Was ist er mehr als ein anderer?

Agamemnon (ebenso): Nichts wahrlich, als was er sich zu sein einbildet.

Ajax: Als ob gar soviel an ihm wäre! Bildet er sich nicht ein, etwas Besseres zu sein als ich?

Agamemnon: So ist's.

Ajax: Und unterschreibt Ihr seine Meinung?

Agamemnon: Nein, Ajax, andere sind ebenso stark, ebenso tapfer, nicht minder edel, viel höflicher. Und gesitteter auch, umgänglicher!

(Agamemnon spricht es erregt, in fortdauerndem Zorn. Ajax aber bricht nun los und der grelle Neid wüthet schmählich:)

Ajax: Gieng' ich zu ihm, ich schlüg' ins Angesicht
Ihm mit der Eisenfaust!

Agamemnon (hastig): Nein, bleib, du darfst nicht geh'n.

Ajax: Ist gegen mich er stolz, rupf' ich den Stolz ihm!
Lasst mich!

Diomedes: Unerträglich!

Ajax: Weiß er nicht, wie man mit Menschen umgeht? Ich werde seiner Laune zur Ader lassen. Dächten alle sowie ich, er käm' nicht so weg und sollt' erst Schwerter kosten. Soll der Stolz den Sieg davontragen? Nein, lasst mich, ich will ihn kneten und geschmeidig machen. (Man hält ihn zurück.)

Diomedes (erbittert): Ihn so zu schmäh'n!

Ajax: Wie kann ein Mensch stolz sein? Wie entsteht der Stolz? Ich begreife den Stolz nicht, wie Krötenbrut hass' ich den Stolz. Uns so an der Nase zu führen! Ich wollt', er wär' ein Trojaner!

Nestor: Wie er sich selbst beschreibt!

Diomedes: 's ist unerträglich! Der lump'ge Schuft!

(Und so discreditiert Ajax alles, wofür er eintritt, und erhöht alles, was er schmäht. Und da sieht man nun auch, warum der Dichter die homerische Ajaxgestalt noch mehr erniedrigt: sein Schimpf richtet die beklommene Sympathie für Achill in uns wieder auf. Aber was hilft es, Ulyss tritt aus dem Zelt, er, auf dessen Urtheil wir schwören, und was bringt er?)

Ulyss: Nicht will Achilles morgen in den Kampf . . .
(Nach einer Pause:)
Nun, seid ihr kleinmüthig? Den stolzen Herrn,
Der seinen Hochmuth brät' im eignen Fett,
Und seinen Sinn verschließt für jedes Ding
Der Außenwelt, wenn es nicht um ihn selbst
Sich dreht und seine Glorie wiederkäut,
Ihr könnt ihn nicht entbehren? — Kommt, ihr Herr'n,
Zum Rath, zum Rath! 's gibt andre Männer noch!
Ein ganzer Held muss morgen in das Feld —
Hier Ajax unser Mann — ein ganzer Held!

So ruft er, und mit ihm die anderen — Achill ist also doch gerichtet — allgemein ist die Verdammung des Unthätigen. Aber wie nun Ajax als Triumphator hinausschreitet, schreit es in uns auf: Es kann nicht sein! Die empörende Würdelosigkeit sollte sich brüsten, Achill sollte einer Unmenschlichkeit fähig, Ajax der Bessere sein? Ja, dass die Sympathie sich rege, ist eine der wichtigsten Sorgen des Dichters; sie spricht, wo er schweigen und geheimhalten muss und eilt den Enthüllungen voraus .... Aber nun die Zurufe der Fürsten verbraust sind, ist es klar, dass ihr Muth zum Theil Prahlerei ist, denn fürs Erste scheint ja Achill jetzt ganz verloren, und einen Hektor besiegt man nicht so leicht. Und so gelang also dem Dichter sein Plan: wir können nicht glauben, dass Achill sein Volk verrathe, und doch auch verdammen wir Troïlus nicht, weil er die Fortsetzung des Krieges erzwang. Nein, wir verdammen Troja ob der Opfer nicht, die es der Schönheit gebracht hat, und auch ob der Freude nicht, die seine Straßen durchzieht, denn die Freude geht um. Von Bacchanten umrauscht erscheint die blutentstiegene Venus; seht, da ist sie mit den nie alternden Liebesgedanken und der die Nacht durchleuchtenden Wonneseligkeit.

Dritter Act.

Erste Scene.

Mondnacht; Straße vor Pandarus' Hause; aus der Ferne Musik. Läufer verkünden das Nahen der Gebenedeiten — da erscheint der graue Edelmann und streitet mit dem erstenbesten über die Reize der eigenen Nichte herum.

Pandarus: Heda, junger Freund, dienst du nicht dem jungen Prinzen Paris?

Diener: Ja, Herr.

Pandarus: Du dienst einem edlen Herrn, den ich durchaus loben muss. Du kennst mich, nicht wahr? Ich bin Edelmann, der Edelmann Pandarus. Was ist das dort für eine Musik, kennst du die Spielleute?

Diener: Vollkommen, Herr.

Pandarus: Für wen spielen sie?

Diener: Für die Zuhörer, sollt' ich meinen.

Pandarus: Ich meine, wer sie unterhält?

Diener: Ach so; ich meine, sie unterhalten sich selbst. Und auch mich, muss ich sagen.

Pandarus: Ach, geh weg. Nicht unterhält — bezahlt; ich sage, bezahlt.

Diener: Bezahlen? Was soll ich bezahlen, Herr?

Pandarus: Mein Lieber, wir verstehen einander nicht. Ich bin zu höflich und du bist zu witzig. Ich frage, auf wessen Befehl die Leute spielen.

Diener: Das, Herr, ist etwas anderes, das war verständlich. Nun, Herr, auf Paris, meines Herrn, Befehl, der in Person daherkommt — und mit ihm die irdische Venus, das Herzblut der Schönheit, der Liebe unsichtbare Seele —

Pandarus: Wer, meine Nichte Cressida?

(Und nun wird der Abgott eines fürstlichen Herzens profaniert.)

Diener (verblüfft): Nein, Herr, Helena! Konntet Ihr das nicht an den Beinamen errathen?

Pandarus (erzürnt): Es scheint, Bursche, du hast das Fräulein Cressida noch nicht geseh'n?

(. . . Doch da kommt der Zug des Prinzenpaars in Sicht und verständlicher werden die Rhythmen des Chores — erhebet Anklage wegen des Anachronismus! — ein Lied von Anakreon.)

Chor: (noch ferne): Gleich der weißen Alge schaukelnd
Auf des sanftergoss'nen Meeres
Fläche gleitet sie einher, und
In die Flut gelehnet trennt sie

Vor sich her den Schwall der Wasser.

(Singende Stimmen, silberne Instrumente — Asiens Zaubermond über der traumgewordenen Erde — dunklere Fackeln, thyrsusschwingende Menschen, und näher kommend singt der)

Chor: Über ihrem ros'gen Busen,
Unter ihrem zarten Halse
Theilt sich eine große Woge —
Mitten in des heitern Meeres
Furche glänzt Kythereia.

(Es ist das Lied von der meerschaumgebornen Venus. Pandarus will vor, der Diener sucht ihn zurückzuhalten.)

Pandarus: Ich komme vom Prinzen Troïlus, um mit Paris zu sprechen.

Chor: Ob dem Silber aber wiegen
Sich auf tanzenden Delphinen
Nymphen und Sirenen, tückisch
Lachend zu der Menschen Thorheit.
Und ein Heer gekrümmter Fische
Überschlägt sich in den Wellen,
Scherzet um den Leib der Göttin,
Wo sie hin mit Lächeln schwimmt.

Pandarus: Ich muss ihn hier auf der Straße überfallen, 's ist ein siedend heißes Geschäft.

Diener: Ein gesottenes Geschäft? Das ist eine geschmorte Redensart, wahrhaftig!

Pandarus: (sich losreißend, unter Bücklingen): Werter Prinz, werter Prinz —

(Und die Musik verstummt, und der Alte grüßt mit süßestem Gruße.)

Der Himmel sei mit Euch, gnädigster Prinz, und mit dieser Eurer schönen Begleitung. Schöne Wünsche in jedem schönen Maße seien allerwegen Euer Geleit, besonders das Eure, schöne Königin. Schöne Gedanken seien Euer schönes Pfühl.

Helena (lachend): Schöner Herr, Ihr seid ja übervoll der schönen Worte!

Pandarus (kichernd und trippelnd): Süße Königin, Ihr scherzet

allerliebst. Nein, wirklich, Ihr hattet da eine allerliebste Melodie, werter Prinz!

Paris: Und Ihr habt sie entzweigerissen. Aber bei meinem Leben, Ihr sollt sie zusammenflicken und wieder ganz machen. Lenchen, er steckt voller Harmonie! Rasch mit einem Stück her, das Ihr uns vortragt!

(Jubelrufe. Alles perlt und quirlt, all das Reden und Lachen wirbelt nur so durcheinander. Helena ergreift eine Laute und zwingt sie dem sich Sträubenden in die Hand.)

Pandarus: Nein, gnädige Frau, wirklich nicht!

Paris: Ausflüchte, Ausflüchte, das thut er nur so!

Pandarus: Die Stimme, Königin — rauh, ganz misstönig — Wirklich, Königin, ich habe ein Geschäft mit dem gnädigen Herrn — Prinz, wollt Ihr mir ein Wort erlauben?

Helena: Nein, damit kommst du uns nicht davon; wir wollen dich singen hören, unwiderruflich!

Pandarus: Sehr gut, Ihr beliebt zu scherzen, süße Königin. Doch es ist wirklich so, mein Prinz: dein Bruder Troïlus, mein höchstgeehrter Herr und theurer Freund —

Helena: Mein lieber Herr Pandarus, höchstgeehrter Herr und honigsüßer Greis!

(Und nun ist sie der Schelm, der in silbernen Tönen drollig droht und lacht; sie läßt ihn nicht ausreden und trippelt ihm nach —)

Pandarus (kichernd): Lass' das, süße Königin, lass' das —

(Sie copiert sein Kopfschütteln und zieht ihn von Paris hinweg — Homers Helena, die nichts Komisches sehen kann, ohne es zu parodieren. Der Alte aber flüstert weiter:)

— empfiehlt sich dir aufs verbindlichste —

Helena: Du darfst uns nicht um unsere Melodie bringen; thust du's, so falle unsere Schwermuth auf dein Haupt.

Pandarus: Süße Königin, süße Königin, fürwahr, das ist eine süße Königin!

Helena: Und eine süße Königin ärgern ist eine bittere Kränkung.

Pandarus: Nein, das hilft dir nichts, nein, nein, das verfängt nicht bei mir — (flüsternd): und er bittet dich, Prinz, ihn zu entschuldigen, wenn der König bei der Abendmahlzeit nach ihm fragen sollte . . .

Paris (betroffen, ebenfalls flüsternd): Was ist denn los? was geht denn vor?

Helena: (beleidigt: Mein Herr Pandarus!

Paris: (wie oben): Wo ist er denn heut nachts?

(Und hier ist der Punkt, wo ein heilig Geheimnis zur Schlüpfrigkeit entwürdigt wird und die Bacchantenscene wieder in den Ernst des Gedichtes mündet.)

Pandarus: Was sagt meine Königin, meine sehr, sehr süße Königin? (Hastig zu Paris:) Du darfst nicht wissen, wo er speist, meine Nichte würde böse über dich werden.

(So ist denn alles verrathen. In welcher Stimmung werden sie des Bruders, der ihnen heut ihr Glück rettete, gedenken? Paris ist hocherstaunt und zieht den Alten beiseite:)

Paris: Ha! . . . ich wette mein Leben . . . er ist doch nicht bei meiner kleinen Feindin Cressida?

Pandarus: Ach, was Euch einfällt, ganz und gar nicht. Eure kleine Feindin ist krank. Wie kommt Ihr auf Cressida?

Paris: Oho, ich wittre schon!

Pandarus: Ihr wittert? Was wittert Ihr? Kommt, kommt, gebt mir ein Instrument. Nun denn, süße Königin . . .

(Allein Helena hat das Wort Cressida gehört, und tritt, die Eifersüchtige spielend, zwischen ihren Mann und den Alten.)

Helena: Ei, mein Herr, das ist ja ungemein artig verhandelt.

Pandarus: Ja, ja, meine Nichte ist schrecklich verliebt in etwas, was Ihr habt, süße Königin!

Helena (von Paris in die Arme gezogen, lachend): Sie soll alles haben, Verehrtester, wenn es nur mein Gemahl Paris nicht ist.

Pandarus: Er, nein. Es fällt ihr nicht ein. Sie zwei machen schon selber zwei aus.

(Und in diesem Augenblick raunt Paris der Gattin die Neuigkeit von Troïlus ins Ohr, und sie streichelt den Alten, fleht mit gefalteten Händen um Mittheilungen.)

Kommt, kommt, ich will nichts mehr davon hören, nein, nichts mehr. — Ein neues Liedchen also will ich Euch singen, ja, oder nein?

(Und nach der Entweihung heißer Übermuth und furchtbarste Ironie: früher mit einem Greise tändelnd, jetzt gepricket von Liebesgedanken, und bacchantisch auflachend ruft)

Helena: Ja, sing, und ich bitte dich, lass' es ein Liebeslied sein. O Cupido, Cupido, Cupido, die Liebe wird uns noch alle verderben!

(Und so wird jauchzend von der Verursacherin des Krieges das schaudernde Ende prophezeit, und zwar gerade, da man von Troïlus' Liebe sprach, um deren Willen der Krieg fortgesetzt ward .... Und wir? Nein, wir rechten nicht weiter mit den Augen unserer Ästhetik, mit ihren Unthaten gegenüber diesem Gedichte, mit dem Unverstand, der Shakespeares Schönheit und Homers furchtbaren Ernst nicht sah. Furchtbare Macht der Wahrheit, du grollst hinter all dem Gelächter; durch dich wird der Inhalt dieser Scenen unermeslich — sie werden zur Richtstätte für den troïschen Geist... Doch weiter; der Kreis schließt sich enger; alle Stimmen prestissimo und durcheinander auf dem Rücken des mitjubelnden Chors.)

Pandarus: Liebe? Das will ich ja eben!

Paris: Ja Liebe, Liebe, nichts als Liebe!

Pandarus: Nein, so was! Prinz, gerade so ähnlich beginnt ja mein Lied!

(Und er stimmt, und singt, im Gegensatz zum früheren sein Lied — das Bänkelsängerlied von der Liebe:)

Liebe, Liebe, üb'rall nichts als Liebe;
Selbst Hirsch und Reh
Trifft, Liebe, dein Weh.
Doch sitzt auch dein Stich,
Wir sterben ja nicht,
Ja, süß ist die Wunde, o Liebe!

Schmerzen, Schmerzen, ach welch große Schmerzen!
Ach, ich vergeh' vor Qual und Weh! —

Da plötzlich wird aus dem Weh
Ein reizendes Hahahe;
Erst seufzt man: o, o, ach,
Dann folgt das bleib, bleib! nach —
Süß sind deine Wunden, o Liebe!
(Und muss der Erklärer noch weiter schildern?)

Helena: Verliebt, wahrhaftig, bis an die Nasenspitze!

Paris: Er isst nichts als Tauben, Liebchen, und das zeugt hitziges Blut, und hitziges Blut bringt hitzige Gedanken, hitzige Gedanken hitzige Thaten, und hitzige Thaten sind Liebe.

Pandarus: Ist dies der Stammbaum der Liebe, hitziges Blut, hitzige Gedanken, hitzige Thaten? Ei, das sind Vipern. Ist Liebe ein Sprössling von Vipern?

(Lachen. Man bläst in der Ferne zum Rückzug — Mahnung des Krieges mitten in Rausch und Lust.)

Süßer Prinz, wer ist heute im Feld?
(Paris, der Verursacher des Krieges, nicht!)

Paris: Hektor, Deïphobus, Helenus, Antenor und die ganze junge Heldenschaft Trojas. Gern hätt' ich mich heute ebenfalls gewaffnet, aber mein Lenchen wollte es nicht. (Lachend:) Aber heraus damit, wie kam's, dass mein Bruder Troïlus nicht hinauszog?

Helena: Ach ja, er machte etwas Hängelippen, du wusstest alles, ehrenwerter Lord.

Pandarus: Nein, honigsüße Königin, wirklich nicht!
(Sie lachen wieder; neuer Trompetenstoß.)

Pandarus: Mich verlangt zu hören, was sie heute ausrichteten. Du denkst doch an deines Bruders Entschuldigung, Prinz.

Paris: Auf ein Haar.

Pandarus: Ade, süße Königin.

Helena (lachend): Und empfiehl mich deiner Nichte.

Pandarus: Das werd' ich, süße Königin!

(Ab; er wird erfahren, was sie ausgerichtet haben; Antenor wurde gefangen — er, für den man später Cressida auswechselt — Troïlus' Glück ist bedroht...)

Paris: Sie kehren heim. Lass uns zu Priams Halle,
Die Krieger zu begrüßen. Süßes Weib,
Hilf Hektor, seine Waffen abzuthun.
Wenn mit den weißen Zauberfingern du
Die spröde Spange rührst, gehorcht sie eher
Als scharfem Stahl und griech'scher Sehnenkraft;
Und dir gelingt, was allen Inselfürsten
Niemals gelang: solch Helden zu entwaffnen.

(Er umarmt sie. Nie war sie so bestrickend; jetzt zeigt sich ihre Lieblichkeit. Sie, die inmitten der Schrecken ihr schalkhaft Spiel treibt, die Liebeathmende, die Reiz und Verlangen ausströmt, sie weiß auch, was dem Ruhm von der Schönheit gebürt, und kann großartig sein.)

Helena: Es macht mich stolz, ihn zu bedienen, Paris,
Und Ehrfurcht, die wir ihm erzeugen, gibt
Uns größern Schönheitsruhm, als wir schon haben,
Ja, überglänzt uns selbst.

(So spricht sie mit hinreißendem Lächeln, und Paris zieht sie berauscht in die Arme:)

Paris: Dich lieb' ich unaussprechlich, Süße!

(Und sie gehen in trunkener Umarmung voran. — Freilich, ist dies die richtige Dankesstimmung, die richtige Schätzung dessen, was Hektor für sie thut? Doch der Zug setzt sich wieder in Bewegung und Helena entschwindet — über Troïlus wurde gelacht, und die Schönheit krönte genügend den Ruhm...)

Chor: Ob dem Silber aber wiegen
Sich auf tanzenden Delphinen
Nymphen und Sirenen, tückisch
Lachend zu der Menschen Thorheit.
Und ein Heer gekrümmter Fische
Überschlägt sich in den Wogen,
Scherzet um den Leib der Göttin,
Wo sie hin mit Lächeln schwimmt.

(Und wo sie erscheint, ist blendende Heiterkeit, und Tugenden, Schuldigkeiten werden zunichte; wo sie erscheint, ist perlender Scherzogesang, und es gibt keinen tragischen Kothurn. Denn sie ist das Wunder, das sich selbst und seine Wonne nur denken darf, das unaussprechliche Verlangen und der nie endende Reiz. Sie darf ihr Glück in blutigen Strömen bespiegeln, überjauchzend die Todesahnung einer Welt. Sie darf das Vergessen einfacher

Gefühle üben, wodurch die Seele sonst zu einer dürren und stinkenden Hülse zusammenschrumpft — denn, Schönheit, dir wird alles verziehen... Und nun nach der einen, um derenwillen der Krieg ausbrach, die andere, die die Ursache seiner Fortsetzung ist. Während Paris seine Geliebte frei umschlingt, harrt Troïlus der seinigen in Verborgenheit entgegen, und träumt von der Reinheit, die nicht bloß den Leib überliefert, von Treue, an der die Zeit machtlos vorübergeht. Und er, der sich auf seine Augen verließ, sieht nicht die Art dieses Weibes, er, der das Blutvergießen einst anklagte, schickt um ihrerwillen die Völker in den Tod.)

Zweite Scene.

In dieser Scene erhebt sich die Handlung zu ihrem Höhepunkt. Die Musik ist verklungen, der Mond schwebt über dem einsam gewordenen Platze, und bescheint das Haus, wo im Garten Troïlus harrt; und es offenbart sich die Quelle des troïschen Unglücks: dass die Schönheit Alles, und dass selbst den Besten die Empfindung für das ungeheure Unheil des Krieges fehlt. — An der Gartenpforte Troïlus' Page. Dann kommt Pandarus und sie wechseln hastige Worte; dieselben zeigen trotz ihrer Kürze, wes Sinnes der Alte ist.

Pandarus: Nun, wo ist dein Herr? Bei meiner Nichte?

Page (grinsend): Nein, Herr, er wartet, dass Ihr ihn hinführt.

Pandarus (der Zaghaftigkeit zürnend): Da kommt er. Nun, nun?

Troïlus: Du da, fort. (Page ab)

Pandarus: Hast du sie geseh'n?

Troïlus (nicht laut, außer sich vor Ergriffenheit):

Nein, Pandarus, ich irr' um ihre Thür
Wie eine fremde Seel' am Strand des Styx,
Die Überfuhr erwartend. Führ', o führ'
Zu jener Lilienflur mich, jenem Bett
Des sel'gen Glücks . . . O theurer Pandarus,
Von Amors Schultern nimm die bunten Schwingen
Und flieg' mit mir zu Cressida . . .

(In weiter Ferne Wachtfeuer; dumpfes Getöse vor den Stadtmauern. — Troïlus drückt weltvergessen Pandarus' Hände an seine Brust.)

Pandarus: Geh hier im Garten herum, ich will sie herbringen. (Ab.)

Troïlus: Mir schwindelt, alles dreht sich rings im Kreis. —
Die Vorstellung der Wonne ist so süß,'
Dass sie den Sinn berauscht. —
(Flüsternd, mit halberstickter Stimme):
Und wie erst dann,
Wenn ganz ich trink', der Liebe Nektar ganz,
Vor Durst vergehend . . . Tod, so fürcht' ich, folgt,
Vernichtung, Ohnmacht; oder Lust, zu fein,
Jedweď Atom noch Lust, so süße Lust,
Für meiner groben Sinne Fassungskraft
Zu süß. Dies fürcht' ich sehr.
(Horch! — Nein, nichts hat geklirrt.)
Und nebenbei,
Dass ich vor Lust nichts unterscheiden kann,
Wie in der Schlacht, wenn haufenweise man
Den flieh'nden Feind verfolgt . . .

(Doch das Wort erstirbt auf den Lippen, Pandarus kommt allein zurück, wehe, Unglück! Doch)

Pandarus (hastig): Sie wird gleich kommen, sie macht sich bereit. (Troïlus sinkt ihm an die Brust.) Nun nimm deinen Witz zusammen; sie erröthet und holt so kurz Athem, als ob sie vor einem Gespenst erschreckte. Ich will sie holen. (Troïlus läſst ihn nicht los.) 's ist der artigste Schelm. Sie holt so kurz Athem, wie ein eben gefangener Sperling. (Ab.)

Troïlus (fieberisch): Ein gleich Gefühl beseelt auch meine Brust,
Mein Herz schlägt rascher als in Fieberglut,
Und meine Kraft verliert die Fassung — gleich
Wie ein Vasall, der unverhofft den Blick
Der Majestät begegnet . . .

(Und nun halt fest, Herz, dort im silbernen Mondenlichte erscheint sie, die d e i n e Helena ist, d e i n Indien, und die du mit allen Perlenschnüren der Tugend wie der Schönheit ausgeschmückt glaubst; eine Jungfräulichkeit, die der leisen Berührung zurückbebt, eine rührende Schüchternheit, die dem Glücke entweicht...)

Pandarus (leise): Komm, komm. — Was brauchst du zu erröthen? Scham ist ein Wickelkind. (Er zieht sie an der Hand nach.) Hier ist sie. Schwör' ihr nun deine Eide. — Was läufst du wieder fort? Man muss dich wachen lassen, ehe man dich zahm macht, nicht wahr? Komm nur, komm. (Sie befreit sich, er fasst sie in beide Arme.) Wir spannen dich in die Deichsel, wenn du dich zurückziehst. — Nun, warum sprichst du nicht mit ihr? Komm, zieh den Vorhang weg und lass uns das Gemälde betrachten — (er zieht ihr die Hände vom Gesicht weg.) Du liebe Zeit, wie scheu ihr seid, das Mondenlicht zu beleidigen. Wenn's dunkel wär', kämt ihr eher zusammen! (Er lacht. Cressida sinkt an Troïlus' Brust.) So, so, küsse das Mädchen. Wie, ein Ewigkeitskuss? (bei Seite, leise:) Baue hier, Zimmermann, die Luft ist lind. (Er trocknet sich die Augen, denn er schwelgt in fremder Liebe; dann wieder leise:) Die Falkin ist ebenso verliebt wie der Falke. Nun sollt ihr euer Herz ausschütten, eh ich euch voneinander lasse. Nur zu, nur zu. (Und er lacht.)

Troïlus: Aller Worte habt Ihr mich beraubt, Fräulein.

Pandarus: Worte zahlen keine Schulden, gib ihr Thaten. Was, wieder geschnäbelt? Hier heißt's, von beiden Parteien wechselseitig . . . Kommt herein, ich will ein Feuer anmachen. (Kichert und verschwindet. Sie sind allein.)

(Dies ist die Ouverture dieses Festspiels der Liebe, in liebliches Gerank eingebettet die Geburt des Glücks. Und gleich edlen Bäumen, die nächtlings stärker duften, athmet nun Troïlus die tiefe Schönheit seiner Seele aus. Nie zuvor kannte die Poesie diese Gewalt und hinreißende Zartheit; Sommernachtstraum, Romeo und die Mondnacht von Belmont sind nur wie Vorbereitungen auf diesen einzig schönen Moment. Und hier, inmitten des keuschesten Zaubers der Liebe, erheben sich die großen Schicksalsfragen: Fühlst du, Mädchen, die Tiefe, begreifst du die Seele des Jünglings, und macht ihr nicht blind, Delirien der Wonne, für alles, was geschieht und was bisher geschah? Mit einer Kühnheit ohnegleichen wirft der Dichter die entzückendste Lyrik über die Wahrheit; was wisst ihr, wie viel Ungeheures sich in Cupidos Festspielen birgt!... Sie gehen. Athemloses Bangen. Im Felde braust es. Vor ihnen das Gemach... Auf der Schwelle neue Umarmung.)

Cressida: Wollt' Ihr nicht hereinkommen, mein Prinz?

Troïlus: O Cressida, wie oft hab' ich mich so gewünscht!

Cressida: Gewünscht, gnädiger Herr? Die Götter gewähren . . . O mein Geliebter . . .

Troïlus: Was sollen sie gewähren? was bedeutet dieses holde Abbrechen der Rede? (Bestürzt:) Wie, welche verborgene Trübung erblickt mein Mädchen im Quell unserer Liebe?

Cressida: Mehr Trübung als Klarheit, wenn meine Furcht Augen hat.

Troïlus: Die Furcht macht Teufel aus Cherubim, nie sieht sie wahr.

Cressida: Blinde Furcht, vom sehenden Verstande geleitet, geht sicherer als der blinde Verstand, der strauchelt ohne Furcht. Die Furcht vor dem Schlimmsten bewahrt oft vor dem Schlimmsten —

(Droht die Trennung nicht? Die Tochter des Verräthers weiß es; nur Troïlus sieht nichts —)

Troïlus: Oh mein Mädchen, sei ohne Furcht, in Cupidos Festspielen kommen keine Ungeheuer vor.

Cressida: Auch nichts Ungeheures?

Troïlus: Nein, nichts!

(Und erklommen ist die Höhe der Handlung . . .)

Nichts, als unsere Unternehmungen, wenn wir geloben, Seen zu weinen, im Feuer zu leben, Tiger zu zähmen, Felsen zu verschlingen, und wenn wir vermeinen, es sei für unsre Herrin schwerer, uns genug Prüfungen zu ersinnen, als für uns, die auferlegten Beschwerden zu ertragen —

(So spricht er, der der Geliebten das Vaterland zu Füßen legte, er, der das Ungeheuerste zustande brachte! Und noch mehr, Sterne möcht' er ihr bieten und klagt, dass er nicht kann, wie er will!)

Das allein ist das Ungeheure in der Liebe, mein Fräulein, dass der Wille unendlich und die Ausführung begrenzt, dass das Verlangen unermesslich ist und die That ein Sclave der Schranken. . . .

(Und da sieht man die Krankheit: Nichts Ungeheures ist's, dass andere für uns sterben, nichts Ungeheures, dass Völker durch uns verderben. Es regieren

die Sinne, und man behängt die Schönheit mit Goldglanz; es fehlt die Empfindung für das Kriegsunheil — erklommen ist die Höhe des Stücks. — Und Cressida? Die Stummheit, Mädchen, kann heucheln; doch wenn du sprichst, zeigt sich's, ob du das Lied dieser Jünglingsseele begreifst:)

Cressida: Man sagt, dass die Männer schwören, das Undurchführbarste zu vollbringen, und dann zeigt sich, sie haben nicht einmal eine ihrer Kräfte zur Anwendung gebracht. So geloben sie die Erfüllung von Zehnerlei und durchgeführt wird nicht das Zehntel von einem. Und die so die Stimme von Löwen und das Thun von Hasen haben, sind das nicht Ungeheuer?

(Oh! Gezierte Reden aus der Verliebtenschule — was redet sie da?)

Troïlus: Gibt es solche? So sind wir nicht. Lob' uns, wie wir uns erprobt haben, schätz' uns nach erfolgter Gewähr. Unser Haupt bleibe unbedeckt, bis das Verdienst es krönt, und keine Vollkommenheit sei jetzt schon gepriesen, die noch erst erreicht werden muss. (Mit wachsender Ergriffenheit:) Nein, dem Späteren keine Taufe, solange es noch nicht geboren ist, und kommt es und wird es geboren, dann soll sein Name demüthig sein. (Mit erstickter Stimme, zu ihren Füßen:) Wenig Worte für wahre Treu': Troïlus wird gegen Cressida so sein, dass, was der Neid ihm Schlimmstes nachsagen mag, ein Spott sein soll über seine Treue, und dass der Treue treuestes Wort nicht treuer sein soll, als Troïlus . . .

(Und sie, sie flüstert zum zweitenmal — die Art beginnt sich zu entschleiern — in Gluten:)

Cressida: Wollt Ihr nicht hineingehen, mein Prinz?

(Da schleicht Pandarus herbei; beide fahren erschreckt auseinander, und nun werden Gedanken laut, die um heiße Vorstellungen kreisen, Derbheit, die sich mit Schamhaftigkeit schlecht paart)

Pandarus: Wie, noch immer roth? Noch nicht zu schnäbeln aufgehört?

Cressida (fliehend, dann wieder in Troïlus Arme sich werfend): Nun, Oheim, jede Thorheit, die ich begehe, sei Euch gewidmet.

Pandarus: Jede? Bitte, hör' einmal, jede! (Sie schlägt nach

ihm.) Nun, sei dem Prinzen treu, und er, wenn er wankelmüthig wird, schilt mich dafür. (Sie sinkt auf eine Bank und schweigt.)

Troïlus (mit thränenerstickter Stimme): Du kennst nun deine Bürgen, deines Oheims Wort, meine feste Treue —

Pandarus (ihr die Wangen streichelnd): Nun, und ich gebe mein Wort auch für sie, auch für sie. Die Leute aus unserer Familie wollen lange gebeten sein, aber wenn man sie gewonnen hat, sind sie die Beständigkeit selbst. Die rechten Kletten; haften, wo man sie hinwirft . . .

(Er trocknet sich die Augen. Sie schwört nicht — ach, sie ist so fassungslos!)

Cressida: Ich kann mich fassen kaum, so floh der Muth!
Bei Tag und Nacht, seit manchem bösen Mond,
Hab' ich Euch ja geliebt —

Troïlus: Und dennoch warst
So schwer, so schwer du zu gewinnen mir!

Cressida: Es schien ja schwer nur; ach, Herr, ich war dein
Beim ersten Blick, der jemals . . . nein, verzeiht,
Sag' ich zu viel, so spielt Ihr den Tyrannen . . .

Troïlus (lacht beglückt; o köstlicher Scherz!).

(Da wird ihr Gesichtchen so strenge, gleich weiß sie die Unart zu strafen:)

Cressida: Lieb' ich Euch auch, doch lieb' ich nicht so sehr,
Dass ich's nicht zähmen könnt'!

(Ja, ja, mein siegesgewisser Herr! — Doch nein, das sel'ge Herz mag nicht scherzen:)

Ach nein, ich lüge!
Mein Sinn wuchs wie ein ungezognes Kind
Der Mutter übern Kopf. Was sind wir Thoren,
Was schwätzt' ich aus, wer wird uns treu sein, wenn
So unverschwiegen für uns selbst wir sind? —

(Und in beglückter Hast wirr weiter.)

Doch lieb' ich dich auch sehr, nie hätte ich's
Verrathen. — Doch, wie wünscht' ich, Mann zu sein,
Und dass wir Frauen euer Vorrecht hätten,
Zuerst zu sprechen. . . Süßer, heiß' mich schweigen,

Denn sicher sprech' ich so im Rausch etwas,
Das dann mich reut . . .

(Und nun lachend und heiß, hingerissen in seine Arme sich werfend.)

Sieh, wie dein Schweigen, schlau
In der Verstummung, meiner Schwachheit raubt
Die innersten Gedanken! Schließ' den Mund mir!

Troïlus (mit heißen Küssen): Gern, tönt er auch die süßeste Musik . . .

(Und nun Schweigen. Bist du da, Liebesfeier? Ihr Schatten fallet dichter! In solcher Nacht öffnet' Io zurückgelehnt die weißen Arme und empfieng ohnmächtig und entzückt den Gott... Da horch, wer lauscht? Vergaß man des verrätherischen Zeugen? Im Schatten steht Pandarus —)

Pandarus: Recht artig, meiner Treu'.

(Da fährt Cressida empor, stampft zornig mit dem Fuße — dann erregt:)

Cressida: Mein Troïlus, vergib . . .
Ich bin beschämt . . . o Himmel, wieviel wagt' ich!...
Für diesmal nehm' ich Abschied, Troïlus.

Troïlus (bestürzt): Abschied, mein süßes Mädchen?

Pandarus: Abschied? Heute? Sehr gut!

Troïlus (sie erzürnt aus seiner Nähe wegführend): Liebste, erzürnt dich was?

Cressida: Mein eignes Hiersein, Prinz.

Troïlus: Ihr könnt Euch selbst doch nicht entflieh'n?

Cressida: Laßt geh'n mich, so versuch' ich's.

(Er gibt sie gekränkt frei, sie klammert sich an ihn.)

Ich hab' ein eignes Ich, das bei dir bleibt —
Thörichtes Ich, ach, welches mich verläßt,
Zu sein des andern Narr. (Händeringend.) Ich muss ja fort...
Wo blieb mein Sinn . . . Ich weiß nicht, was ich rede...

Troïlus (mit Bitterkeit): Wer so klug spricht, der weiß wohl, was er spricht!

(Da wallt sie auf, stürzt dem betrübten Oheim in die Arme und ruft schluchzend:)

Cressida: Meint etwa Ihr, aus Schlauheit mehr als Liebe
Stürzt' ich so rasch mich in Geständnisse,

Um Euch zu födern? Ihr, o Ihr seid klug —
Und liebt auch nicht! Denn lieben und auch klug sein
Vermag kein Mensch, dies kann nur Gott allein . . .

(Da bereut er und ruft demüthig, nassen Auges, sein ganzes Herz in jedem Worte:)

Troïlus: O dass ich glaubt', es könne je ein Weib —
Und wenn's ich kann, so glaub' ich es von Euch —
Der Liebe Glut und Fackel ewig nähren,
In Kraft und Jugend ihre Treu' bewahren,
Die Schönheit überdauernd durch ein Herz,
Das immer blüht, ob auch das Blut wird alt;
Ja, könnt' ich mich davon nur überzeugen,
Dass meiner Treu' und Wahrheit gegen dich
Begegnete ein gleich Gewicht und Maß
Erles'ner Liebesreinheit, sonder Spreu —
Wie fühlt' ich mich erhoben! Aber ach,
Ich bin so treu wie nur der Einfalt Treue,
Einfält'ger, als die Wahrheit spricht ein Kind!

Cressida: Darin streit' ich mit dir!

Troïlus: O hold Gefecht,
Wenn Recht mit Recht kämpft, was das meiste Recht!
In Zukunft sollen treue Liebende
Bei Troïlus Treue schwören. Wenn ihr Lied
Schon voll von Schwüren ist und stolzen Bildern,
Von stählerner, von Blumen-, Taubentreu',
Von Treue, die das Eisen dem Magnet,
Das Licht dem Tag, dem Pol die Erde hält,
Und wenn ihr Lied, der Wiederholung satt,
Noch sucht nach Bildern:
Dann, nach so viel Vergleichungen der Treu',
Wird zu des Eides festester Gewähr
Das Lied im Wort ausmünden: treu, als wie
Einst Troïlus war treu! Und dieses Wort
Wird Weihe geben, Krone sein dem Lied.

Cressida: Mögst ein Prophet du sein!
Bin falsch ich, weich' um Haarbreit von der Treu' —
Wenn altersschwach die Zeit sich selbst vergaß,
Wenn Regen Trojas Mauern hat zerstört,
Blindes Vergessen Städte eingeschlungen,
Und mächt'ge Reiche spurlos sind zermalmt
Ins staub'ge Nichts: noch dann, bin falsch ich, sei,
Spricht man von frechen, ungetreuen Dirnen,
Mein Nam' verflucht. Und sagen sie, so falsch
Wie Luft, wie Wasser, Wind und lockrer Sand,
Wie Luchs und Wolf, Stiefmutter ihrem Kind —
Dann, um die Falsche gänzlich zu durchbohren,
Treff' sie das Wort: so falsch, wie Cressida!

Pandarus: Gut, der Contract ist geschlossen, besiegelt ihn, besiegelt ihn. Ich will Zeuge sein. Hier fass' ich deine Hand, hier die meiner Nichte. Wenn ihr je einander untreu werdet, nachdem ich mir so viel Mühe gegeben habe, euch zusammenzubringen, dann mögen alle armen Zwischenträger bis an das Ende der Welt nach meinem Namen Pandare heißen. Alle beständigen Liebhaber sollen dann Troïlus, die falschen Mädchen Cressida und die Vermittler Pandare heißen — saget Amen.

Troïlus: Amen!

Cressida: Amen!

Pandarus: Und nun, Cupido — kommt, kommt, kommt!

(Der Vorhang fällt.)

(Was bleibt noch zu sagen? Es gibt keine mächtigere Charakteristik: wie durch einen Schleier, so zeichnet sich hinter Pandarus Cressidas Art. Das ist das Weib des Sprödethuns, der halben Worte, des Sichentziehens, des berechneten Schrecks; das ist die Glutanschürende und Heiße, die stumm wie in Worten die erfahrene Begierde verräth. Und in ihr sieht Troïlus das Ideal der Kalokagathia verkörpert, um ihrerwillen weckte er Hektors Ruhmsucht und erzwang die Fortsetzung des Kriegs! Und wird sich das Opfer wenigstens lohnen? Nein, Cressida muss Troja verlassen — ihr Vater fordert sie zurück. Und für die Minute in ihren Armen ward auch Ilion geopfert, denn schon wird Achill aus der Unthätigkeit aufgerüttelt, und alles ist in

Gefahr. Ja, rasch wird dem Jüngling die doppelte Schlinge um den Hals geworfen — und unsere Ästhetik klagt, dass das Stück sinn- und zusammenhanglos sei!)

Dritte Scene.

Lager vor Achilles Zelte; die Fürsten, alle in Ungeduld, erscheinen; ohne ihrer Eile zu achten, hält sie Rhisus, Cressidas Vater, an.

Rhisus: Wann, Fürsten, sonst wird sich die Zeit ergeben,
Dass für die Dienste, die ich euch erwies,
Der Lohn mir wird? Bedenkt in eurem Sinn,
Wie ich in Ahnung kommenden Geschicks
Von Troja schied, mein Eigenthum verließ,
Und des Verraths beschuldigt, mich begab
Des sichern, eignen Vortheils für ein Los,
Das mich von allen riss, die Umgang, Zeit,
Bekanntschaft und Natur mir wert gemacht.
Und nun in eurem Dienste steh' ich da
In fremder Welt allein, ein Neuling ganz.
Drum bitt' ich euch, als Abschlagszahlung gebt
Von dem, was ihr verspracht, mir etwas doch —
Ein Wunsch sei doch erfüllt!

Agamemnon: Was soll es sein, Trojaner? Sag' rasch an.

Rhisus: Ein Troër ist gefangen hier seit heute,
Antenor, den man hoch in Troja schätzt.
Oft botet ihr, und gerne muss ich's danken,
Für Cressida den Troërn Austausch an,
Doch Troja weigert's stets. Doch solch ein Hebel
Im Thun und Rathen ist Antenor dort,
Dass alle Unternehmungen misslingen,
Wo sein Kopf fehlt. Drum mein' ich, böten sie
Wohl Prinzen, Königssöhne, wenn ihr nur
Dem einen Mann die Freiheit wieder schenkt.
Den also wollt für meine Tochter bieten,
Sie sei der einz'ge Lohn für meinen Dienst.

(Agamemnon will unmuthig ablehnen. Nestor zieht ihn beiseite und erzählt etwas. Alle lachen, indes Rhisus demüthig der Gruppe fernsteht; dann)

Agamemnon (heiter zu Rhisus): Bewilligt! Also, Diomed,
du gehst,
Und bringst uns Cressida für Antenor.

Nestor (corrigierend): Antēnor.

Agamemnon: Recht, für Antēnor bring' uns Cressida.

(Alle lachen. Ein letztes Wort noch ruft Ulyß dem Diomed nach —)

Ulyß: Und Hektor frag', ob morgen ihm der Kampf
Genehm. Wir sind bereit, für uns kämpft dieser da! —

(Er weist auf Ajax. Und knapp vor Achilles Zelte rufen es viele Nachdrängende, die es vernehmen, in die Welt hinaus:)

Volk: Hoch, der für uns kämpft!

Andere: Hoch, Ajax! Hoch, Ajax, der Große!

(Die Fürsten ab.)

(Und nun denke man sich den Achill bei diesem jähen Aufjauchzen der Menge. Er eilt aus dem Zelte; niemand achtet sein.)

Achilles: Was soll dies heißen? Kennen die Gesellen
Achilles nicht?

Patroklus: Sie thun ganz fremd — sonst bückten sie
sich tief
Und lächelten schon aus der Ferne — so —
Und nahten demüthig, ja krochen fast,
Als wie vor dem Altar!

(Da kommt Agamemnon, rasch den Truppen nachstrebend, und sieht erst von Nestor aufmerksam gemacht, den Peliden.)

Achilles: Wie, kommt der Feldherr, um mit uns zu sprechen?

Agamemnon (ruhig): Sieh da, Achill. Begehrt er was von uns?

Nestor: Wünscht Ihr vom Feldherrn etwas, werter Herr?

Achilles (wegwerfend): Ich?

Agamemnon (trocken): Nicht? Mir schien es so. (Nach trockenem Gruße ab.)

(Was ist das? Und wie vertraut man thut!)

Menelaus: Wie geht's? Wie geht's? (Ab, mit den Fingerspitzen Gruß winkend.)

(— und jetzt die am Sturz sich weidende Gemeinheit:)

Ajax: Wie geht es dir nun, Patroklus? (Er grüßt den Diener, nicht den Herrn!)

(Da tritt ihm Achill in den Weg —)

Achilles: Guten Morgen! . . (Zornbebend, und den Salaminier zum zweitenmal in diesem Stück am Arme rüttelnd:) Ich sage, guten Morgen!

(— und Ajax erbebt. Aber nach einer Secunde sich befreiend und starken Schrittes sich zum Gehen wendend, ruft er dem Gestürzten brüsk ins Antlitz:)

Ajax: Meinetwegen gleich Übermorgen!

(Und da kommt selbst aus Patroklus' Munde ein Aufschrei der Wuth; doch im nächsten Moment enteilt Ajax; denn mit einem Sprung und einem Schrei, den keine Worte wiedergeben, ruft der tödlich Verletzte:)

Achilles: Bin plötzlich Bettler ich?

(Und schreckhaft anzusehen, lehnt er an einem Zeltpfeiler, und von seinem kaum sichtbaren Beben bricht der starke Pfeiler entzwei. — Aber er fasst sich, nicht zerbrochene Pfeiler bekunden seine Artung; erschreckt greift er ans Herz sich, denn er fühlt es: er ist selbst schuld. Sein Schwert rostete, indes andere mähten; Mars wollte nicht Mars bleiben, sondern dachte ans selige Menschsein... Und wohlgemerkt, Achill spricht nicht viel, zwischen den Worten gähnen Abgründe der Empfindung:)

Ja, überwirft sich Größe mit dem Glück,
Wird ihr die Welt auch feind, und was er sei,
Liest der Gestürzte rasch in andrer Augen
Und fühlt's ja selbst im Fall.

(Bittres Lachen; ruhst du, so musst du verwelken.)

Uns Schmetterlingen
Sind nur zur Sommerszeit die Schwingen bunt,
Und schlichtem Menschsein blühen keine Ehren . . .

(Wie aus Räthseltiefen steigt dies Wort vom schlichten Menschsein auf.)

Die *Ehren* nur ehrt man, das äuß're Zeug,
Das nicht in uns, als Prunk und Rang und Gunst,
Die doch der Zufall, nicht Verdienst oft schenkt;
Und fallen sie, so fällt mit ihnen auch
Die sich auf sie gestützt, die schlüpfrige,

(Größte Herbigkeit und Ironie:)

Die Liebe . . . mitgerissen sterben sie
In einem Fall. (Doch er springt auf:) So steht es nicht mit mir!
Ich und das Glück sind Freunde! Voll und ganz
Besitz' ich noch, was jemals ich besaß! . . .
(Und die Hand, die schreckliche, droht. Doch rasch wieder Zusammenbruch:)
Nur dieser Menschen Blicke nicht, die, scheint's,
Doch etwas in mir fanden, nicht mehr wert
Der hohen Schätzung, die sie mir gezollt —
(Ulysses tritt auf.)
Wer da, Ulyss? (Er will enteilen . . . doch er besinnt sich:) Er liest . . . ich unterbrech' ihn in dem Lesen . . . Was geht da vor, Ulyss?

Ulyss (versteht nicht, überhört das zornige Beben des Tones und frägt, ruhig die Hand reichend): Inwiefern, mein großer Thetis-Sohn?
(Da stockt Achill und erwidert, um nicht die Verletztheit zu zeigen:)

Achilles: Ich meine . . . . Was liest du da?
(Ulyss aber geht auch darauf ein.)

Ulyss: Da sieh, wie paradox! (Lesend:) „Der Mensch, wie reich
An äußerem und innerem Besitz,
Kann sich nicht rühmen, wirklich ihn zu haben,
Noch auch behaupten, dass er ernstlich fühle,
Was seine Pflicht, als nur durch — Rückstrahlung,
Als müsste unser Licht auf andre fallen,
Durchglühen sie und dann erst wiederkehren
Von ihnen auf den ersten, der es gab . . ."
(D. h. sieh auf die anderen, ihr Urtheil wird dir sagen, was du bist und was du sollst, denn du selbst weißt es nicht — und das ist paradox?)

Achilles (erregt nach der Schrift greifend, um sie wieder zu lesen — ach, er weiß es jetzt, im fremden Aug' steht, was wir werten): Das ist nicht paradox! — Man trägt die S c h ö n h e i t
Hier im Gesicht, und sieht sie nicht, indes
Jedwedem andern Aug' zur Schau sie steht;
Und auch den aus den Augen schau'nden G e i s t
Sieht selbst man nicht — kannst du ins Aug' dir seh'n?

(Ah, da liegt's! An die Kette, Stolz, frage, wie andre dich malen!)

Tritt aus dir selber, willst du dich erschau'n!
Ja, du musst erst das fremde Aug' behorchen,
Wie sich in ihm dein Bildnis conterfeit,
Weil unsre Sehkraft blind ist für uns selber,
Bis sie, gewandert, einen Spiegel fand —

(Mit Bitterkeit — Achill hatte ja heut einen:)

Da sieh dich nun! . . . Nein, gar nicht paradox!

(Und du verkriech dich, wüstes und sinnloses Ästhetikerthum, denn dies ist erschütternde Klage; der Selbstherrliche, der bisher die Maske des Trotzes vornahm, bekennt, dass er sich Bettler fühlt, nachdem das Auge der bisher verachteten Welt ihm sagte was er in Warheit werte.... Und Ulyss? Nun, er betrachtet den Peliden mit schrägem Blick, und gibt übrigens zu, dass derselbe Recht hat.)

Ulyss: Ich stoße mich auch gar nicht an dem Satz —
Er ist bekannt — nur an des Autors Ziel,
Der in dem Weitern zu dem Schluss gelangt,
Dass niemand Herr von irgendetwas sei,
Ob vieles an und in ihm auch bestehe,
Bis er sein Theil mit andern hat getheilt;
Und dass an sich wir unsern Antheil nicht
Für etwas Rechtes halten können, bis
Wir in dem Beifall ihn gestaltet seh'n,
Der groß ihn zieht und wölbungsgleich den Ton
Zurückdröhnt; oder gleich dem Thor von Stahl,
Der Sonne Bild auffängt und wieder gibt
Sammt ihrer Glut —

(Und wir begreifen das Staunen des Achill, denn soll dies etwa paradox sein? Da plötzlich)

Rufe hinter der Scene: Hoch!
Andere: Der tapfere, unbezwingliche Ajax hoch!
Achilles: Ach!

(Und Ulysses lacht, schlägt auf das Papier da mit der altersschwach gewordenen Weisheit, und ruft: Nun, ist dies nicht paradox? Hat Ajax bereits geleistet, dass er Anerkennung findet, hat er Gottesgaben mit uns getheilt, dass der Ruf dort sie ihm zuspricht, rufen seine Thaten so laut in die Wölbung hinein, dass sie tausendstimmig seinen Ruhm hinausdröhnt?)

Ulyſs: Da horch! ... den Augenblick fiel er mir ein.
Ajax — wer kannte ihn?
O Gott, was für ein Menſch — ein wahres Pferd,
Das, was es hat, nicht weiß ...

(Und der Mund zieht ſich zuſammen vor bitterem Geſchmack.)

Ja, die Natur! Aus was für Dingen, die
Nicht wert des Anſchauns, wird auf einmal was,
Indeſſen andre voller Koſtbarkeit
Im Winkel steh'n. Und ſo wird morgen denn –
Der reine Zufall wirft's ihm in den Schoß! —
Berühmt Held Ajax ſein!

(Er iſt erregt, und Achill ſtöbert mit dem Fuße in den Zelttrümmern, und Ulyſs fährt fort voller Groll:)

Gott, wie's oft glückt,
Wo's andern miſsglückt! Ja mancher ſtiehlt
Von hinten in Fortunas Saal ſich ein,
Indes der andre, ihr hart unterm Aug,
Sich's toll verſcherzt! Der friſst an fremdem Stolz
Sich groß, derweil die ſtolze Größe darbt
Im Überfluſs!
Seh' einer dieſe griech'ſchen Herr'n! Schon klopfen
Dem Tölpel Ajax auf die Schultern ſie,
Als hielt' er ſchon den Fuß auf Hektors Bruſt,
Daſs Troja bebt!

(Und da ſpricht der papierene Geſelle da von Bedingungen des Ruhmes, von einem Soll und nutzbringenden Kräften, und nennt das Bild, das ſich die Menge von uns macht, den Abglanz wahren Werts! — Und Achill? Er erträgt es nicht länger; weg, Maske, letzte Kraftäußerung des Stolzes, ganz entſchleiere dich, Wunde, aus der das Herzblut ſtrömt...)

Achilles: So iſt es wohl. — Sie giengen mir vorbei
Wie Geizige vor Bettlern ... gaben mir
Nicht Wort, nicht Blick ... vergaß man meine Thaten?

(Und das, ſchon das iſt Sieg: er ſpielt den Trotzigen nicht mehr, kann die Zurückſetzung nicht ertragen — was ihn vom Kampfe zurückhält, iſt ſchwächer, als ſein Bedürfnis nach Ehre und Ruhm!.. Und ſo fallen die Hüllen, es bedarf nicht mehr der Schmeicheltöne; die Ehre muſst du täglich friſch erobern, der ſchlafenden Kraft zahlt man nicht die frühere Regſamkeit. —)

Ulyss: Die Zeit, Fürst, trägt ein Ränzel auf dem Rücken,
Voll von Almosen für Vergessenheit,
Ein riesig Scheusal voll Undankbarkeit.
Die Brocken, die hinein sie wirft, das sind
Gethane Thaten, kaum vollbracht, und schon
Verzehrt, vergessen wie gethan.

(Heraus mit der Wahrheit!)

Beharrlichkeit, mein Fürst, hält blank die Ehre!
Gethan zu haben, heißt, ganz aus der Mode
Dahängen wie ein rost'ges Panzerhemd
Bei anderm Denkmalsplunder. — Geh gradaus!
Die Ehre reist in einem Engpass, wo
Mann hinter Mann nur Platz hat; bleib' im Steg,
Denn tausend Söhne hat die Eifersucht,
Die Schritt für Schritt dir folgen. Gibst du Raum,
Weichst seitwärts du in einen Nebenweg,
Dann stürzen wie die Flut sie dir vorbei
Und du bleibst als der letzte, oder liegst
Gleich dem schon aufangs hingestürzten Ross
Als Straßenpflaster für den schlechten Tross,
Zerstampft und überrannt.

(Er stößt klirrend das Schwert zu Boden und setzt sich, während Achill, der Riese, vor ihm steht und bebt. Welche Wendung! Er köderte den Achill mit der Klage, dass Ajax ohne Verdienst stieg, und umdonnert ihn auf einmal mit dem Rufe: Du fielst durch eigene Schuld! — Und jetzt lacht er, wiegt das Haupt, und Dolchen folgen Dolche, bis wo etwas Unausgesprochenes sich vordrängt und er, der Unzerbrechliche, seufzt:)

Was jetzt sie thun,
Gilt mehr als alles, was du einst gethan!
Denn Zeit ist wie ein Wirt nach neuster Mode,
Der lau die Hand dem Gast beim Abschied reicht,
Doch dem, der kommt, mit off'nen Armen gleichsam
Entgegeneilt. Willkommen lächelt stets,
Lebwohl geht seufzend fort. Mag Tugend nie
Dafür, dass einst sie war, Belohnung suchen;

Denn Schönheit, Adel,
Witz, Körperkraft, Verdienst, Barmherzigkeit,
Freundschaft und Liebe, alles unterliegt
Der neidischen, verleumderischen Zeit.

(Er seufzt.)

Achilles (ganz Wunde, schlägt die Hand vor das Gesicht und seufzt.)

Ulysses: In einem Zug ist alle Welt verwandt:
Dass sie einstimmig preist den neusten Tand,
Wenn auch nur umgeformt aus altem Stoff,
Und dass sie jeden Staub, der etwas nur vergoldet,
Mehr preist als Gold, das etwas überstäubt.

(Er seufzt wieder; die Schlachtenhelden glänzen, er muss zurückstehen... Aber er unterdrückt den Seufzer.)

Die Gegenwart preist Gegenwärt'ges nur;
Drum staune nicht, du ganzer, großer Mann,
Dass unsre Weisen Ajax jetzt verehren.
Was in Bewegung ist, fällt mehr ins Auge,
Als das, was ruht. —

(Und nun Ade, die Hand zum Abschied gereicht, einen Blick, einen Druck noch... Doch warum erbebt Achill auf einmal?.. In königlicher Härte entflammt Ulyss' Aug'..)

Einst jauchzte dir man zu,
Und thät's ja noch, thät' es von neuem wohl,
Wenn du dich nicht lebendig selbst begrübst
Und deinen Ruhm verpacktest in dein Zelt,
Der du im Felde durch dein glorreich Schwert
Die Götter selbst zum Wettkampf jüngst verlockt,
Dass Mars der Große selbst Partei nahm!

(Und er schlägt die Hände zusammen, lacht, zieht gleichsam die Weite zu Zeugen herbei, ob dies jemandem verständlich; und Achilles mit letzter Ausflucht, schwerathmend, umherirrenden Augs:)

Achilles: Zu der Zurückhaltung bewogen mich
Manch trift'ge Gründe...

(Da nun bricht Ulysses los; und das ist nicht mehr die Macht zweiten Ranges, nicht mehr der Unterhändler, der einem Fürsten vorsichtig die Witterung abfängt, sondern ein aller Hoheit wie aller Schrecken sich bewusster Richter.)

Ulysses: Aber gegen sie
Gibt's wichtigeren, männlicheren Grund!

(Und nun auf ihn zu, und weg mit dem Lügengewebe; faß ihn an der Hand und überschwemm' ihn mit den Blicken eines Königs —)

Man weiß, Achill!

(Dann rüttelt er an des Sprachlosen Hand und spricht — zweiter Schlag — zornbebend:)

Ihr seid in Lieb' entbrannt!

(Und die Hand Achills förmlich von sich schleudernd, ruft er mit ausgebreiteten Armen die Unsterblichen zu Zeugen:)

Zu einer Tochter Priamus'!

(Der völlig Vernichtete aber haucht mit den gleich Espenlaub schwirrenden Lippen kreideweiß das kaum verständliche Wort:)

Achilles: Dies weiß man? (Und fährt mit der Hand ans Herz, das fast stille zu steh'n droht.)

(... Dies also ist der Shakespeare'sche Ulyß. Und noch steht er nicht auf dem Gipfel seiner Größe! Jetzt erst erreicht er ihn, da er mit der unnachahmlichen Bestimmtheit des wahren Führers von der Sorge des spähenden Geistes spricht, der ein solcher Mann der Faust leicht entgehen zu können geglaubt!)

Ulysses (mit unnachahmlicher Ironie): Dies wundert dich?
Die Sorge einer wachen Politik
Kennt jedes Körnchen fast von Plutos Gold,
Dringt auf der unermess'nen Tiefen Grund,
Forscht selbst nach den Gedanken, ja enthüllt
Sie göttergleich in ihrer stummen Wiege!
's ist ein Geheimnis — die Historie wagt's
Nicht zu erklären — in des Staates Seele
Von einer göttlicheren Wirksamkeit,
Als Wort und Feder jemals sagen kann! —
All der Verkehr, den Ihr mit Troja pflogt,
Gehört uns völlig sowie Euch, Achill!
Und traun, viel besser ziemte es für Euch,
Hektor besiegen, als Polyxena.

(Und jetzt mildert er die Stimme, spricht, das ganze Herz in jedem Worte:)

Wie kränkt daheim es wohl den jungen Pyrrhus,
Wenn auf den Inseln Fama stößt ins Horn,

Und jedes griech'sche Mädchen spricht und singt:
Der Schwester Hektors fiel Achill zum Raub,
Doch Hektor sank durch Ajax in den Staub!

(Er wartet — geht. Da eilt Achill ihm nach und die bebende Angst fleht mit heißen Augen: verrathe nicht, schweig! Und Ulyss, der versprochen hat, ihn zu verhöhnen, bricht in kein Hohngelächter aus.)

Ich sprach als Freund!

(Und er ist nicht mehr der zürnende Genius, sondern bittet inständig, in einem Ton, den die Verstandeskunst des Zweckmenschen allein nicht hervorbringt:)

Geh' nicht aufs Eis, mein Fürst!
Thu nicht nach Narren Art! Dir räth's ein Freund!...

(Ab. — Und ihn, der in seiner Kraft überwältigend ist und in seiner Charaktergröße niemandem nachsteht, ihn, der größer ist als der Ulysses der Ilias, ihn halten unsere Erklärer für einen missgünstigen Intriguanten, und klagen, Shakespeare habe den Homer carrikiert! — Aber die Scene ist damit nicht zu Ende. Kaum ist Ulyss verschwunden, so erscheint Patroklus — denn auf eine Karte setzt Shakespeare große Entscheidungen nicht; und Achill sieht sich nun auch von demjenigen verlassen, der, mit ihm eines Sinnes, immer treu bei ihm ausharrte.)

Patroklus: Auf dieses Ziel wies ich dich ebenfalls!
Ein freches Mannweib ist nicht so entartet,
Als ein verweibter Mann zur Zeit der That;
Und mir gibt man die Schuld, mir schreit man nach,
Ich könne Blut nicht seh'n, und dass Achill
Durch mich nicht in den Kampf zieht — mir zulieb'!..
O Theuerster,
Auf, auf! Wirf ab vom Hals die Liebesschlingen
Des üpp'gen, schwachen Amor; schüttl' die Mähne,
Zu nichts, zu einem Thau wird er zergeh'n!

(Dies trifft; so bitter war selbst Ulyss nicht; und du schlummerst nicht so abgrundtief, Ehrsucht, dass dich dies nicht weckte —)

Achilles (dumpf und leise): Also Ajax kämpft mit Hektor?
Patroklus: Kämpft? Siegt vielleicht, kehrt als der Sieger heim!

(Doch er spricht nicht zu Ende; mit jähem Aufschrei bäumt sich Achill auf: Still, krächzender Rabe! Doch nein, ruhig, hat denn Patroklus nicht Recht?)

Achilles: Ich sehe wohl, mein Ruhm steht auf dem Spiel,
Und bös ward, bös, die Ehre mir verletzt . . .

(Und hier ist die Krise. Wäre Patroklus, wofür man ihn hält, er würde angesichts des eben Erlebten schweigen, jeder Verantwortung sich entschlagen. Doch sein Ehrgefühl kennt keinen Herrn, er weicht nicht zurück.)

Patroklus: Drum sieh dich vor!
Schwer heilt die Wunde, die man selbst sich schlug;
Und unterläßt du Unerläßliches,
Gibst du den Freibrief selber der Gefahr,
Dann kommt sie auch, kommt heimlich, fiebergleich,
Und säßest du auch ganz in Sonn' und Licht!

(Und während er so spricht, wird er weicher, und es schändet seine Jugend nicht, wenn er weint. Und er hat Erfolg; denn nun begibt sich das nur zu Fühlende, das Nichtauszusagende, das, was nie fehlt, wo einer aus seinem Herzen ein Stück Glückeshoffnung reißt:)

Achilles (nach langer Pause, heiser): Geh —

(Er bricht ab. Dann mit abgewandtem Gesichte, den Arm nach Patroklus ausstreckend und das stumme Beben, von dem er durchschüttert wird, ihm mittheilend:)

Patroklus . . . Liebster!

(Er bricht wieder ab. — Dann, nachdem er ausgerungen und überwunden, beginnt er, mit der Hand über die schmerzende Stirne fahrend, in abgerissenen Worten und heiser:)

Thersites ruf' . . . er soll den Ajax bitten . . .
Die Troër . . . nach dem Kampf hierherzuladen . . .

Patroklus (stürzt ihm an die Brust).

Achilles (die frohe Hoffnung noch abwehrend): Als Gäste, unbewehrt..

(Doch nein, die Maske hält nicht mehr. Der Abend hat sich herabgesenkt und Stunden nur fehlen zur Entscheidung, und die heisere Wuth, die fürchterlich sich krümmenden Finger, verrathen dich bereits, wühlender Brand...)

(Fieberisch): Ich hab' ein Frau'ngelüst,
Ein krankhaft Sehnen, diesen großen Hektor
Vor mir zu seh'n — in friedlichem Gewand —

(Er lacht mit gräßlicher Ironie.)

Mit ihm zu plaudern, ihn mir zu betrachten,
Voll, ganz und voll! . . .

(Und wie er so spricht, hört man nach langer Zeit wieder die frohlockenden Töne des Raubthiers. Thersites kommt mit ungeheurem Lachen hereingestürzt, und entwirft dem Gemarterten ein Bild des Ajax im Triumph...)

Thersites: Ein Wunder!

Achilles: Was?

Thersites: Ajax geht im Felde auf und ab und frägt nach sich selber.

Achilles: Wie das?

Thersites: Er soll sich morgen zum Zweikampf mit Hektor stellen und ist so prophetisch stolz auf die heroische Prügelei, dass er buchstäblich phantasiert, trotzdem er kein Wort spricht.

Achilles (mit erzwungenem Lachen): Wie ist das möglich?

(Und wilder als Casca im Cäsar entwirft Thersit das Bild der Nulle, der ein Achill unterlag.)

Thersites: Ei, er stolziert wie ein Pfau auf und nieder. Jetzt schreitet er vor, jetzt steht er still. Er murmelt für sich, wie einer, der die Rechnung im Kopf macht, beißt sich mit staatsklugen Blicken in die Lippen, als wollt' er sagen, er habe Verstand in seinem Kopfe, wenn er nur zum Vorschein kommen wollte — und der ist auch wirklich da, liegt aber so kalt in ihm, wie das Feuer im Feuerstein, das sich nur beim Anschlagen zeigt —

(Alle lachen, jeder anders; und so treulos bist du also, Ruhm, diesem Monstrum wirfst du dich an den Hals! — Doch der Zwerg mit rapider Wendung, den Ton gleichsam mitten entzweischneidend, spricht weiter:)

Der Mann ist auf immer verloren. Wenn ihm Hektor nicht den Hals im Zweikampf brechen wird, bricht er sich ihn selber in seiner eitlen Hoffart ... Er kennt mich nicht!... Ich sage, guten Tag, Ajax! Er erwidert: Dank, Agamemnon! — Nun, was meint Ihr von dem Mann, der mich für den General hält? — Und er ist ein wahrer Landfisch geworden, ein sprachloses Ungeheuer. Verwünscht sei die öffentliche Meinung, der Mensch kann sie wie eine lederne Jacke auf beiden Seiten tragen ...

(Doch wie ist das alles unerträglich! Achill hört nicht mehr, er schreitet aufgeregt lachend und zähneknirschend, der Wandelbarkeit der Plebs nachdenkend, auf und ab. Dann plötzlich:)

Achilles: Du musst mein Gesandter an ihn sein, Thersites!

Thersites: Wer, ich? Ei, er gibt keinem Menschen Antwort. Antworten ist nicht seine Sache. Nur Bettler sprechen. Seine Arme sind seine Zunge. Ich werd' ihn Euch einmal vorstellen. Patroklus soll mich anreden und Ihr sollt sofort das Schauspiel Ajax' seh'n.

(Und mit der Wollust der Selbstqual geht Achill auf das Natternspiel ein, das ihn an Sturz und wüthende Insulten mahnt.)

Achilles: Geh zu ihm, Patroklus, sag' ihm, ich ersuche den tapfern Ajax ergebenst, den höchst tapfern Hektor einzuladen, unbewaffnet in mein Zelt zu kommen, und ihm ein sicheres Geleit zu verschaffen.

Patroklus: Jupiter segne den großen Ajax!

Thersites: Hm!

Patroklus: Ich komme vom würdigen Achilles —

Thersites: He?

Patroklus: . . . der dich ersucht, Hektor in sein Zelt einzuladen —

Thersites: Hm!

Patroklus: . . . und ihm sicheres Geleite bei Agamemnon auszuwirken.

Thersites: Agamemnon? Ha!

(Und er zieht die Augenbrauen hoch, lächelt mitleidig und verächtlich, beißt die Lippen, schaut nach dem Wetter aus und phantasiert von dem Augenblicke des Triumphes.)

Patroklus: Was meinst du dazu?

Thersites: Gott sei mit dir, von ganzem Herzen!

Patroklus: Deine Antwort, Herr?

Thersites: Wenn wir morgen schönes Wetter haben, so wird es auf die eine oder die andere Weise angeh'n. Wie es aber auch immer gehen möge, er soll für mich zahlen, ehe er mich bekommen wird.

Patroklus: Und deine Antwort, Herr?

Thersites: Leb' wohl von ganzem Herzen . . .

(. . . Er hört nicht einmal, hat für Dummheiten keine Zeit. . . Und so hat Achill gleich Hamlet seinen Schauspieler, an dessen Vorstellung er die Folge seiner Unthätigkeit abmisst; und das findet man possenhaft und fremd dem Stück?)

Achilles: Ei, in diesem Ton ist er doch nicht gestimmt?

Thersites: Nein, er ist vielmehr ganz und gar verstimmt. Was er für Musik in sich haben wird, wenn Hektor ihm den Hirnschädel eingeschlagen hat, das weiß ich nicht; gewiss aber weiß ich, keine, wenn nicht der Geiger Apoll seine Sehnen nimmt und Saiten daraus macht!

(Doch Achilles hört nicht mehr. Die Feuer der Nacht leuchten auf, Achilles fiebert. Ja, entschwunden ist Amor, und die Bestie Eifersucht peitscht die Seele. Ja, es muss sein; wie kann die Liebe standhalten? Leidenschaftlich ist die Begierde, einem Volke der Erste zu sein. . .)

Achill (plötzlich innehaltend — nur Löwen haben solche Töne): Komm, du sollst ihm sogleich ein Schreiben überbringen —

(Und er geht weiten Schrittes voraus, so dass er Thersites' letztes Wort:)

Thersites: Lass mich ein zweites seinem Pferd überbringen, das ist ein weit vernünftigeres Geschöpf!

(nicht mehr hört. Dann lässt er Thersit und Patroklus eintreten; und euch bangt um einen dröhnenden Actschluss? Wenn die Schlange befriedigt um Laokoons Glieder sich windet, wenn die Hölle jauchzt, weil es gelungen, Eifersucht in ein Herz zu werfen, wenn der Geier Witz das Abbild des Ajaxgethiers herbeischleppt, damit Achill es sehe und in Schmerzen sich winde: dann scheint euch das alles lächerlich und fremd der Gelegenheit? Aber du, unsterblicher Dichter! siehst die Flammen und Qualen dieses Herzens. Und verbirg es, wohlthätige Nacht, dass ganz wie bei Homer Achilles Augen plötzlich Thränen entstürzen, und dass er schluchzend, in abgerissenen Lauten, die Klage vor sich hinflüstert:)

Achill: Mein Geist ist trüb wie ein gestörter Quell —
Ich selber weiß nicht, was sein Grund verbirgt.

(Der Vorhang fällt, der dritte Act ist zu Ende — und wie ist es nun mit dem Worte, dass es in Cupidos Festspielen keine Ungeheuer gibt? Und nicht bloß wegen des breiten Schlachtschwertes steht Achilles in diesem Gedichte, sondern er ist unzerreißbar mit der Handlung verbunden und angefüllt mit der Seele des Problems.)

Und man sieht nun den mächtigen Dreiklang: Paris schwelgt, Troïlus stürzt sich in die Liebe, und den Achill reißt man von seiner Liebe los. Und schon beginnt Erkenntnis und Strafe: Verlust des kaum errungenen Glücks und Zusammenbruch einer inneren Welt. Denn sieh, Troïlus, der Retter, findet bei Paris kaum Mitleid, geschweige denn Hilfe, und Troja, das einen Diebstahl vertheidigt, liefert sein eigen Kind ohne Bedenken aus! Und noch mehr; auch du, Schönheit, stehst bereits zu Gerichte, der Dichter fasst dich in deinem Glück wie in deinen Thränen; ist deine Liebe dauerhaft oder nur Ausnützung der Gelegenheit? Hast du die Dialektiken und Ausdrucksweisen der Ziererei, oder ist dein Schmerz echt und einfach? Du kannst es nicht verbergen, das Weltenauge sieht bis auf den Grund. Es sah deine Schlüpfrigkeit, dann wie sich die Begierde zu maskieren wusste; und nun der Gürtel fiel, wird deine Seele selbst sich entschleiern — und im Momente der Trennung, wenn Troïlus vernichtet ist, wie wird's um dich steh'n?

Vierter Act.

Erste Scene.

Morgengrauen. In der Tiefe der Straße erscheinen Paris und Diomedes. Rechts hinter hohen Hecken mit geschlossenem Gartenthor die Hauptfront, dem Zuschauer zugewendet die Seitenfront des Hauses des Pandarus; zum Eingang der letzteren führt eine Treppe empor. Durch die auf schmalen Säulen ruhenden Bögen fällt der Blick in eine Halle, die zugleich Wohngemach ist. Im Hintergrund dieser Halle eine Thür; in dem Gemach, zu der sie führt, herrscht heute Brautfreude, und die beiden drinnen ahnen nicht, dass das Unglück vor der Thüre steht. Und mit unbeschreiblicher Kürze weiß Shakespeare zu charakterisieren; Paris kündet das Ende der seligen Träume an.

Paris: Hier also, Diomedes, wirst du, ach,
Ein schlimmer Gast bald sein; denn manche Thrän'
Fällt um den Rathschluss heut in diesem Haus.

Diomedes: Das Fräulein soll sehr lebhaft sein,
hör' ich?

Paris: Ja, ihre Augen, Wangen, Lippen reden,
Es schaut ihr lust'ger Sinn aus jedem Glied —
Doch heute, fürcht' ich, ist nicht Schäkernszeit —

(Aeneas mit Fackelträger erscheint.)

Sieh da, Aeneas!

Aeneas: Was, Prinz Paris hier?
Hätt' ich zu langem Schlaf so guten Grund
Wie Ihr, nur himmlische Geschäfte könnten
So früh mich locken aus dem Schlafgemach. (Alle lachen.)
Diomedes: So denk' auch ich.
Paris: Ein tapfrer Griech', Aeneas — Diomed. (Chevalereske Begrüßung.)
Aeneas: Wisst Ihr, mein Prinz, weshalb
Man mich so spät noch vor den Rath beschied?
Paris: Du musst bei Tagesanbruch diesen Herrn,
Der in Gesandtschaft hier ist, hergeleiten,
Und übergeben ihm — denk! — Cressida!
Halt Auswechslung!
Aeneas (erschrickt).
Paris (leise): Ich glaub' — vielmehr, ich weiß beinah gewiss,
Mein Bruder Troïlus weilt hier heute Nacht.
Weck' ihn und künd' ihm unsre Ankunft an.
Wohl fürcht' ich, hört die Botschaft er nicht gern.
Aeneas (voller Mitleid): Das ist gewiss! Ach, lieber säh' er wohl,
Man führte Troja weg nach Griechenland,
Als Cressida von Troja. — Und sagt, mein Prinz,
Ließ sich's denn gar nicht hindern?
Paris: Keine Hilfe!
Der bittre Zwang der Zeit begehrt es so. (Trübe Pause.)
Aeneas: Nun, gute Nacht. Auf Wiedersehen morgen —
Ein traur'ger Morgen! Armer Troïlus! (Ab.)
Diomed: Ja, ja.

(Neue Pause. Die eine wird mit Strömen Blutes gehalten, die andre gibt weg man um die Knochen eines alten Manns. Der Unterschied ist zu crass, Diomedes' „Ja, ja" zu deutlich — Paris kann endlich nicht mit der Frage zurückhalten:)

Paris: Und Ihr, mein Fürst — sprecht völlig unverhohlen
Und aufrichtig, ich bitte, als Soldat

Und braver Kamerad, ob Helena
Ich nicht weit mehr verdien', als Menelaus?

Diomed (betreten — dann mit kurzem Lachen): Ihr beide gleich. —
(Doch was Zartgefühl! Stellt der Tropf Fragen, so soll er's hören!)

Denn er verdient sie, der so nach ihr jagt,
Unabgeschreckt durch ihrer Ehr' Befleckung,
Mit Höllenpein und einer Welt voll Qual —
Und Ihr verdient sie, der Ihr sie vertheidigt,
Stumpf gegen ihrer Schande Beigeschmack,
Mit dem Verlust von Freunden und Besitz.
Er, der Unwürd'ge, schlürfte gern den Rest,
Den schalen, aus dem abgestandnen Fass,
Und Euch gefällt's — ach was!

(Er bricht ab. — Bei Shakespeare geht die ungeheure Geradheit noch weiter, und Paris, wie vom Donner gerührt, findet keine andere Erwiderung, als:)

Paris: Du sprichst für deine Landsmännin zu scharf!

Diomed (ungestüm, rauh — wie der Diomed des griechischen Sängers):
Scharf ist sie für ihr Vaterland!

Hör, Paris,
Für jeden Tropfen ihres feilen Bluts
Verblich ein griech'scher Mann; um jeden Gran
Ihres befleckten, angefaulten Fleisches
Sank ein Trojaner. Seit sie sprechen kann,
Sprach sie nicht soviel gute Wort' im Leben,
Als Griechen sie und Troërn Tod gegeben....

(Und was thut Paris jetzt zu Helenas Vertheidigung? Nun, ganz der Mann der Ilias, schüttelt er den Schimpf mühelos ab...)

Paris: Ach!... du handelst wie ein Käufer, Diomed,
Und tadelst das, was gern du kaufen willst.
Ich kenne ihren Wert — doch wozu reden?
Man stellt nicht prunkend aus, was uns nicht feil!

(Dies ist alles! Und diese Unempfindlichkeit, die nicht einmal für Helena eine That thut, diese Genussgier, um welche die Völker sterben, diese Herzenskälte, die durch kein fremdes Unglück im Vergnügen gestört wird — sie ward von Troïlus gerettet, und rührte sie auch nur den Finger für ihn?)

Zweite Scene.

Dies ist die Introduction; und nun eine wahre Romeo-Scene: die beiden draußen verschwinden, und die Liebenden treten aus dem Brautgemach in den Säulengang. Beide sind glücklich; auch Cressida; man sieht sie vor einem Stahlspiegel steh'n und rasch die aufgelösten Haare ordnen; sie achtet nicht des luftigen Gewandes.

Troïlus: Bemüh' dich, Theure, nicht; kalt ist der Morgen.
Cressida (sich an ihn schmiegend, schmollend): Ach! .... Liebster
Freund, ich rufe nur den Ohm,
Wer öffnet dir das Thor?
Troïlus (lachend): Du darfst ihn nicht bemüh'n, zu Bett,
zu Bett!
Die schönen Äuglein schließe linder Schlaf,
Und leih' so sanfte Fesseln deinen Sinnen,
Wie sorgenlosen Kindern —

(Er küsst sie, drängt sie von sich, geht. Aber wie er die Treppe hinunter ist, steht sie unter einem der Bögen —)

Cressida: Nun Ade!
Troïlus: Bitt' dich, zu Bett!

(Aber schon nimmt sie eine Hülle um und kommt eilends hinuntergelaufen, umfängt ihn wieder mit ihren Armen, und schmeichelt:)

Cressida: Bist meiner müde du?
Troïlus (zärtlich, glücklich:) O Cressida! (Dann zärtliche Entschuldigung): Der rege Tag, geweckt
Von Lerchen, jagt auch schrei'nde Krähen auf,
Die Nacht birgt länger unsre Freuden nicht,
Sonst schied' ich wahrlich nicht!
Cressida (seufzend): Die Zeit eilt rasch!
Troïlus: Fluch ihr! beim Giftmischen, da weilt die
Nacht
Lang wie die Höll', allein der Liebe Thun
Flieht sie auf Schwingen, rascher als Gedanken.

(Das Tuch gleitet von Cressidas Schultern.)

Kind, du erkältest dich und schiltst mich dann!
Cressida: O warte noch, nie wollt' ihr Männer weilen!

O Thörin, ich, wär' spröder ich gewesen,
Dann bliebst du noch! (Man hört eine Thüre gehen.) Horch, schon
ist jemand wach!

(Sie flüstert's entsetzt und eilt die Treppe hinauf, Troïlus verbirgt sich hinter dem Mauervorsprung —)

Pandarus (hinter der Scene): Was, sind hier alle Thüren offen?

Troïlus (ebenfalls flüsternd): Dein Oheim ist's!

(Gibt es Lieblicheres? — Aber auf einmal wird's anders.)

Pandarus (hervorkommend): Wie geht's, wie geht's? Wo ist meine Nichte? Hört, Mädchen, wo ist (mit Betonung) das Fräulein Cressida?

(Und da eilt die Zartheit fluchend die Treppe hinunter:)

Cressida: Zum Galgen geh, Nichtswürd'ger, du voll
Hohn!
Erst bringt er mich dazu, und spottet dann!

Pandarus (vor ihr einherlaufend): Was spott' ich? Wo spott' ich? Lass sie sagen, womit spott' ich?

(Troïlus hat sie eingefangen, sie droht mit erhobenem Arm.)

Cressida: Geht, geht! Pfui, Ihr selbst wart niemals gut
Und leidet's auch bei andern nicht!

Pandarus: Ha, ha! Armes Ding! Ach armes Puthühnchen! Ein böser Mann, der Ohm, dir solche Widerwärtigkeiten zu bereiten! Hol' ihn der Geier!

Cressida (halb lachend, halb böse): Sagt' ich's nicht?

[Es wird am Thor geklopft.]

Cressida (wie oben): Klopfte man dir nur den Kopf!

(In Flüsterton übergehend:)

Wer ist am Thor? Sieh, guter Oheim, nach.
Ach, Liebster, komm' zurück in meine Kammer.
Was lachst du so?

Troïlus: Haha!

Cressida: Du irrst dich! Komm!

Stärkeres Klopfen; Aeneas steht vor dem Thore.

Wie ernst sie klopfen. — Bitte, komm' herein,
Nicht um halb Troja darf man hier dich seh'n!

(Sie verschwinden. Den Oheim zu wecken kostete ihr kein Erröthen — vor andern aber muss man sich verbergen, dies ist ihr Zartgefühl. Doch das Klopfen dauert fort; es ist eine Scene wie in Macbeth; Pandarus eilt zum Gartenthor und bald werdet ihr ihn zusammenbrechen sehen.)

Pandarus: Wer da? Was gibt's denn? Wollt ihr das Thor einschlagen? Nun, Teufel, was gibt's denn?

Aeneas: Guten Morgen, Herr, Aeneas ist hier.

Pandarus: Was seh' ich, meiner Treu, Prinz Aeneas! Ich erkannt' Euch wahrlich nicht. So früh hier? Um Gotteswillen, weshalb?

Aeneas: Ist Prinz Troïlus nicht hier?

Pandarus (erschrocken, vielleicht erfuhr man alles und zieht ihn zur Rechenschaft): Hier? Was sollt' er denn hier?

Aeneas: Lasst das. Hier ist er. Verleugnet's nicht, es ist etwas sehr Wichtiges.

Pandarus (stammelnd): Er ist hier, sagt Ihr? Ich betheure Euch, das ist mehr als ich weiß. Ich kam sehr spät nach Hause. Aber was sollt' er denn hier?

Aeneas: Was? Nun denn... hör', du schadest nur, du nützest ihm nicht. Du meinst es gut und richtest Unheil an. Wiss' meinetwegen nichts von ihm, nur bring' ihn her. — So geh doch, geh!

(Doch da eilt Troïlus selber die Stufen herunter, und nun mögen wir die Psychologie der Verzweiflung studieren, und zugleich, wie man eine Scene disponiert. — Was kann man von Troïlus wollen? Ihm die Verbindung mit der Tochter des Verräthers untersagen? Aber o, er wird sich nicht beugen!)

Troïlus (sehr bleich): Was ist? Was gibt es denn?

Aeneas: Kaum hab' ich Fassung, dir's zu sagen, Prinz,
So traurig ist die Sache... Gleich erscheint
Prinz Paris und der Grieche Diomed. —
Antenor ist, der Alte, ausgeliefert,
Und für ihn sollen wir noch diese Stunde
Dem griech'schen Boten in die Hände liefern
Das Fräulein Cressida.

(Troïlus hat anfangs nicht verstanden, aber jetzt — der Schrecken benöthigt nicht vieler Worte:)

Troïlus: Das ward beschlossen?

Aeneas (traurig): Vom König und von Trojas ganzem Rath;

Gleich sind sie hier und setzen es ins Werk.

(Da bricht aus dem Herzen ein nicht zu bezähmendes Schluchzen; er weint, die Hand des Pandarus umklammernd und das Haupt auf Aeneas' Schulter gelehnt —)

Troïlus: Wie höhnt mich nun das kaum errungne Glück!

(Da fährt er auf — ha, ein rettender Gedanke:)

Ich geh' den Herr'n entgegen, und...

(er eilt schon dahin, neben ihm Aeneas.)

Ihr traft durch Zufall mich, Ihr fandet mich nicht hier -

Aeneas: Ja, ja, mein Prinz, des Himmels Geheimnisse sind stummer nicht —

(Sie sind fort, Pandarus ist wie vom Donner gerührt, dann beginnt er zu jammern:)

Pandarus: Ist's möglich? Wie gewonnen, so zerronnen? Der Teufel hole Antenor, der junge Prinz wird wahnsinnig werden.

Cressida (auf den Stufen zum Saal lauschend, leise): Was ist — was gibt's, was geht hier vor?

Pandarus: Ach, ach!

Cressida (traut sich endlich herunter): Was seufzt Ihr so? — Wo ist der Prinz? — Sagt, süßer Oheim, sagt, was geht hier vor?

Pandarus: Ach, ach, ich wollte, ich wäre so tief unter der Erde, als ich darüber bin —

Cressida: O Götter, was gibt's denn nur? —

Pandarus: — komm' herein, ich bitte dich, komm' herein. — Ich wollte, du wärest nie geboren. Ich wußte, du würdest sein Tod sein. O armer Prinz — der Henker hole Antenor — (er zieht sie mit sich ins Haus).

Cressida: O guter Ohm! Ach, knieend bitt' ich Euch,
Ich fleh' Euch an, sagt doch, was geht hier vor!

Pandarus: Du musst fort, Mädchen, du musst fort! Du bist für Antenor ausgeliefert und musst zu deinem Vater und fort von Troïlus. Es wird sein Tod sein, es wird Gift für ihn sein, er wird es nicht aushalten —

(und nicht wahr, sie wird zusammenbrechen, keines Wortes mächtig, betäubt?)

Cressida: O ihr ew'gen Götter! . . . Ich will nicht fort!

Pandarus: Du musst!

Cressida: Ich will nicht fort! . . . Ach, ich vergaß den Vater . . .

Kein andrer Freund und keine andre Liebe,
Kein Herz, kein Nächster ist mir, ach so nah,
Als Troïlus, mein Süßer. — O ihr Götter,
Nennt aller Falschheit Krone Cressida,
Wenn sie von Troïlus läßt! Gewalt, Zeit, Tod,
Thut diesem Leib an euer Äußerstes,
Doch meiner Liebe Grund und starker Bau
Bleibt, wie der Erde tiefster Mittelpunkt
So fest!

(Sie weint — sie ist so liebreizend. Wer legt Worte auf die Wage? Das Wort vom Mittelpunkt ist von Troïlus ausgeborgt, das Ganze Reminiscenz.)

(Sie hat auch Eigenes): Will hineingeh'n und weinen —

Pandarus: Ja, thu's, thu's!

Cressida: — mein glänzend Haar zerraufen,
Der Wangen Sammt zerkratzen, schluchzen, bis
Ich heiser werde und mein Herz im Ruf
Nach Troïlus bricht . . . Ich will nicht fort von hier!

(In die Halle ab.)

(Und Troïlus war so stumm! . . . Aber nun erscheint er wieder mit Paris und Diomed vor dem Garten. Paris eilt sehr —)

Paris: 's ist hoch am Morgen; die bestimmte Stunde,
Sie abzuliefern diesem tapfern Griechen,
Rückt rasch heran. (Es geht nichts über die Pünktlichkeit.)
Sag', lieber Bruder, du

Dem Fräulein, was ihr nun zu thun obliegt,
Und heiß' sie eilen sich.

(Doch nein, Troïlus bringt es nicht über sich, und bittet die beiden, sie zu holen —)

Troïlus (sich abwendend, die Thränen zu verbergen): Geht ihr hinein . . .

(Doch er ändert den Entschluss:)

Ich überbringe sie dem Herren gleich
Und überlief're sie in seine Hand,
Die (mit unterdrücktem Schluchzen) heut ein Altar ist — und Troïlus
Der Priester, der sein Herz zum Opfer bringt . . .

(Und Paris, er, der kein Opfer bringen musste?)

Paris: Ich weiß, was lieben heißt, und wünschte sehr,
Ich könnt' dir helfen, wie ich dich bedaure. —
Hinein nun, edle Herr'n, wenn's euch beliebt. —

(Sie gehen ins Haus. Doch Troïlus sinkt auf eine Bank hin und seines Herzens Leid bricht endlich in lauten Thränen hervor. — Und Cressida? In demselben Augenblick betritt sie wieder den Saal, eine Niobe in Thränen — und sie hat auch schon Toilette gemacht. Schwarzes Gewand.)

Pandarus: Mäßige dich, mäßige dich.

Cressida: Was sprecht Ihr mir von Mäßigung? Der Schmerz
Sitzt tief und frisst, bis zur Erschöpfung fast,
Und tobt in mir gleich stark wie das Gefühl,
Das ihn erregt — wie könnt' ich ihn verringern?

(Wie sie sich ausdrückt, dialektisch, gesucht!)

Könnt' ich die Leidenschaft ermäßigen,
Sie schwächer, kälter machen, dann geläng's
Auch abzukühlen meinen heißen Gram;
Doch nie verharscht die Lieb' in meiner Brust,
Noch Schmerz bei solchem kostbaren Verlust!

(und sie nimmt ein neues Kleidungsstück, das man ihr reicht, macht sich bereit, den Griechen zu empfangen — und was ist aus dem Nichtwollen geworden? Ist hier mehr als Halbliebe und Dreiviertelschmerz? . . . Man sieht, der Dichter belauscht jeden Athemzug des Gefühles: zuerst den Augen-

blick des herabsausenden Unglücks, dann den letzten Versuch, das Unheil zu ändern, dann die Erkenntnis der völligen Ohnmacht, und nun folgt das letzte Alleinsein, das letzte Wiederseh'n. Aber wie muss der Kritiker gerade hier die Darstellungskunst beneiden! Er muss am Schreibtisch die schreckliche Seelen-Vivisection betreiben, während uns im Theater die Grazie in Thränen so leicht über die Banalität hinwegtäuscht, über die hohle Rede, die aufflackernde Unbeständigkeit des Willens und der Handlungen! — Pandarus gewahrt endlich den Prinzen, und darauf stürzt auch Cressida mit plötzlichem Jammern aus dem Saale.)

Pandarus: Hier, hier, hier ist er — ach, meine Tauben!

Cressida: O Troïlus, Troïlus!

Troïlus (keines Wortes mächtig, sinkt an ihre Brust).

Pandarus: Was für ein Schauspiel ist das! Lasst mich Euch umarmen! O Herz — wie es in dem alten Spruche heißt —

O Herz, mein armes Herz,
Was stöhnst du, ohn' zu brechen?

und er antwortet:

Weil du nicht lindern kannst den Schmerz
Durch Freundschaft oder Sprechen.

(Wie sie sich traurig anblicken, wie der Jüngling vergebens nach Worten ringt!)

(Weinend:) Nun, meine Lämmer?

Troïlus: Ich liebe dich in so geklärter Reinheit,
Dass meine Glut die sel'gen Götter kränkt,
Da heller als Gebet von kalten Lippen
Mein Eifer flammt. Drum rauben sie dich mir.

Cressida: Sind Götter neidisch?

Pandarus: Ja, ja, das ist gar zu klar!

Cressida: Und ist es wahr, muss ich von Troja fort?

Troïlus: O schrecklich wahr!

Cressida: Und auch von dir?

Troïlus: Von Troja — von mir —

Cressida: Ist's möglich?

Troïlus: Und gleich — so dass die Tücke des Geschicks
Den Abschiedsgruß selbst hindert, jeder Frist
Gröblich vorbeistürzt, unsre Lippen roh

Um ihren Bund betrügt und der Umarmung
Gewaltsam wehrt, und unsre heil'gen Schwüre
In den Geburtswehn unsres Athems würgt —

(Er ringt die Hände, fasst sich an den Kopf, convulsivische Krämpfe durchschüttern ihn im Ganzen —)

Wir beide, die mit soviel tausend Seufzern
Einander kauften, scheiden nun so arm,
Mit trüber Kürz' und Zahlung eines einzigen.
Die häm'sche Zeit packt jetzt mit Räuberhast
Den reichen Diebstahl ein, sie weiß nicht, wie —

(Dann unter heißen Thränen, mit einem Weinen wie aus bedrückter Kinderseele:)

Soviel Ade, als Stern' am Himmel sind,
Rafft sie zusammen nun in ein Ade,
Und speist uns ab mit einem magern Kuss,
Den Salz verhaltner Thränen uns vergällt —

(Und er schluchzt fürchterlich. — Da ertönt eine neue Mahnung:)

Aeneas (ohne vorzutreten): Mein Prinz, ist das Fräulein bereit?

Cressida (fährt zurück).

Troïlus: Horch, schon ruft man — so ruft der Genius
Dem „Komm“ entgegen, dem den Tod er bringt. —

(Sie gehen die Stufen aufwärts)

Ein bischen nur Geduld, sie kommt ja gleich!

Pandarus: Wo sind meine Thränen? Regen her, dass sich der Sturm lege, oder mein Herz wird mit der Wurzel herausgerissen!

Cressida (ist schon im Saale, ordnet die Haare, nimmt einen Schleier um):
So muss ich zu den Griechen?

Troïlus: Keine Hilfe!

(Es gab eine — es gibt noch jetzt eine — doch vorbei!)

Cressida: Die trübe Cressida bei lust'gen Griechen!
Wann werden wir uns seh'n?

(Er lehnt, seiner nicht mächtig, am Thürpfosten. Nun muss er die Angst aussprechen, die ihm schier das Herz abdrückt —)

Troïlus: Hör', Liebe, sei mir nur im Herzen treu,
So —

(Doch sie unterbricht ihn:)

Cressida: Ich treu — wieso? Welch schlimmer Argwohn das?

(Aber er macht den Fehler gut.)

Troïlus: Nein, Liebe, hör', nimm freundlich auf das Wort,
Nicht lang ja bleibt uns zur Erört'rung Zeit!
Nicht als misstraut' ich dir, sag' ich, sei treu,
Denn selbst dem Tod werf' ich den Handschuh hin,
Dass fleckenlos dein Herz. Nein, dies „sei treu"
Sagt' ich nur so, um einzuleiten, was
Ich dir versprechen will: Ja, sei mir treu,
Und sicher wirst du bald mich wiederseh'n!

(Und er lächelt krampfhaft bei der Wiederholung des Wortes — nun hat er es doch gesagt und sie nicht verletzt. Und sie ist so gut, vergisst gleich die arge Kränkung —)

Cressida: O Freund, du setzest dich Gefahren aus,
So groß und drohend. Doch ich bin dir treu.

Troïlus (mit erstickter Stimme): So wird Gefahr mir Freund!
— Trag' diese Schleife.

Cressida: Du diesen Handschuh. — Wann werd' ich dich seh'n?

Troïlus: Die griech'schen Wachen werde ich bestechen,
Dich nächtlich zu besuchen. Nur — sei mir treu!

(Und da, was ist das? Sie entzieht ihm die Hand, und der von Küssen und Worten überfließende Mund ruft im Augenblick des Abschieds: —)

Cressida: O Himmel, treu schon wieder! —

(— in so heiliger Stunde Aufwallung? . . . Aber nun genug der Einzeichnungen des Erklärers! Die Entwicklung der Charaktere ist ja nun von selber offenbar.)

Troïlus: Hör', Lieb, weshalb ich's sage:
Die Griechenjünglinge sind sehr geschickt,
Verliebt und schön, reich von Natur begabt,
In Künsten und Praktiken sehr geübt.

Dass nun die Neuheit des dich reizen mag,
Ach, eine Art gutherz'ger Eifersucht —
Nenn', bitte ich, es tugendhafte Sünde —
Lässt's fürchten mich.

Cressida: O Gott, du liebst mich nicht!

Troïlus: Dann mög' als Schurk' ich sterben! Nein, mein Lieb,
In Zweifel zieh' ich minder deine Treu,
Als meinen Wert; ich kann nicht singen, nicht
So künstlich hopsen, oder schwatzen süß,
Noch feine Spiele spielen — alles Gaben,
Worin die Griechen fertig und geübt.
Doch weiß ich, dass in jeder dieser Künste
Ein still und stumm beredter Teufel lauert,
Der schlau versucht. — Lass du dich nicht versuchen!

Cressida (von ihm zurückweichend): Denkst du, ich will's?

Troïlus: Nein;
Doch oft geschieht auch, was wir nicht gewollt,
Und häufig sind wir Teufel für uns selbst,
Wenn wir die Schwäche unsrer Kraft versuchen,
Vertrauend ihrer wandelbaren Macht —

(Da plötzlich zweite Mahnung.)

Aeneas: Nun, lieber Prinz.

Troïlus: Also Ade —

Cressida (entzieht sich heftig seinen Armen).

Paris (vortretend): Komm, Bruder, komm!

(Und Troïlus steht vor Cressida gebrochenen Herzens — hat er es verdient, dass sie so zornig von ihm geht? Da ruft er denn in Bitterkeit:)

Troïlus: Ja, Bruder, komm, und bring' den Griechen mit!

(Darauf verschwindet Paris; Troïlus lehnt vernichtet am Thürpfosten — da wendet sie sich endlich zu ihm und spricht:)

Cressida (vorwurfsvoll): Mein Prinz, bleibt Ihr auch treu?

(Und er umschlingt sie, küsst sie, und die ganze Last des Grams entlädt sich in hinreißenden Worten.)

Troïlus: Wer, ich? Meine Fehl und meine Schwäche ist's:
Wo andre gierig nur nach Ruhme jagen,

Hasch' ich mit Einfalt nur nach schlichter Treu;
Wo andre schlau die Kupferkron' vergolden,
Nütz' ich mit schlichter Treu die meine ab.
(Mit erstickter Stimme:)
Nicht sorg' um meine Treu. Mein Wahrspruch, sieh,
Heißt Schlecht und recht — nach anderm tracht' ich nie . . .

(Und nun Ade — sie kommen — Ade, Jünglingstraum, fürs Leben . . . . Troïlus nimmt Cressida an der Hand, sie zögert, nimmt den Schleier vor das Gesicht . . . . Und käme an Diomedes' Stelle einer, der über sie nicht unterrichtet worden, er würde glauben, die empfindlichste Schamhaftigkeit und Zurückhaltung zu seh'n . . . . Und nun geht die Scene zu Ende; rasch und dürftig, nicht wahr, das ist die Meinung? Denn es fehlen die tiefsinnigen Jamben, und Cressida, was hat sie hier noch zu thun? Aber dem ist nicht so, zu wildbewegter Höhe steigt die Leidenschaft noch aufwärts, und wahrhaft zerrissenen Herzens bleibt Troïlus in Troja zurück. Todtenbleich führt er das Mädchen den Dreien bei ihrem Erscheinen entgegen, und spricht, oft stockend und am ganzen Leibe bebend:)

Willkommen, Diomed! Hier ist das Fräulein,
Das wir Euch für Antenor überliefern.
Am Hafen geb' ich sie in Eure Hand,
Und — (wie versagen ihm die Kräfte!) sag' Euch auf dem Wege,
was sie ist . . .
Begegn' ihr gut . . . und, Grieche, nimm den Schwur,
Wenn je dein Leben hängt an meinem Schwert,
Und du nennst Cressida, bist du so sicher,
Wie Priamus in Ilion . . . (und er drückt leidenschaftlich Cressidas Hand.)

(Da zieht Cressida den Schleier zurück, sie muss sich die Augen trocknen — und Diomedes, sie gewahrend, neigt sich vor ihr und misst den Knaben mit kurzem Blick)

Diomedes: Schönes Fräulein,
Den Dank spar', den der Prinz von dir erwartet;
Des Auges Glanz, der Himmel deiner Wangen
Erringt dir Rücksicht g'nug. Gebiete mir,
Und sei die Herrin ganz von Diomed.

(Und er lächelt, und Cressida verneigt sich so schüchtern — da wallt Troïlus auf und erwidert, bleich wie der Tod:)

Troïlus: Du, Grieche, bist nicht höflich gegen mich,
Dass du mein eifrig Bitten so beschämst

Durch dies dein Wort. Drum wisse, stolzer Herr,
Sie steht so hoch erhaben über deinem Lob,
Dass du nicht würdig bist, ihr Knecht zu sein!

(Große Aufregung. Cressida hält ihn zurück. Dem artigen Fremden so zu begegnen!.... Doch Troïlus läßt sich nicht beschwichtigen und fährt zornbebend fort.)

Ich sage, halt' sie gut, weil ich's befehle!
Beim Pluto, schwör' ich, unterläßt du es,
Brech' ich den Hals dir, nähm' Achilles dich,
Der Große, selbst in Schutz!

(Und da sieht man's: es spricht der Knabe, den der Fremde die Jugend fühlen ließ Cressida ringt die Hände. Doch einen Schritt zurücktretend und den gewaltigen Kopf vorneigend, spricht)

Diomed: Nicht zu hitzig, Herr!
Kraft Rangs und meiner Sendung darf ich sprechen,
Ganz wie ich will!

(Und er greift ans Schwert; man beschwört ihn, ruhig zu bleiben. Er fährt, den Gegner mit seinen Augen durchbohrend, zähneknirschend fort:)

Sind fort wir, werde ich
So handeln, wie ich will! Und dass Ihr's wisst,
Nichts thu' ich auf Befehl! — Mein Fräulein, Ihr
Sollt unsre Dienste finden nach Gebür;
Doch wenn man zu befehlen wagt, sag' ich,
Wie Muth und Ehre es gebieten: Nein!

(Ja, das ist ein Mann, ein eherner, ein ganzer; wie man vor ihm erschauert..... nicht wie beim Anblick des schwärmerisch verzückten und demüthigen Troïlus.... Und Paris und Aeneas beschwichtigen endlich den ungeberdigen Knaben —)

Troïlus (verzerrten Gesichtes): So kommt zum Thor. —
Und du wirst dies dein Prahlen
Gar oft mit Angst bezahlen um dein Haupt.

(Diomedes lacht, Cressida zieht den Schleier vor, voller Missvergnügen — wie kann man wegen einer Dummheit gegenüber einem so artigen Manne so aufbrausend sein!)

Gib, Cressida, die Hand!

(Sie muss es thun, Troïlus besteht darauf, dem Griechen zum Trotz, der ihm Missachtung erwiesen — und so verlassen sie die Stätte, wo sie

glücklich gewesen: er zerrissenen Herzens, sie mit dem Gefühle, dass es eine die Jugend bezwingende Männlichkeit gibt.... Dies ist das Ende dieser in der Literatur vielleicht einzig dastehenden Scene; und wundert ihr euch noch immer, wie Cressida später so rasch sinkt? O gewaltiges Denkmal aus der Zeit der Erneuerung der Künste! Dort bei den Griechen ist Thersites das Abbild des alten Satyrs, hier in Troja Pandarus die Verkörperung eines Faun; und Cressida, das ist Phryne, ihre Liebe die wandelbare Begierde, aus deren verpestetem Bauche sich Ungeheures ergießt. — Doch halt, noch ist Paris da, der Schlund, der jedes Glück in Troja aufzehrt; er muss ja noch sein Mitgefühl zeigen —)

(Trompetenstoß.)

Paris: Horch, Hektors Ruf!

Aeneas (seufzend): Wie uns der Morgen schwand. —
Der Prinz muss mich für träg und lässig halten;
Ich schwur, vor ihm noch drauß im Feld zu sein.

Paris: 's war Troïlus' Schuld! (Was für Scenen der machte, als ob's um Helena gienge!) Kommt, kommt ins Feld hinaus!

Aeneas (bitter): Ja frisch und munter wie ein Bräutigam!
Nun vorwärts, Hektor auf dem Fuß gefolgt,
Denn unsrer Heimat Ruhm und Ehre ruht
Heut nur auf Hektors Rittersinn und Muth. (Ab. Der Vorhang fällt.)

Vierte Scene.

Und nun zum Kampf hin. Griechisches Lager; weit rückwärts der Kampfplatz; dort geht Ajax gerüstet herum, der schon weiß Gott wann auf dem Platze eintraf, und sich nun im Angesichte des versammelten Volkes im Gefühle seiner Wichtigkeit sonnt.

Thersites: O wir haben Helden, und Ajax ist einer der größten, und es wird ihm auch ganz gut gehen. Nur wird er verrückt werden, der Stier, diese artige Verwandlung Jupiters. (Lachen und Murren.) Was, nicht? Also zu welcher Gestalt, als die er schon hat, könnte ihn Witz, mit Bosheit gespickt, und Bosheit, mit Witz vervollständigt, umgestalten? Zu einem Esel? Das wäre nichts, denn er ist beides, Esel und Schaf; zu einem Schaf? Auch nicht, denn er ist beides, Schaf und Esel. Wär' ich ein Kater, eine Fischotter, eine Eidechse, ein Mäusefalk, es sollte mich nicht kümmern; doch

Ajax zu sein — ich möchte mich gegen das Schicksal verschwören!

Eine Stimme: Und auch dagegen, geprügelt zu sein.

(Gelächter.)

Thersites: Fragt mich nicht, was ich möchte und nicht möchte, denn es kümmerte mich nicht, ein Maulesel oder ein Häring ohne Roggen zu sein, wenn ich nur nicht Ajax bin. (Agamemnon und Menelaus erscheinen): Heida, Geister und Feuer! Da kommt ja Einer, der Wachteln liebt — ein hinlänglich ehrlicher Bursche — hat nicht soviel Gehirn als Ohrenschmalz. Und mit ihm sein Bruder, der Stier, diese Hauptstatue und schiefe Denksäule der Hahnreie, dieser brauchbare Stiefelknecht, der an einer Kette an seines Bruders Beine hängt...

(Ajax kommt vom Kampfplatz heran, Agamemnon eilt ihm entgegen.)

Volk: Hoch, Ajax, hoch!

Thersites: Hoch schreit ihr? Hoch Mistgrube! Hoch Gossstein!

Agamemnon (mit ausgestreckten Armen): Noch vor der Zeit!
Wie immer kampfbereit,
Und frisch und munter! Gruß dir, theurer Held!

Volk: Hoch, hoch, hoch! —

(— Und die Fürsten warten — wenden sich wieder dem Kampfplatz zu. Da erscheint Achill, die Eifersucht treibt ihn doch aus dem Hause; und nun wird Ruhe geboten:)

Agamemnon: Nun mag laut der Drommete Ruf erschallen,
Furchtbarer Ajax, dass der Ton den Feind,
Den großen Hektor mahnt, du wartest sein!

Ajax (dem Manne Geld zuwerfend): Trompeter, hier für dich!
Und spreng' die Lungen,
Zerreiße mir dein ehern Instrument!
Blas, Schurke, bis die Backe aufschwillt, wie
Ein Kürbis; frisch die Brust gedehnt, dein Aug'
In Blut getaucht! Dem Hektor gilt dein Ruf!

(Trompetenstöße. Man wartet.)

Wie? Keine Antwort noch?

(Er spricht es mit gerunzelter Stirne, innerlich triumphierend — ha, Hektor überlegt sich's!)

Achill (lachend): Nun, nun, 's ist früh!

(Und da ertönt aus der Ferne wirklich schon der Trompetenstoß —)

Alle: Trojas Trompete!

Agamemnon: Seht, dort kommt die Schaar!

(Hektor, Aeneas, Troïlus und andere erscheinen.)

Aeneas: Dem Griechenrathe Heil! — Sagt, welcher Lohn
Harrt dessen, der den Sieg hat? Wollt ihr, dass
Die Kämpfer sich auf Tod und Leben schlagen?
Soll man sie etwa früher trennen, nach
Vereinbarung?

Agamemnon: Und was von beiden ist denn Hektors Wunsch?

Aeneas: Ihn kümmert's nicht, es ist ihm alles recht.

Achill: Das sieht ganz Hektor gleich; sehr schmeichelhaft
Auch ist es für den Gegner.

(Man sieht, die Eifersucht frisst.)

Agamemnon: Hier ist Held Diomed. Wie ihr mit Aeneas
Die Ordnung des Gefechts bestimmt, so sei's!
Auf Tod und Leben oder nur ein Gang.

(Diomed und Aeneas verbeugen sich, verhandeln im Hintergrunde und stecken den Kampfplatz ab, indes die beiden Kämpfer in gemessener Entfernung voneinander steh'n. In der Pause geht aber Nestor, von dem Rechte des Alters Gebrauch machend, auf die Seite der Troër hinüber, und begrüßt den troïschen Helden.)

Nestor: Oft sah' ich, tapferer Trojaner, dich
Wie als Geschicksvollstrecker blut'gen Weg
Du brachst durch unsre Jugend, heiß, wie Perseus,
Dein Phrygerross anspornend, Lösegeld
Und Gnadenruf verschmähend — und wie dann
Dein mächtig Schwert du in den Lüften schwangst,
Und nicht es senktest auf den Sinkenden. —
Dann sagt' ich oft zu denen, wo ich stand:

Seht, das ist Zeus, der Lebenspendende!
Auch sah ich ruhen dich und Athem schöpfen,
Wenn dich ein ganzer Griechenkreis umschloss,
Wie beim olymp'schen Kampf. Dies sah ich oft —
Doch dies dein Antlitz, stets in Stahl gehüllt,
Sah ich noch nie. Lass dich umarmen, Held!

Hektor: Lass dich umarmen, gute, alte Chronik,
Die mit der Zeit gieng Hand in Hand so lang;
Ehrwürdigster, mich freut's, dich zu umarmen!

Ulyss (ebenfalls verüberkommend): Mich wundert's jetzt, dass
jene Stadt noch steht,
Da wir hier ihre Stütz' und Pfeiler haben!

Hektor (ihm beide Hände reichend): Ich kenn' dein Angesicht,
Ulysses, wohl!
(Ernst.) Ach, Herr, manch Grieche und Trojaner fiel,
Seit ich dich selbst und Diomed zuerst
In Ilion sah als griechischen Gesandten.

Ulysses: Ich sagt' dir damals den Erfolg vorher.
Bis jetzt hat sich mein Wort nur halb erfüllt,
Denn jene Mauern, stolz die Stadt umschließend,
Die Thürme, deren Häupter Wolken küssen,
Werden die Füße küssen.

Hektor: Glaub' es nicht!
Dort steh'n sie noch, und ganz bescheiden glaub' ich,
Der Fall von jedem troïschen Stein wird kosten
'nen Tropfen Griechenblut!....
Das Ende krönt alles,
Und Zeit, die allgemeine Richterin,
Bringt einst das Ende!

Ulyss (herzlich): Sei's ihr überlassen!
Gütigster Hektor, herzlich grüß' ich dich!

Agamemnon: Verehrter Held, ich grüße dich als Einer,
Der los wär' lieber einen solchen Feind — (Lachend:)
Doch das heißt Gruß nicht; nein, versteh' mich besser:

Was war und was noch kommt, es sei bedeckt
Mit Hüll' und Trümmern der Vergessenheit
In diesem Augenblick!

Hektor: Dank sei dir, größter Herrscher Agamemnon!
(Den Achill gewahrend, wie elektrisiert:)
Ist dies Achill?

Achilles: Ich bin Achilles.

Hektor: Steh' still, ich bitte dich, lass anseh'n dich!

Achilles: Sieh dich recht satt!

Hektor (sich verletzt kurz umwendend): Es ist bereits gescheh'n.

Achilles: Du bist zu eilig! Ich durchmustre dir
Noch einmal Glied für Glied, als wär's zum Kauf.

Hektor (ironisch): So wie ein Jagdbuch blätterst du mich durch?
Doch es ist mehr in mir, als du verstehst!
(Unwillig, trotzig-düster:) Was drückt mich so dein Auge nieder, Mann?

Achilles: Ihr Götter, sagt, an welchem Theil des Körpers
Soll ich ihn treffen — hier, dort oder dort?
Dass ich den Ort der Wunde nennen kann
Und scharf das Thor bezeichnen, wo hinaus
Die Seel' des großen Hektor soll entflieh'n —
Antworte, Himmel!

Hektor (empört): Schmach wär' es für die Götter, stolzer Mann,
Antwort zu geben solcher (Pause) Frage! Sprich,
Glaubst du, man fängt mein Leben so im Spiel,
Dass sich vorher der Platz aussuchen ließe,
Wo man mich treffen will?

Achilles: Ja, sag' ich dir!

Hektor (aufwallend): Und wärst du ein Orakel, das so spräche,
Nicht glaubt' ich dir! Sei auf der Hut fortan!
Ich tödte dich nicht hier, nicht dort, nicht da —

Nein, bei dem Hammer, der Mars Helm geschmiedet,
Ganz tödt' ich dich, ja, über und über, ganz!

Aeneas und **Diomedes** (zurückkehrend): Nun vor zum Kampf, ihr Herr'n!

Hektor: Wohlan! — und Ihr verzeiht die Prahlerei;
Sein Hochmuth riss mich zu der Thorheit hin;
Doch meine That soll gleichen diesen Worten,
Sonst will ich nicht —

Agamemnon: Erregt Euch nicht, mein Prinz!

Aeneas: Auf, auf, ihr Herr'n, zum Kampf!

(Nun Ajax und Hektor ab in die Schranken. Geschrei, das Volk bildet einen Wall, hinter dem man die Fechtenden nicht sieht. Achill, Patroklus und Thersites blieben im Vordergrunde.)

Achilles (lacht.)

Thersites: Und du willst nicht zuseh'n? Den Staatshahn kümmert der Hahnenkampf nicht, auch wenn da einer ist, der auch einen großen Kamm hat? Nun klopfen und schlagen sie aufeinander los — ich für mein Theil will mich durchdrängen und zuseh'n. — Und du wirklich nicht? Eh, die Politik jener beiden Verschmitzten, na, du weißt schon, des verfaulten, alten, von Mäusen angefressenen Käses Nestor und des erbärmlichen Fuchses Ulysses hat dich doch hierher gelockt. Ja, ja, mit ihrer Politik hetzten sie diesen Stier Ajax auf, und das hat dich aufgehetzt, und wenn das große Thier dort siegt —

Achilles (erregt): Fort, Rabe!

Thersites: Hahaha! (Lärm auf dem Kampfplatz.) Hoho! Lauf', Thersites! Was ist denn los? (Er eilt hin. Stimmen klingen herüber.)

Nestor: Wahre dich, Ajax, wahre dich!

Troïlus: Hektor, du schläfst! Erwache!

Agamemnon: Herrlich, Ajax! Das heißt Hiebe ausgetheilt!

(Trompetenstöße.)

Diomedes und **Aeneas**: Genug, genug, ihr Herr'n!

Ajax: Nichts da! Kaum bin ich warm! Wir wollen weiter fechten!

Diomedes und Aeneas (sich mit ihren Stäben zwischen die Kämpfer werfend): Nichts da! Halt! Ihr dürft nicht mehr!

Diomedes: Wie Hektor will!

Hektor: Wohl denn, ich will nicht mehr!

Ajax (wild): Ich kam zu tödten dich und wegzutragen
Zuwachs zu meinem Ruhm durch deinen Tod!

Hektor: Nun gut denn, dir den Ruhm — ich will nicht weiter!

(Er kehrt rasch auf die Bühne zurück, geradeaus Achilles entgegen.)

Ich bitt' dich, lass im Feld dich wiederseh'n;
Der Krieg ist Spielerei, seit du die Sache
Der Griechen aufgabst!

Achilles (mit furchtbarer Stimme): Du ersuchst mich, Hektor?
Treff' ich im Feld dich, bin ich grimm wie Tod!

Hektor: Gib die Hand mir drauf!

(Pause.)

Ajax: Ach geh', Achilles, stell' dein Drohen ein!
Kannst's täglich ja genug mit Hektor treiben,
Wenn Lust du hast; das ganze Volk, fürcht' ich,
Bewegt dich nicht, mit ihm zu kämpfen!

Agamemnon (rasch zu Ajax): Still, stell' dein Reden ein!
(Zu Hektor:) Wenn ich Gewähr für meine Bitten fände,
Dann wünschte ich, der tapfre Hektor träte
In unsre Zelte, heute uns zu ehren
Als werter Gast bei einem Kriegermahl.

Hektor: Aeneas, ruf' mir Bruder Troïlus,
Und melde diesen freundlichen Besuch
Den Troern, die auf meine Rückkehr warten.
Bei diesen werten Kriegern bleiben wir
Zum Mahle heut.

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Act.

Griechisches Lager. — In der Mitte, in der Tiefe der Bühne, das Zelt des Rhisus. — Vorne ein Baum; eine Bank darunter. — Gegen Sonnenuntergang; in der Ferne Rufe: Hoch Hektor!

Erste Scene.

Cressida und Diomedes, beide unter dem Baum.

Diomedes: Also, mein Schützling?

Cressida (lachend): Nein, nein, Wächter, so vertraut sind wir noch nicht!

Diomedes: Und was sagtest du jüngst? Daran willst du nicht mehr denken?

Cressida: Denken? — Ja.

Diomedes: So thu's und lass dein Herz gleich sein mit deinem Wort.

Cressida: Ach du Honigsüßer! Wie er zur Thorheit zu locken versteht, als ob man jedem gleich schön singen könnte!

Diomedes: Nun, so —

Cressida: Ach, ich will dir etwas sagen — Gewiss, ich kann nicht! Was willst du denn von mir? Ach ja, ich weiß, wie ihr uns mit Demuth ködert und mit Vergessen belohnet!

Nein, nein, dies ist's, worin die Frauen fehlen:
Der Augen Irrthum lenkt auch ihre Seelen.
Was Irrthum führt, geht irr'; und darum ist,
Ein Herz, vom Aug' beherrscht, der Tück' und List
Ganz preisgegeben — (Man hört Schritte.)
Himmel, man kommt! O Gott, wenn man dich säh', du Böser! (Sie flüchtet ins Zelt; Diomedes ihr nach.)

Zweite Scene.

Achilles und Patroklus erscheinen, später Thersites.

Achilles (horchend): Mit griech'schem Wein erhitzen sie sein Blut,
Und morgen kühlt mein Schwert es wieder ab.

Patroklus: Da kommt Thersites!

Thersites (aus der Ferne rufend): He holla! Holla he!

Achilles: Was gibt's, du neidisch Aas, du krust'ge Beute der Natur?

Thersites (für sich): Ei, du Gemälde von dem, was du scheinst, du Abgott thörichter Anbeter! (Laut:) Hier ist ein Briefchen für dich.

Achilles: Von wem, du Brocken?

Thersites (wie oben): Aus Troja, du volle Narrenschüssel, aus Troja! (Achilles tritt beiseite und liest.)

Patroklus: Wer blieb im Zelte, während du fort bist?

Thersites: Kein Unverstand, denn du bliebst heraußen.

Patroklus: Äußerst witzig, du Widerwärtigkeit! Wozu sind diese ewigen Beschimpfungen nothwendig?

Thersites: Bitte, nur still, mein Junge! Seh einer den Herrn Angst an! Was, Dame-schlag'-dich-nicht, soll ich mit dir anders umgeh'n?

Patroklus: Sagst du mir das, Schurke, sagst du mir das?

Thersites: Ja, dir das, Bleichgesicht, dir das! Und darnach alle faulen Seuchen des Südwinds, Bauchgrimmen, Flüsse, Stein- und Rückenschmerzen, Schläfrigkeit, kalte Schlagflüsse, Triefaugen, Leberverschleimung, keuchende Lungen, Eiterbeulen, Hüftschmerzen, Kalkgruben in der flachen Hand und Glieder- und Gichtschmerzen sammt dem runzligen Lehngut der Krätze sollen treffen und zweifach treffen solche unmenschliche Lumperei!

Patroklus: Was, du verdammte Geiferbüchse, was willst du mit diesen Verwünschungen?

Thersites: Verwünsch' ich dich?

Patroklus: Nun, nicht etwa, du morsches Stückfass, du elender Hundelump, nicht etwa?

Thersites: So? Und was bist du denn so obenhinaus, du eitle, luft'ge Flocke von abgehaspelter Seide, du grünseidnes Wetterdach für ein böses Auge, du Trobbel an eines Verschwenders Geldbeutel, du? Ach, wie doch die arme Welt

mit solchen Wasserfliegen verpestet ist, mit solchen Diminutivchen der Natur!

Patroklus: Fort, Galle!

Thersites: Fort, Finkenei!

Achilles (wieder zu ihnen tretend, zieht den Patroklus beiseite, in großer Erregung): Theurer Patroklus! Mir ist ganz vereitelt
Mein großer Vorsatz zu dem Kampf auf morgen!

Patroklus (erschrickt).

Achilles: Hier ist ein Brief, sieh, von Polyxena
Und ihrer Mutter, heißer Klagen voll;
Vorwürfe machen sie, beschwören mich,
Den Eid zu halten.

Patroklus: Achill!

Achilles (verzweiflungsvoll): Nein! Ich brech' ihn nicht!

Patroklus: Und Ruhm und Ehre sind dir nichts? Wohlan!
Lass mich hinaus, und kostet es das Leben!
Nicht soll man künftig mich mit Schmach besudeln —

Achilles: Gut, geh'! Fall', Hellas, sink' hin, Ruhm und Ehre!
Hier ist der Schwur, der mich vor allem hält!

Patroklus (bricht in grelles Lachen aus. Beide ab).

Dritte Scene.

Thersites allein.

Thersites: Das sind Helden. Die Helden haben Brief bekommen. Mit ihrem vielen Blut und ihrem wenigen Gehirn werden sie viel ausrichten. Nichts als Schlemmerei; lauter liederliche Bursche! (Es ist Nacht geworden; in Rhisus' Zelt wird Licht gemacht.) Halt, da ist auch etwas! (Zum Zelt hinschleichend und hineinspähend:) Aha, Diomed! — Dieser Diomedes da ist doch ein falscher, garstiger Bube, ein ganz ungerechter Schuft. Ich will ihm nicht mehr trauen, wenn er von der Seite schielt, als einer Schlange, wenn sie zischt. Wenn er Wort hält, dann sehen es gewiss Propheten voraus; er ist ein Wunderzeichen, das irgendwo eine drohende Veränderung

anzeigt. Die Sonne borgt vom Mond, wenn Diomedes Wort hält. — (Wendet sich zum Geh'n.) Nein, ich verzichte lieber darauf, Hektor zu seh'n, als dass ich dem Diomed nicht aufpasste. Immer steckt er um das trojanische Mädel da herum — will mal aufpassen! (Man hört Schritte; er versteckt sich in der Nähe des Zeltes.)

Vierte Scene.

Ulysses und Nestor erscheinen.

Ulysses: Ich seh' ihn nicht; wie oft Aeneas rief:
Prinz Troïlus! Troïlus! — niemand findet ihn.
Er streicht, besorg' ich, hier im Lager um,
Und kundschaftet, indes im Zelt man zecht.

Nestor: Schon möglich.

Ulysses: Und sein Volk, sagst du, erhofft
So viel von ihm?

Nestor: Sie preisen ihn als Helden
Trotz seiner Jugend schon, und nennen ihn
Noch zart, doch ohne Gleichen; fest von Wort,
In Thaten redend und kein Zungenheld.
Nicht leicht gereizt, doch dann auch schwer beschwichtigt;
Offen und frei von Herzen und von Hand,
Da, was er hat, er gibt, spricht, was er denkt.
Doch lenkt beim Geben Urtheil sein Geschenk,
Und rein ist stets sein Wort wie sein Gedanke;
Männlich wie Hektor, doch gefährlicher.
Denn Hektor, selbst in Zornesglut, wird leicht
Gerührt durch Mitleid — Er, im Schlachtensturm,
Ist rachedürstiger als Eifersucht.
Ein zweites Hoffen, gleich stark wie auf Hektor,
Baut man auf ihn — so sagt mir Hektor selbst —

Ulysses: Mit einem Wort, die Zukunft birgt Gefahr!
Sieh da, er kommt. Ich bitte, kehr' zurück
Zum Fest; durch Zufall, soll es scheinen, treff'
Ich ihn.

Nestor: Sehr wohl. Leb' wohl, mein Freund. (Ab.)

Fünfte Scene.

Ulysses; in seinem Versteck Thersites; Troïlus im Gespräch mit einem griechischen Soldaten.

Ulysses: Sieh da, mein Prinz, du weilst nicht bei dem Fest?

Troïlus: Mein Held Ulyss, ich gehe graden Weg —
Ich fragte nur nach Rhisus' Lagerzelt.

Ulysses: Hier ist's; dort weilt heut, scheint mir, Diomed,

(Der Soldat auf einen Wink ab)

Der nicht gen Himmel, noch zur Erde sieht
Und einzig die verliebten Blicke kehrt
Zur schönen Cressida.

Troïlus (bestürzt): Wie? Ist es möglich?

Ulysses: Hm; Euch wundert das?
Sagt mir im Ernste, welches Rufs genoss
In Troja Cressida?

Troïlus: Wie fragt Ihr, Herr? Ist Diomedes drin?

Ulysses: Pfui über sie; es schaut ihr üpp'ger Sinn
Aus jeglichem Gelenk und Körperglied.
O diese Nymphen, die so zungenglatt,
Die schon im voraus den Willkommen bieten
Und weit die Tafeln ihres Herzen öffnen
Für jeden gier'gen Leser — merke sie
Als schlechte Beute der Gelegenheit
Und Töchter niedrer Lust. Kommt, lieber Herr!

(Rhisus kommt, und tritt, ohne sie zu sehen, ins Haus.)

Troïlus: Um Gotteswillen, Herr, sprecht Ihr von ihr?

Ulysses: Still, Jüngling, still!

Troïlus: Ist's möglich? Wird die Lieb' so rasch verletzt?

(Diomed tritt aus dem Zelt.)

Ulysses: Hieher, dass uns die Fackel nicht verräth!

(Sie verbergen sich hinter einem Zelt.)

Sechste Scene.

Diomedes; ihm auf dem Fuße folgt Cressida.

Diomedes (nach vorausgegangenem Flüstern): Pah, pah, einem andern sag's. Was versprachst du mir, dass du mir geben wirst?

Cressida: Ich bitte, halt' mich nicht bei meinem Schwur.
Fordr' alles, nur nicht das, mein süßer Grieche!

Diomedes: Gute Nacht!

Troïlus: Ha, so vertraut!

Cressida: Diomedes —

Diomedes: Nein, nein, gute Nacht; ich mag nicht dein Narr mehr sein.

Cressida: Hör' doch! Nur ein Wort ins Ohr! (Sie flüstern.)

Troïlus: O Pest und Wahnsinn!

Thersites: Brand und Verderben über dich, Schurkerei!

Ulysses: Du bist gereizt, Prinz, lass uns geh'n, bitt' ich;
Dein Unmuth möchte sich entladen sonst
In Zornesthat — gefährlich ist der Ort,
Die Zeit ist mordbequem; ich bitte, kommt!

Troïlus: Sieh, bitt' ich!

Ulysses: Nein, mein theurer Prinz, kommt fort!
Die Sinne schwindeln Euch, kommt, werter Prinz.

Troïlus: Ich bitt' Euch, bleibt.

Ulyss: Euch fehlt die Fassung, kommt!

Troïlus: Ich fleh' Euch, bleibt. Bei Höll' und Höllenqualen,
Ich will kein Wort mehr sprechen.

Diomedes: Nun, gut' Nacht.

Cressida: Nein, doch Ihr geht in Ärger.

Troïlus: Schmerzt dich das?
Verwelkte Treu!

Ulysses: Nun, mein Prinz?

Troïlus: Beim Zeus,
Ich will geduldig sein.

Cressida: Ha, Vormund, Grieche!

Diomedes: Pah, pah, ade! Ihr treibt Euer Spiel mit mir.

Cressida: Wahrhaftig, nein! Kommt nur noch einmal her!

Ulysses: Ihr bebt, mein Prinz! Was ist das? Wollt Ihr geh'n?

Ihr brecht sonst los.

Troïlus: Sie streicht die Wange ihm.

Ulysses: Kommt!

Troïlus: Nein, bleibt! Beim Zeus, mir soll kein Wort entfahren.

Zwischen den Kränkungen und meinem Willen
Steht auf der Wacht Geduld. Bleibt noch ein Weilchen.

Thersites: Wie der Teufel Lüsternheit mit dem fetten Wanst und dem Kartoffelfinger diese beiden zusammenkitzelt! Siede, Wollust, siede!

Diomedes: Doch willst du noch?

Cressida: Gewiss, ich will, sonst trau' mir nimmermehr!

Diomedes: Gib mir ein Pfand der Sicherheit hiefür.

Cressida: Ich will eins holen. (Ab.)

Ulysses: Ihr schwurt Geduld!

Troïlus: Seid unbesorgt, mein Fürst,
Ich will nicht ich sein, will nicht merken, was
Ich fühle, will Geduld sein, ganz und gar.

(Cressida tritt wieder auf.)

Thersites: Jetzt kommt das Pfand, jetzt, jetzt, jetzt!

Cressida: Hier nimm die Schleife, Diomed.

Troïlus: O Schönheit, wo ist deine Treu!

Ulysses: Mein Prinz!

Troïlus: Ich will geduldig sein, zumindest äußerlich!

Cressida: Du siehst die Schleife an? Beschau sie wohl.
Er liebte mich — ich Falsche! — Gib sie mir zurück!

Diomedes: Wem war sie?

Cressida: Einerlei! Sie ist wieder mein!
Ich will Euch nun nicht treffen morgen Nacht;

Ich bitt' Euch, Diomedes, fernerhin
Besucht mich nicht.

Thersites: Jetzt schärft sie. Gut gesagt, Wetzstein!

Diomedes (mit ihr ringend). Ich muss sie wieder haben!

Cressida: Was denn?

Diomedes: Je nun, das!

Cressida: O gute Götter! — Art'ges, art'ges Pfand!
Dein Herr liegt jetzt zu Bett und denkt an dich
Und mich; und seufzt, nimmt meinen Handschuh, drückt
So liebe Küsse der Erinnerung drauf,
Wie ich auf dich. — Nein, nimm sie mir nicht fort!
Wer sie mir nimmt, der nimmt mein Herz.

Diomedes: Dein Herz besaß ich schon; ihm folgt das Pfand.

Troïlus: Ich schwor Geduld.

Cressida: Ihr sollt's nicht haben, Diomed, Ihr sollt nicht,
Ich geb' Euch etwas andres.

Diomedes: Dies will ich.
Wem war's?

Cressida: Geht dich nichts an.

Diomedes: Komm, sag' an, wem's war?

Cressida: Einem, der mich mehr
Geliebt, als Ihr es jemals werdet. Doch —
Da Ihr es habt, behaltet's.

Diomedes: Wem gehört' es?

Cressida: Bei den Gefährtinnen Dianens dort,
Und bei ihr selbst, nicht sag' ich, wem's gehörte.

Diomedes: So steck' ich morgen es an meinen Helm
Zu dessen Qual, der's nicht zu fordern wagt.

Troïlus: Wärst du der Teufel selbst und trügst du es
An deinem Horn, gefordert würd' es doch!

Cressida: 's ist nun gescheh'n! Vorbei! Und doch — noch nicht;
Ich halte nicht mein Wort.

Diomedes: Gut denn, fahr' wohl,
Du sollst den Diomed nie wieder äffen!
Cressida: Ihr sollt nicht geh'n. Wenn man ein Wort
nur sagt,
Fahrt Ihr gleich auf.
Diomedes: Ich mag nicht solche Possen!
Thersites: Ich auch nicht, beim Himmel, du Schuft, ich auch nicht!
Diomedes: Wie? Soll ich kommen? Wann?
Cressida: Ja, kommt — o Zeus! —
Kommt! — mich wird es quälen. (In der Ferne werden Stimmen laut.)
Mein Gott, wenn man mich sieht — des Nachts allein
Mit dir — was wird man denken!
Diomedes: Hahaha!
Cressida: Leb' wohl, auf Wiederseh'n!
Diomedes: Leb' wohl! Vergiss nur nicht!
(Cressida ab ins Zelt; Diomedes schlägt sich zur Seite in eine der Zeltgassen.)
Ulyss: 's ist aus, mein Prinz.
Troïlus: Ja, aus! aus! aus!

Siebente Scene.

Die Obigen, ausgenommen Diomedes und Cressida. — Agamemnon, Hektor, Ajax, Nestor, Menelaus, Aeneas kommen mit Fackelbegleitung, die meisten angeheitert, vom Mahle.

Agamemnon: Wir gehen unrecht hier.
Ajax: Nein, es ist dort — dort, wo das Licht wir seh'n — dort ist mein Zelt.
Hektor: Ich mach' Euch Müh'.
Ajax: Nein, gar nicht; herzlich freu' ich mich,
Zu Gaste Euch bei mir zu seh'n. Beim Zeus!
Du hast gekränkt mich, werter Held, allein
Es thut nichts — wahrlich, du hast Arme! Ja!
Hektor: Doch wo bleibt Troïlus nur?
Aeneas: Ich schau' mir schon
Seit einer Stund' die Augen nach ihm aus,

Und schreie: Troïlus, Unglücksjunge, wo,
Wo bist du?
Ajax: Ach, der Prinz ist hier vielleicht,
Auf Abenteuer aus, auf lustige —
Nichts kann gescheh'n ihm! (Alle lachen.)
Agamemnon: Nun, tapfrer Held, wünsch' ich dir gute Nacht,
Und überlasse Ajax dich.
Hektor: Dank! Gute Nacht, und für die Gastfreundschaft
Nehmt nochmals Dank!
Alle: Nein, dir Dank! Gute Nacht!
(Alle ab.)

Achte Scene.

Ulyss und Troïlus treten aus ihrem Versteck hervor; Thersites noch immer verborgen.

Ulysses: Nun, was stehst du noch?
Troïlus: Um mir im Geiste still zu wiederholen
Ein jedes Wort, das hier gesprochen ward.
Doch sag' ich, was die beiden hier gesagt,
Lüg' ich dann nicht, indem ich Wahrheit sage?
Denn jetzt noch ist ein Glaub' in meiner Brust,
Ein Hoffen, so beharrlich und so stark,
Das Aug' und Ohr, die Zeugen, Lügen straft,
Als wäre dieser Sinne Thätigkeit
Zur Täuschung und Verleumdung nur geschaffen.
War's Cressida?
Ulysses: Ich kann nicht zaubern, Kind.
Troïlus: Sie war's nicht!
Ulyss: Ach, sie war es ganz gewiss!
Troïlus: Wie? mein Verneinen klingt doch nicht nach Wahnsinn?
Ulyss: Noch meines, Prinz; sie war soeben hier.
Troïlus: Dann glaub's nicht, glaub's nicht, zu der Frauen Ehre!

Bedenk', wir hatten Mütter! gib nicht Anlaſs
Den gift'gen Tadlern, ohne Grund bereit
Zur Schmähſucht, daſs ſie meſſen das Geſchlecht
Nach Creſſida; denk' lieber, ſie war's nicht!

Ulyſs: Was that ſie, unſre Mutter zu entehren?

Troïlus: Nichts ganz und gar, wofern ſie dies nicht war.

Therſites: Will er ſich aus ſeinen eigenen Augen
herausreden?

Troïlus: Dies ſie? Nein, die war jenes Creſſida!
Hat Schönheit Seele, dann war ſie es nicht;
Hält Seele Schwüre, und ſind Schwüre heilig,
Und freut die Götter das, was heilig iſt, —
Wenn in der Einheit ſelbſt ein Maßſtab liegt:
So war ſie's nicht. O Wahnſinn ſolcher Worte,
Die für und wider mich zugleich hier ſprechen!
O Widerſtreit, wo ſich Vernunft empören
Muſs, um Vernunft zu bleiben, und wo man
Ihr ganz entſagen muſs, um ſie nicht ganz
Zu verlieren: ſie iſt's und iſt es nicht!
In meinem Buſen da entſteht ein Kampf
Von grauenhafter Art, daſs, ach, ein einig Ding
Viel weiter ſich als Erd' und Himmel ſpaltet,
Und doch läſst der gewalt'ge Spalt und Riſs
Nicht Raum für ein Atom, hindurchzudringen,
Fein wie Arachnes abgeriſſner Faden!
Beweis! Beweis! ſo ſtark wie Plutos Thor:
Mein iſt ſie, mit des Himmels Band verbunden;
Beweis, Beweis! ſtark wie des Himmels Band:
Des Himmels Bande ſind gelöſt und locker;
Ein andrer Knoten, den fünf Finger knüpften,
Verband der Treue Trümmer, Liebesbrocken,
Bruchſtücke, Biſſen ihrer ſchon einmal
Verzehrten Treue nun dem Diomed!

Ulyſs: Kann auch mein Troïlus zur Hälft' empfinden
Von dem, was er ſo leidenſchaftlich ſpricht?

Troilus: Ja, Grieche! Bald verkündet er es weit
In Lettern, blutigroth wie Mavors Herz,
Durchglüht von Venus. Nimmer liebt' ein Jüngling
Mit also ewigem und festem Sinn,
Hör', Grieche, wie ich liebte Cressida!
Und ganz so hass' ich glühend Diomed.
Mein ist die Schleif', die er am Helm will tragen.
Wär' es ein Helm, geschmiedet von Vulcan,
Mein Schwert wird ihn zertrümmern. — Nicht die Flut
Des grausen Meers, die Hurricano heißt,
Durch Sonnen-Allmacht massenhaft geballt,
Soll donnernder im Sturz Neptunus' Ohr
Betäuben, als mein Schwert, wenn es gezückt
Auf Diomedes fällt.

Thersites: Er wird ihn schon kitzeln für seine Buhlerei.

Troilus: O Cressida, du Falsche, Falsche, Falsche!
Zu deinem schnöden Namen hingestellt,
Erscheint der ärgste Meineid noch als rein!

Ulysses: Mäßige dich, armer Prinz, mäßige dich! Komm, komm, komm!

Troilus (im Abgeh'n): Fahr' hin, Verworfene! — Und Diomed,
Behüt' den Kopf dir! — Ach, wie ist mein Kopf
Mir wüst und wirr! (Beide ab.)

Neunte Scene.

Thersites tritt aus seinem Versteck hervor.

Thersites: Ich wollte, ich träfe den Schurken Diomedes. Ich wollte wie ein Rabe krächzen; ich wollt' ihn beschreien, ich wollt' ihn beschreien. O, viele sind hier, die gäben mir wer weiß was, wenn ich ihnen von dieser Dirne sagte. Lumperei und Schlemmerei, immer Krieg und Schlemmerei — die bleiben allein ewig in der Mode —

(Der Vorhang fällt.)

Verwandlung.
Scene vor Priamus Palast, wie im ersten Act, erste Scene.

Zehnte Scene.

Hektor und Andromache treten auf.

Andromache: Wann war so unsanft je mein Herr gestimmt,
Dass jeder Mahnung er sein Ohr verschloss?
Entwaffn', entwaffne dich, ficht heute nicht!

Hektor: Du zwingst mich, rauh zu sein. Geh, mach' dich fort!
Bei den Unsterblichen, ich werde geh'n!

Andromache: Mein Traum verkündet Unheil diesem Tag.

Hektor: Ich sage, schweig'!

(Cassandra tritt auf.)

Cassandra: Wo ist mein Bruder Hektor?

Andromache: Hier, Schwester, und zum blut'gen Werk bewehrt.
Stimm' mit mir ein in lautes, heißes Fleh'n,
Beschwören wir ihn knieend; denn mir träumt'
Von blut'gem Aufruhr, und die ganze Nacht
Hab' ich geseh'n nur Schrecken, Todtschlag, Mord.

Cassandra: O, das ist wahr!

Hektor: Ho! Stoßt in die Trompete!

Cassandra: Zum Angriff nicht, beim Himmel, liebster Bruder!

Hektor: Hinweg, die Götter hörten meinen Schwur!

Cassandra: Für übereilten Schwur sind taub die Götter;
Es ist ein unrein Opfer, größ'rer Greul
Als eines Opferthiers befleckte Leber.

Andromache: O gib Gehör! Halt' nicht für heilig, aus
Gerechtigkeit zu schaden; 's wär' dasselbe,
Wollt'st du freigiebig sein mit Diebesgut
Und rauben, plündern aus Barmherzigkeit.

Cassandra: Der gute Vorsatz leiht dem Eide Kraft;
Ein Schwur auf andern Vorsatz bindet nicht.
Entwaffne dich, mein Hektor!
Hektor: Still, sag' ich;
Die Ehre trotzt dem Wetter des Geschicks.
Wert hat das Leben; doch dem Mann von Wert
Ist Ehre viel, viel werter als das Leben!
(Troïlus tritt auf.)
Nun, Knabe, denkst du heut ins Feld zu geh'n?
Andromache: Cassandra, ruf' den Vater uns zum Beistand!
(Cassandra ab.)
Hektor: Nein, junger Troïlus, leg' den Harnisch ab,
Ich bin heut ganz von Kriegermuth durchströmt.
Lass erst erstarken deiner Sehnen Band,
Und wag' dich jetzt noch nicht zum grimmen Strauß.
Geh', braver Junge, und entwaffne dich;
Ich kämpfe heut für Troja, dich und mich.
Troïlus: Bruder, dir wohnt' des Mitleids Fehler bei,
Der mehr für Löwen als für Menschen passt.
Hektor: Was für ein Fehler? Bitte, schilt mich drum.
Troïlus: Wenn oft schon die gefangnen Griechen fallen
Vom Schwunge und dem Wehen deines Schwerts,
Rufst du: steh' auf und leb'!
Hektor: Ein schönes Spiel!
Troïlus: Nein, Hektor, Narrenspiel! Beim Zeus!
Hektor: Wieso? Wieso?
Troïlus: Bei aller Götter Huld,
Das Klausner-Mitleid lass daheim den Müttern;
Und haben wir den Panzer angeschnallt,
So wohne gift'ge Rach' auf unsrem Schwert,
Und lenk' es, bar der Gnade, nur zu Tod.
Hektor: Pfui, Wilder, pfui!
Troïlus: Hektor, das ist der Krieg!
Hektor (beiorgt): Du solltest heut nicht kämpfen, Troïlus.
Troïlus: Wer will mich hindern?

Nicht Schicksal, noch Gehorsam, noch Mars selbst,
Winkt' er mir auch mit feur'gem Stab zurück;
Nicht Hekuba, noch Priam auf den Knien,
Und netzte ihnen Thränenflut die Wangen —
Noch, Bruder, du mit dem gezückten Schwert
Kannst mich verhindern, noch den Weg vertreten,
Es wäre denn durch meinen Fall.

(Cassandra kommt zurück mit Priamus.)

Cassandra: Halt' du ihn, Vater, halte ihn zurück.
Er ist dein Stab; wenn du den Halt verlierst,
Fällst du, auf ihn gelehnt, und Troja mit —
Ja, alles stürzt!

Priamus: Komm, Hektor, kehre heim!
Dein Weib sah Träume, Zeichen deine Mutter,
Cassandra weissagt, und auch ich bin plötzlich
Wie ein Prophet begabt, und künde dir,
Dass dies ein Tag voll schlimmer Zeichen ist.
Drum kehr' zurück!

Hektor: Aeneas ist im Feld,
Und ich gab vielen Griechen schon mein Wort
Bei Kriegertreue, heute Morgen mich
Zu stellen unter ihnen.

Priamus: Und doch, thu's nicht!

Hektor: Ich darf die Treu' nicht brechen. Theurer Vater,
Ihr kennt als folgsam mich, drum lasst mich nicht
Der Ehrfurcht Pflicht verletzen, nein, erlaubt
Ausdrücklich mir den Schritt zu thun, den Ihr
Mir jetzt verbietet, königlicher Herr!

Cassandra: O Priam, gib nicht nach!

Andromache: Thu's nicht, mein Vater!

Hektor: Andromache, ich bin durch dich gekränkt;
Wenn du mich wirklich liebst, so geh' hinein.

(Andromache ab.)

Troïlus: Die abergläubisch träumerische Närrin
Macht all die Angst.

Cassandra: Leb' wohl, o theurer Hektor.
Sieh, wie du stirbst! Sieh, wie dein Aug' erlischt!
Sieh, wie dein Blut aus vielen Wunden strömt!
Hör' Troja schluchzen, Hekuba hör' stöhnen!
Wie tobt der Schmerz Andromachens der Armen!
Sieh Unheil, Wahnsinn, Raserei, entsetzt
Gleich tollen Larven durcheinander taumeln
Und schrei'n, ach: Hektor todt! Ach Hektor todt!

Troïlus: Hinweg! — Hinweg!

Cassandra: Leb' wohl! Doch Hektor — nein, ich gehe fort,
Ganz Troja und dich selbst betrügt dein Wort!

(Cassandra ab.)

Hektor: Ihr steht verwirrt durch ihr Geschrei, mein Fürst.
Geht, tröstet Troja, mich zieht's in die Schlacht
Zu Ruhm und Sieg; den meld' ich heute Nacht.

Priamus: Leb' wohl! Steh'n dir die Götter schirmend bei!

(Priamus und Hektor zu verschiedenen Seiten ab. Feldgeschrei.)

Troïlus: Sie kämpfen — horch! — Nun, Grieche, wahre dich!
Ich hol' mein Eigenthum, und wenn's den Arm mir kost'.

(Indem Troïlus abgehen will, tritt von der andern Seite Pandarus auf.)

Pandarus: Höre, mein Prinz, hörst du nicht?

Troïlus: Was ist?

Pandarus: Hier ist ein Brief von Eurem armen Mädchen.

Troïlus: Lass mich lesen.

Pandarus: Was schreibt sie?

Troïlus: Worte, Worte, nichts vom Herzen, Worte —
In Wahrheit geht sie einen andern Weg. (Zerreißt den Brief.)
Fort, Wind zum Wind, da dreh' und wende sich's.
Mit Wort und Täuschung fertigt sie mich ab,
Indessen sie dem andern Thaten gab.

(Zu verschiedenen Seiten ab.)

(Der Vorhang fällt.)

Verwandlung.
Schlachtfeld. Feldgeschrei. Sonnenuntergang.

Elfte Scene.

Handgemenge. Paris und Menelaus treten fechtend auf; hinter ihnen Thersites athemlos einherlaufend.

Thersites: Jetzt klopfen und schlagen sie aufeinander los! Nach sieben Jahren finden sie endlich Zeit für einander, der Hahnrei und der Lump! — O Spass für Götter, da muss ich zuseh'n, und schade, dass du nicht da bist, Dame Helena! Da gibt es was für ein lustiges Gelächter! — Drauf los, Stier! Drauf und dran, Hund! Drauf, Paris — kß, kß, mein edelster Hahnrei! — Schau, schau, der Stier ist im Vortheil, hüte dich, Paris, hüte dich vor seinen Hörnern! (Paris und Menelaus ab.)

(Patroklus mit den Myrmidonen tritt auf.)

Was, das Fräulein auch da, in dieser blutigen Gesellschaft? Hühner werden gerupft, Blut gibt es, mein allerzartestes Fräulein! (Patroklus mit den Myrmidonen ab.) Und natürlich kein Achilles dabei! Nichts da, Helden brauchen nicht das Waffentragen. — Ajax auch nicht. — Und der verschmitzte, heuchlerische Bube Diomed hat des schäbigen, schwärmerischen, närrischen jungen Kerls von Troja Schleife auf seinem Helm. — Darum schlagen sich wieder die beiden! Ich sähe sie gerne aufeinander rennen; derselbige junge trojanische Esel, der in die Dirne da verliebt ist, sollte den schuftigen Mädchenjäger mit blutigem Kopfe zu der heuchlerischen, verbuhlten Dirne zurücksenden, wenn die Gerechtigkeit, die abgedankte Matrone, nicht auf beiden Augen blind, und der Donnerschleuderer nicht auf beiden Ohren taub wäre in dieser schönsten aller Welten . . . Sachte! Da kommt Schleife und der andere!

(Diomed tritt auf, verfolgt von Troïlus.)

Troïlus: Flieh' nicht, denn stürztest du dich in den Styx,
Ich schwämme nach!

Diomed: Missdeute nicht den Rückzug!
Ich fliehe nicht, entzieh' der Überzahl
Mich nur, um bessern Vortheil zu erseh'n.
Jetzt sieh dich vor!

Troïlus: Verräther Diomed! Tritt her, Verräther,
Und zahl' mit deinem Leben mir die Schmach!

Diomed (lachend): Du weinerlicher Knab', ist dies dein Zeichen?

Thersites: Halt die Metze, Grieche! Für deine Dirne, Trojaner! Und die Schleife! Und die Schleife!

(Hektor tritt auf.)

Hektor: Was, Troïlus? So recht, mein jüngster Bruder!

(Diomed entweicht, Troïlus ihm nach.)

(Zu Thersites:) Wer bist du, Grieche? Bist du Hektors wert?

Thersites: Nein, nein, ich bin ein Schuft, ein schmähsüchtiger Kerl, ein ganz abscheulicher Kerl!

Hektor: Ich glaube dir's, drum lebe!

Rufe: Die Myrmidonen! Die Myrmidonen!

Hektor: Was, die Myrmidonen? (Ab.)

Thersites: Der Teufel breche dir das Genick, dass du mich so erschrecktest! Was ward aus den beiden liederlichen Burschen? Ich denke, sie haben einander verschlungen; über das Mirakel wollte ich lachen! Doch gewissermaßen verzehrt die Schlemmerei sich selbst. Ich will sie suchen. (Ab.)

(Agamemnon und Nestor stürzen auf die Bühne.)

Agamemnon: Vorwärts, vorwärts! Schlag auf Schlag entmuthigt unsre Reih'n!

Nestor: Ach, ach! Die Myrmidonen sind durchbrochen, Patroklus getödtet! Eilt! Verstärkungen herbei!

Agamemnon: Eilt, meldet es Achill, Patroklus ist todt. Wie Stroh fallen die Unsrigen, reif für Hektors Sense. Vorwärts jeder Mann, sonst sind wir alle hin!

(Ulysses tritt auf.)

Ulyss: Muth, Fürsten, Muth, Achill der Große, ist
Gerüstet, racheschnaubend, weint und flucht.
Patroklus' Tod erweckt' sein schläfrig Blut,

Wie der geschlagnen Myrmidonen Zustand,
Die hand- und nasenlos, zerhackt, zerfetzt,
Vom grausen Hektor weg sich zu ihm flüchten.

(Achill tritt auf.)

Alle (ihm jauchzend entgegen).

Achilles: Wo ist Hektor?
Komm, Knabenwürger, zeig' dein Angesicht!
Merk', was es heißt, Achill im Zorn zu treffen.
Hektor, ho Hektor! Ich will nichts als Hektor!

Alle: Hektor, ho Hektor!

Achilles: Schart euch um mich, ihr meine Myrmidonen!
Thut nichts als auf Befehl, thut keinen Streich,
Und schont des Athems Kraft. Und wenn entdeckt
Den blut'gen Hektor ich, umzingelt ihn
Und euren Arm gebraucht in grimmster Art.
Blickt scharf auf mich, bleibt nah zu mir gesellt,
Und folgt auf Schritt und Tritt. Bedenkt, 's ist Krieg!
Bedenkt, mit Hektor fällt auch Ilion!

(Sie marschieren im Takte ab.)

(Paris und Menelaus von der einen, Thersites von der andern Seite treten wieder auf.)

Thersites: Wie, noch immer im Kampf? Keiner noch todt? Nicht in sieben Jahren noch in zwei Stunden hatte die Feigheit Gelegenheit, die eine die andre zu tödten? O ihr Hunde, ihr Denkmale der wahren Dauerhaftigkeit!

(Hektor und Troïlus treten auf.)

Hektor: Sieh da, Paris im Kampf? So recht, Paris! So recht, Bruder!

Troïlus (will dem Paris zu Hilfe eilen).

Hektor (ihn zurückhaltend): Pfui, Bruder, Zwei gegen Einen!

Troïlus: Bruder, Bruder, das ist unser Verderben! Den Feinden Tod! Krieg ist Krieg! (Menelaus flüchtet sich, Paris ihm nach.)

(Jemand tritt in prächtiger Rüstung auf.)

Hektor: Steh, Grieche, steh, bist mir ein gutes Ziel!

Nicht? Willst du nicht? Dein Waffenschmuck gefällt mir!
Ich breche ihn und lockre jeden Nagel.
Willst du nicht steh'n, du Vieh? Nein, Troïlus,
Ich treff's allein! Sieh, wie der Feigling flieht! (Hektor und der Grieche ab.)

(Diomed tritt auf.)

Troïlus: Treff' ich dich wieder, Memme? Steh! flieh nicht!

Diomed: Knabe Troïlus, Thränenknabe, komm heran!
Wo ist mein Page? Bursche, lauf und bring'
'nen schönen Gruß dem Fräulein Cressida! (Sie ringen.)

Troïlus: Nein, bei der Flamme des ergrimmten Himmels,
Ich lass dich nicht! Hör', Schicksal, hör' mein Wort:
Mir gilt es gleich, rafffst du mich heute fort! (Beide fechtend ab.)

(Pause. — Wüthendes Kampfgetümmel. — Hurrahgeschrei der Troër. — Die Griechen werden zurückgedrängt. — Es wird Abend. — Trompeten blasen beiderseits zum Rückzug.)

(Hektor tritt auf mit der Rüstung des gefallenen Griechen.)

Hektor: In schöner Schale ganz verfaulter Kern,
Die schmucke Rüstung brachte dir den Tod.
Das Tagwerk ist gethan. Nun ausgeruht:
Ruh' Schwert, du hast die Fülle Tod und Blut!

(Er nimmt den Helm ab und hängt den Schild hinter sich.)

(Achill und die Myrmidonen treten auf.)

Achill: Ha! treff' ich dich endlich?

Hektor: Ha! du hier?

Achill: Sieh, Hektor, wie die Sonn' im Sinken ist,
Die grause Nacht ihr an die Fersen haucht;
Und bei der sinkenden Sonne düstrem Roth
Sinkt mit dem Tag auch Hektor in den Tod.

Hektor: Bin ohne Wehr; wirst nicht den Vortheil achten!

Achill: Was, Vortheil! Ilion ist der Preis! Sink' hin,
Denkst du zu spielen, bleib' im Frau'ngemach!

(Hektor fällt.)

So fall' nun, Ilion, auch — stürz' Troja ein,
Dein Herz, dein Mark, dein Arm war, der hier liegt!

Auf, Myrmidonen, ruft und ruft es wieder:
Achilles schlug den mächt'gen Hektor nieder!

(Jauchzen.)

Nacht deckt mit Drachenflügeln das Gefild
Und trennt, gleich einem Schiedsmann, beide Heere.
Den Leichnam bindet an des Rosses Schweife,
Dass ich den Troër übers Schlachtfeld schleife.

Rufe: Achilles schlug den großen Hektor nieder!
Hoch Achill!

(Pause. — Nacht. — In der Ferne verhallende Rufe: Hoch Achill, der Besieger Hektors! Aeneas mit einem trojanischen Trupp tritt auf, in ihrer Mitte der verwundete Troïlus, sie betten ihn sorgsam.)

Troïlus: Hektor todt!

Aeneas: Still, still, noch sind wir nicht verloren ganz,
Noch gibt es Rettung uns —

Troïlus: Ach, todt! und von des Mörders Rossen wird
Er schrecklich durchs beschämte Feld geschleift!

Aeneas: Mein Prinz, raub' nicht dem Heere allen Muth.

Troïlus: Grollt, Götter, führt die Rache schnell zum Ziel;
Von euren Thronen höhnet über Troja!
Macht kurz den Jammer — Gnade nenn' ich das;
Zieht unsern sichern Fall nicht lange hin —
Hektor ist todt!

Alle: Hektor ist todt.

Troïlus: Wer meldet Priam dies, wer Hekuba?
Wer ewig Unglücksrabe heißen will,
Der geh' nach Troja melden Hektors Tod.
Ein solches Wort macht Priamus zu Stein,
Macht Quell'n und Nioben aus Frau'n und Mädchen,
Bildsäulen aus der Jugend — setzt vor Schreck
Ganz Troja außer sich. Hektor erschlagen!
Hier endet jedes Wort.

Aeneas: Still, still, mein armer Junge, still!

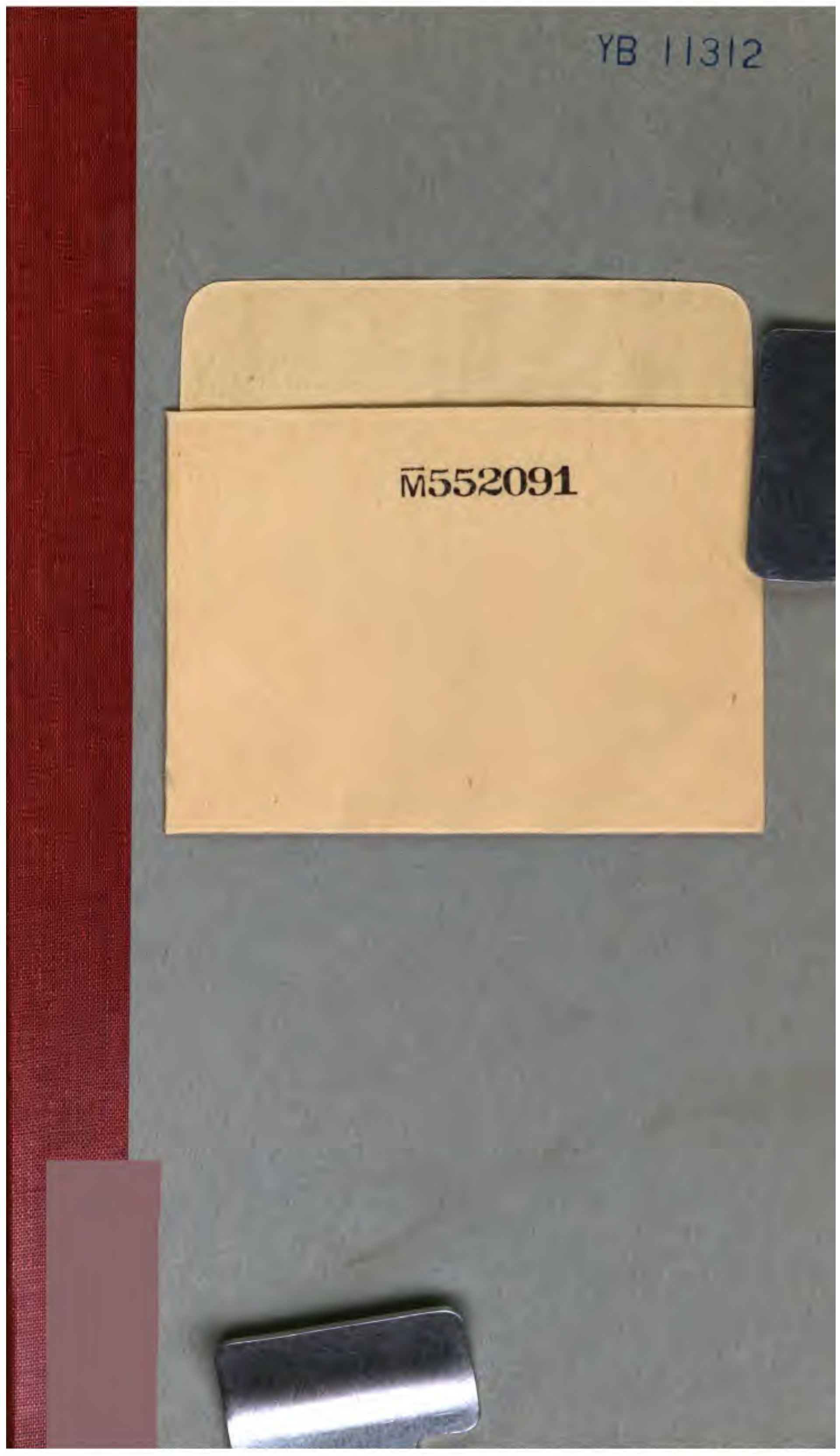
Troïlus: Verruchtes, schnödes Lager du, so stolz
Dahingepflanzt auf unsrem Phrygerfeld,
Fluch dir!
Du blut'ge Riesenhand, die weggemäht
Die letzte Blum' aus blutgedüngtem Feld,
Und Scheußlichkeit zurückließ, sei verflucht!
Und Fluch dir, Riesenfalschheit!
Kein Raum, kein Grab je scheide unsern Hass;
Stets folg' ich nach dir als dein bös Gewissen,
Das rasch wie Wahnwitz Schreckgespenster schafft —
Bis übers Grab hinaus! —
Hektor, ich komme! Freunde, sagt zu Hause,
Wenn man nach mir euch fragt: — ich war zu blind —
Hektor, ich folge dir — sagt, Troïlus war schuld!

(Er stirbt. In der Ferne Rufe: Hoch Achilles! Der Vorhang fällt.)

Ende.

K. und k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.

K. und k. Hofbuchdrucker Fr. Winiker & Schickardt, Brünn.



YB 11312
M552091

